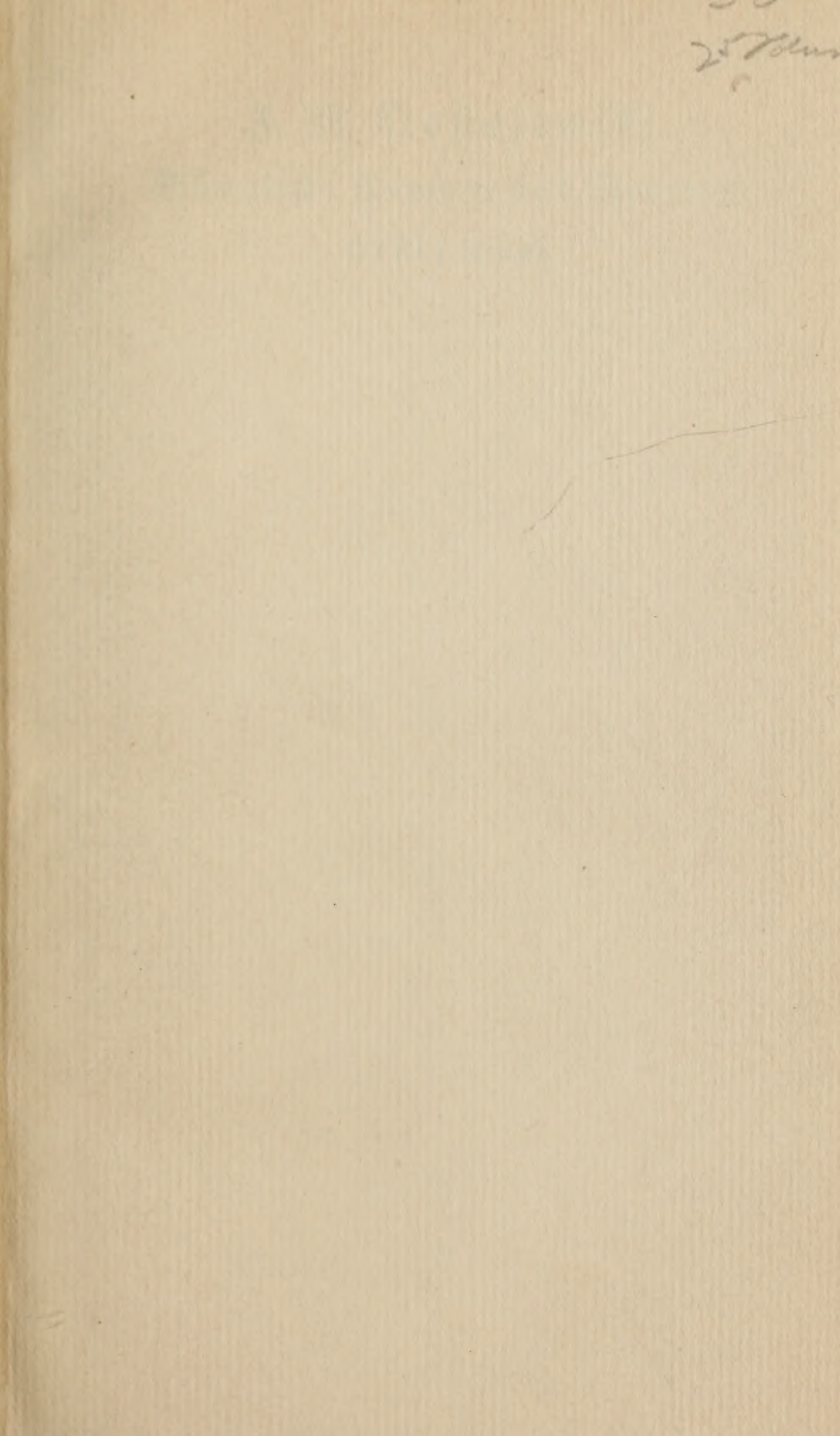
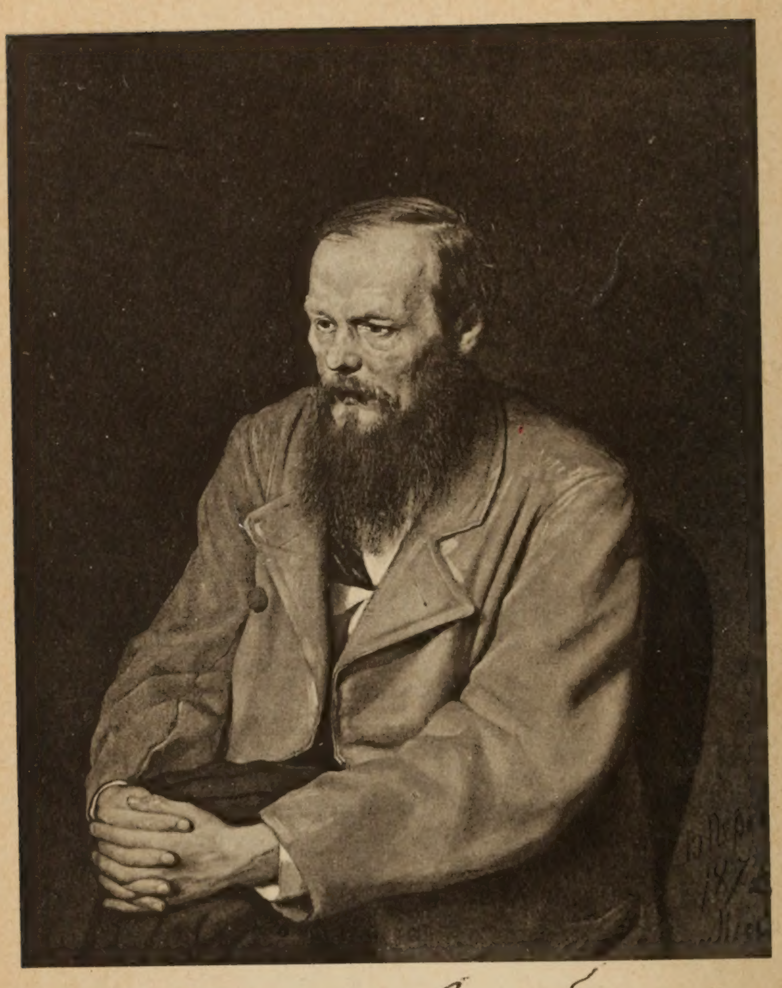

3 1761 08821354 1



F. M. Dostojewski

Sämtliche Romane und Novellen

Erster Band



Arme Leute

*

Ein Roman

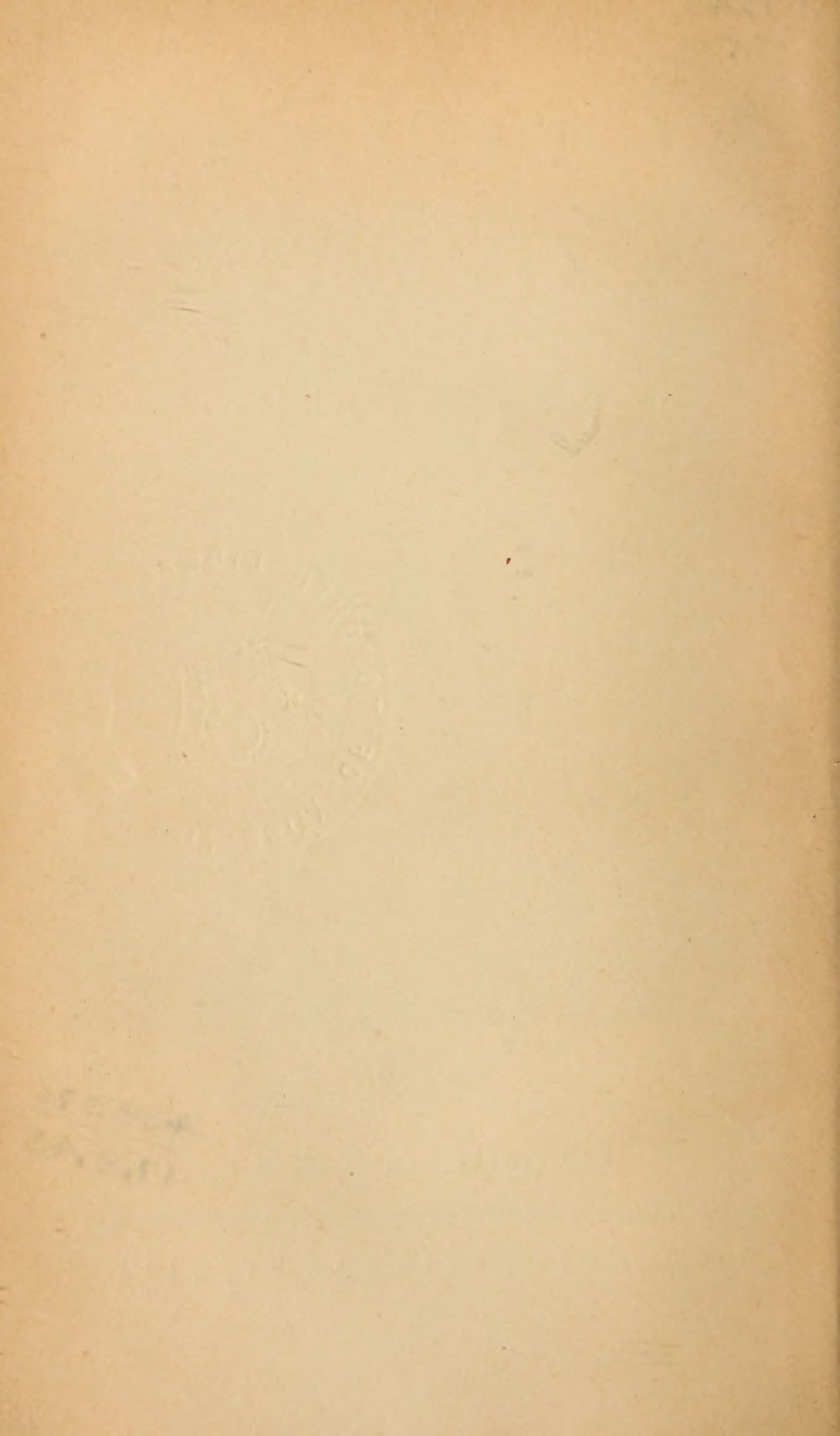
von

F. M. Dostojewski



Übertragen von H. Röhl

Im Insel-Verlag zu Leipzig



Einleitung
zu einer Ausgabe von Dostojewskis sämtlichen Romanen und Novellen

von

Stefan Zweig

Einklang

Daß du nicht enden kannst, das macht dich groß.
Goethe, Westöstlicher Divan

Es ist schwer und verantwortungsvoll, von Fjedor Michailowitsch Dostojewski und seiner Bedeutung für unsere innere Welt würdig zu sprechen, denn dieses Einzigen Weite und Gewalt will ein neues Maß.

Ein umschlossenes Werk, einen Dichter vermeinte erstes Nahen zu finden und entdeckt Grenzenloses, einen Kosmos mit eigen kreisenden Gestirnen und anderer Musik der Sphären. Mutlos wird der Sinn, diese Welt jemals restlos zu durchdringen: zu fremd ist erster Erkenntnis ihre Magie, zu weit ins Unendliche verwölkt ihr Gedanke, zu fremd ihre Botschaft, als daß die Seele unvermittelt aufschauen könnte in diesen neuen wie in heimatlichen Himmel. Dostojewski ist nichts, wenn nicht von innen erlebt. Im Tiefsten müssen wir die eigene Kraft des Mitfühlens und Mitleidens erst prüfen und stählen zu einer neuen gesteigerten Empfänglichkeit: bis zu den untersten geheimsten Wurzeln unseres Wesens müssen wir graben, um die Zusammenhänge mit seiner erst phantastischen und dann wundervoll wahren Menschlichkeit zu entdecken. Nur dort, ganz im Untersten, im Ewigen und Unabänderlichen unseres Seins, Wurzel in Wurzel, können wir uns Dostojewski zu verbinden hoffen; denn wie fremd scheint äußerem Blick diese russische Landschaft, die, wie die Steppen seiner Heimat, weglose und wie wenig Welt von unserer Welt! Nichts Freundliches umfriedet dort lieblich den Blick, selten rät eine sanfte Stunde zur Rast. Mystische Dämmerung des Gefühls, trächtig von

Blitzen, wechselt mit einer frostigen, oft eisigen Klarheit des Geistes, statt warmer Sonne flammt vom Himmel ein geheimnisvoll blutendes Nordlicht. Urweltlandschaft, mystische Welt hat man mit Dostojewskis Sphäre betreten, uralt und jungfräulich zugleich, und süßes Grauen schlägt einem entgegen wie vor jeder Nahheit ewiger Elemente. Bald schon sehnt sich Bewunderung gläubig zu verweilen, und doch warnt eine Ahnung das ergriffene Herz, hier dürfe es nicht heimisch werden für immer, müsse es doch wieder zurück in unsere wärmere, freundlichere, aber auch engere Welt. Zu groß ist, spürt man beschämt, diese erzene Landschaft für den täglichen Blick, zu stark, zu beklemmend diese bald eisige, bald feurige Luft für den zitternden Atem. Und die Seele würde fliehen vor der Majestät solchen Grauens, wäre nicht über dieser unerbittlich tragischen, entsetzlich irdischen Landschaft ein unendlicher Himmel der Güte sternenklar ausgespannt, Himmel auch unserer Welt, doch höher ins Unendliche gewölbt in solchem scharfen geistigen Frost, als in unseren linden Zonen. Beruhigter Aufblick aus dieser Landschaft zu ihrem Himmel spürt erst die unendliche Tröstung dieser unendlichen irdischen Trauer, und ahnt im Grauen die Größe, im Dunkel den Gott.

Nur solcher Aufblick zu seinem letzten Sinne vermag unsere Ehrfurcht vor dem Werke Dostojewskis in eine brennende Liebe zu verwandeln, nur der innerste Einblick in seine Eigenheit das Tiefbrüderliche, das Allmenschliche dieses russischen Menschen uns klarzutun. Aber wie weit und wie labyrinthisch ist dieser Niederstieg bis zum innersten Herzen des Gewaltigen! Machtvoll in seiner Weite, schreckhaft durch seine Ferne, wird dies einzige Werk in gleichem Maße geheimnisvoller, als wir von seiner unendlichen Weite in

seine unendliche Tiefe zu dringen suchen. Denn überall ist es mit Geheimnis getränkt. Von jeder seiner Gestalten führt ein Schacht hinab in die dämonischen Abgründe des Irdischen, jeder Aufschwung ins Geistige rührt mit seiner Schwinge bis an Gottes Antlitz. Hinter jeder Wand seines Werkes, jedem Antlitz seiner Menschen, jeder Falte seiner Verhüllungen liegt die ewige Nacht und glänzt das ewige Licht: denn Dostojewski ist durch Lebensbestimmung und Schicksalsgestaltung allen Mysterien des Seins restlos verschwistert. Zwischen Tod und Wahnsinn, Traum und brennend klarer Wirklichkeit steht seine Welt. Überall grenzt sein persönliches Problem an ein unlösbares der Menschheit, jede einzelne belichtete Fläche spiegelt Unendlichkeit. Als Mensch, als Dichter, als Russe, als Politiker, als Prophet: überall strahlt sein Wesen von ewigem Sinn. Kein Weg führt an sein Ende, keine Frage bis in den untersten Abgrund seines Herzens. Nur Begeisterung darf ihm nahen, und auch sie nur demütig in der Beschämung, geringer zu sein als seine eigene liebende Ehrfurcht vor dem Mysterium des Menschen.

Er selbst, Dostojewski, hat niemals die Hand gerührt, um uns an sich heranzuhelfen. Die anderen Baumeister des Gewaltigen in unserer Zeit offenbarten ihren Willen. Wagner legte neben sein Werk die programmatische Erläuterung, die polemische Verteidigung, Tolstoi riß alle Türen seines täglichen Lebens auf, jeder Neugier Zutritt, jeder Frage Rechenschaft zu geben. Er aber, Dostojewski, verriet seine Absicht nie anders als im vollendeten Werk, die Pläne verbrannte er in der Glut der Schöpfung. Schweigsam und scheu war er ein Leben lang, kaum das Äußerliche, das Körperliche seiner Existenz ist zwingend bezeugt. Freunde besaß er nur als Jüngling, der Mann war einsam: wie Verminderung

seiner Liebe zur ganzen Menschheit schien es ihm, einzelnen sich hinzugeben. Auch seine Briefe verraten nur Notdurft der Existenz, Qual des gefolterten Körpers, alle haben sie verschlossene Lippen, so sehr sie Klage und Notruf sind. Viele Jahre, seine ganze Kindheit sind von Dunkel umschattet, und schon heute ist er, dessen Blick manche in unserer Zeit noch brennen sahen, menschlich etwas ganz Fernes und Unsinnliches geworden, eine Legende, ein Heros und ein Heiliger. Jenes Zwielicht von Wahrheit und Ahnung, das die erhabenen Lebensbilder Homers, Dantes und Shakespeares umwittert, entirdischt uns auch sein Antlitz. Nicht aus Dokumenten, sondern einzig aus wissender Liebe läßt sich sein Schicksal gestalten.

Allein also und führerlos muß man hinab in das Herz dieses Labyrinths zu tasten suchen und den Faden Ariadnes, der Seele, vom Knäuel der eigenen Lebensleidenschaft ablösen. Denn je tiefer wir uns in ihn versenken, desto tiefer fühlen wir uns selbst. Nur wenn wir an unser wahres allmenschliches Wesen hinangelangen, sind wir ihm nah. Wer viel von sich selbst weiß, weiß auch viel von ihm, der oder keiner das letzte Maß aller Menschlichkeit gewesen. Und dieser Gang in sein Werk führt durch alle Purgatorien der Leidenschaft, durch die Hölle der Laster, führt über alle Stufen irdischer Qual: Qual des Menschen, Qual der Menschheit, Qual des Künstlers und der letzten, der grausamsten, der Gottesqual. Dunkel ist der Weg, und von innen muß man glühen in Leidenschaft und Wahrheitswillen, um nicht in die Irre zu gehen: unsere eigene Tiefe erst müssen wir durchwandern, ehe wir uns in die seine wagen. Er sendet keine Boten, einzig das Erlebnis führt Dostojewski zu. Und er hat keine Zeugen, keine anderen als des Künstlers my-

stische Dreieinheit in Fleisch und Geist: sein Antlitz, sein Schicksal und sein Werk.

Das Antlitz

Sein Antlitz scheint zuerst das eines Bauern. Lehmfarben, fast schmutzig falten sich die eingesunkenen Wangen, zerpflügt von vieljährigem Leid, dürstend und versengt spannt sich mit vielen Sprüngen die rissige Haut, der jener Vampir zwanzigjährigen Siechtums Blut und Farbe entzogen. Rechts und links starren, zwei mächtige Steinblöcke, die slawischen Backenknochen heraus, den herben Mund, das brüchige Kinn überwuchert wirrer Busch von Bart. Erde, Fels und Wald, eine tragisch elementare Landschaft, das sind die Tiefen von Dostojewskis Gesicht. Alles ist dunkel, irdisch und ohne Schönheit in diesem Bauern- und beinahe Bettlerantlitz; flach und farblos, ohne Glanz dunkelt es hin, ein Stück russische Steppe auf Stein versprengt. Selbst die Augen, die tief eingesenkten, vermögen aus ihren Klüften nicht diesen mürben Lehm zu erleuchten, denn nicht nach außen schlägt klar und blendend ihre gerade Flamme, gleichsam nach innen ins Blut hinein brennen zehrend ihre spitzen Blicke. Wenn sie sich schließen, stürzt der Tod sofort über dies Gesicht, und die nervöse Hochspannung, die sonst die mürben Züge zusammenhält, sinkt nieder ins lethargisch Unbelebte.

Wie sein Werk ruft dies Antlitz erst das Grauen vom Reigen der Gefühle auf, dem sich zögernd Scheu und dann leidenschaftlich, in wachsender Bezauberung, Bewunderung gesellt. Denn nur die irdische Niederung, die fleischliche, seines Antlitzes dämmert hin in dieser düster-erhabenen naturhaften Trauer. Aber wie eine Kuppel, weißstrahlend und

gewölbt, hebt sich ragend über dem engen bäurischen Gesicht die aufstrebende Rundung der Stirne: aus Schatten und Dunkel steigt blank und gehämmert der geistige Dom: harter Marmor über den weichen Lehm des Fleisches, das wüste Dickicht des Haares. Alles Licht strömt in diesem Antlitz nach oben, und blickt man in sein Bild, so fühlt man immer nur sie, diese breite, mächtige, königliche Stirne, sie, die immer strahlender leuchtet und sich zu weiten scheint, je mehr das alternde Antlitz in Krankheit vergrämt und vergeht. Wie ein Himmel steht sie hoch und unerschütterlich über der Hinfälligkeit des gebrestigen Körpers, Glorie von Geist über irdischer Trauer. Und auf keinem Bilde leuchtet dies heilige Gehäuse des sieghaften Geistes glorreicher als von jenem des Totenbetts, da die Lider schlaff über die gebrochenen Augen gefallen sind, die entfärbten Hände, fahl und doch fest, das Kreuz gierig umfassen (jenes arme kleine Holzkruzifix, das einst eine Bäuerin dem Zuchthäusler schenkte). Da strahlt sie wie von morgens die Sonne über nächtiges Land nieder auf das entseelte Antlitz und kündet mit ihrem Glanz die gleiche Botschaft wie alle seine Werke: daß der Geist und der Glaube ihn erlösten vom dumpfen niederen und körperlichen Leben. In letzter Tiefe ist immer Dostojewskis letzte Größe: und nie spricht sein Antlitz stärker als aus seinem Tod.

Die Tragödie seines Lebens

Non vi si pensa quanto sangue costa.
Dante

Immer ist bei Dostojewski Grauen der erste Eindruck und der zweite dann Größe. Auch sein Schicksal scheint anfangs dem flüchtigen Blick so grausam und gemein, wie sein

Antlitz bäuerisch und gewöhnlich. Zuerst empfindet man es nur als eine sinnlose Marter, denn mit allen Instrumenten der Qual foltern diese sechzig Jahre den hinfälligen Körper. Die Feile der Not reibt seiner Jugend und seinem Alter die Süße weg, die Säge des körperlichen Schmerzes knirscht in sein Gebein, die Schraube der Entbehrung wühlt ihm hart bis an den Lebensnerv, die brennenden Drähte der Nerven zucken und zerren unaufhörlich durch seine Glieder, der feine Stachel der Wollust reizt unersättlich seine Leidenschaft. Keine Qual ist gespart, keine Marter vergessen. Eine sinnlose Grausamkeit, eine blindwütige Feindseligkeit scheint dies Schicksal vorerst. Rückschauend nur begreift man, daß es sich so hart zum Hammer geschmiedet, weil es Ewiges aus ihm meißeln wollte, daß es gewaltig war, um einem Gewaltigen gemäß zu sein. Denn nichts mißt es dem Maßlosen gemächlich zu, nirgends ähnelt sein Lebensgang dem gut gepflasterten breiten Bürgersteig aller anderen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, immer fühlt man hier eines finstern Schicksalsgottes Lust, sich stark an dem Stärksten zu versuchen. Alttestamentarisch, heroisch und in nichts neuzeitlich und bürgerlich ist Dostojewskis Schicksal. Ewig muß er mit dem Engel ringen wie Jakob, ewig sich gegen Gott empören und ewig sich beugen wie Hiob. Nie läßt es ihn sicher werden, nie träge, immer muß er den Gott spüren, der ihn straft, weil er ihn liebt. Nicht eine Minute darf er rasten im Glück, damit sein Weg bis ins Unendliche gehe. Manchmal scheint der Dämon seines Schicksals schon innezuhalten in seinem Zorn und ihm zu verstatten, wie alle anderen die gemeine Straße des Lebens zu gehen, aber immer wieder reckt sich die gewaltige Hand und stößt ihn ins Dickicht zurück, in die brennenden Dornen. Schleudert es ihn

hoch, so ist's nur, um ihn in tiefere Abgründe hinabzustürzen, ihn die ganze Weite der Ekstase und Verzweiflung zu lehren; es hebt ihn auf in Höhen des Hoffens, wo andere schwach zerschmelzen in Wollust, und wirft ihn in Schlünde des Leidens, wo alle andern zerschellen in Schmerz: und eben wie Hiob zerschmettert es ihn immer in den Augenblicken der höchsten Sicherheiten, nimmt ihm Frau und Kind, belädt ihn mit Krankheit und schändet ihn mit Verachtung, damit er nicht innehalte, mit Gott zu rechten, und ihm durch seine unaufhörliche Empörung und seine unaufhörliche Hoffnung nur mehr gewonnen sei. Es ist, als hätte sich diese Zeit lauer Menschen gerade diesen einen aufgespart, um zu zeigen, welche titanischen Maße in Lust und Qual auch unserer Welt noch möglich seien, und er, Dostojewski, scheint dumpf den gewaltigen Willen über sich zu spüren. Denn niemals wehrt er sich gegen sein Schicksal, niemals hebt er die Faust. Der Körper, der wunde, bäumt sich konvulsivisch in Zuckungen empor, aus seinen Briefen bricht manchmal wie Blutsturz ein heißer Schrei, aber der Geist, der Glaube, zwingt die Revolte nieder. Der mystisch Wissende in Dostojewski spürt das Heilige dieser Hand, den tragisch fruchtbaren Sinn seines Schicksals. Aus seinem Leid wird Liebe zum Leiden, und mit der wissenden Glut seiner Qual umflammt er seine Zeit, seine Welt.

Dreimal schwingt ihn das Leben empor, dreimal reißt es ihn nieder. Früh schon atzt es ihn mit der süßen Speise des Ruhms: sein erstes Buch schenkt ihm einen Namen; aber rasch faßt ihn die harte Kralle und schleudert ihn wieder zurück ins Namenlose: ins Zuchthaus, in die Katorga, nach Sibirien. Wieder taucht er, nur noch stärker und mutiger, empor: seine „Aufzeichnungen aus einem Totenhause" rei=

ßen Rußland in einen Taumel. Der Zar selbst netzt das Buch mit seinen Tränen, die russische Jugend steht in Flammen für ihn. Er gründet eine Zeitschrift, seine Stimme tönt zum ganzen Volke, die ersten Romane entstehen. Da bricht im Wettersturz seine materielle Existenz zusammen, Schulden und Sorgen peitschen ihn aus dem Land, Krankheit beißt sich in sein Fleisch, ein Nomade, irrt er durch ganz Europa, vergessen von seiner Nation. Aber zum drittenmal, nach Jahren der Arbeit und Entbehrung, taucht er aus den grauen Gewässern namenloser Not: die Rede zu Puschkins Gedächtnis bezeugt ihn als den ersten Dichter, den Propheten seines Landes. Unauslöschlich ist nun sein Ruhm. Aber gerade jetzt schlägt ihn die eiserne Hand nieder, und die verzückte Begeisterung seines ganzen Volkes schäumt ohnmächtig gegen einen Sarg. Das Schicksal bedarf seiner nicht mehr, der grausam weise Wille hat alles erreicht, aus seiner Existenz das Höchste gewonnen an geistiger Frucht: achtlos wirft es nun die leere Hülse des Körpers hin.

Durch diese sinnvolle Grausamkeit wird Dostojewskis Leben zum Kunstwerk, seine Biographie zur Tragödie. Und in wundervoller Symbolik nimmt sein künstlerisches Werk die typische Form des eigenen Schicksals an. Es gibt da geheimnisvolle Identitäten, mystische Zusammenhänge, wunderbare Spiegelungen, die nicht zu deuten und zu erklären sind. Schon der Anbeginn seines Lebens ist Symbol: Fjedor Michailowitsch Dostojewski wird im Armenhaus geboren. Mit der ersten Stunde ist ihm so schon die Stelle seiner Existenz angewiesen, irgendwo im Abseits, im Verachteten, nahe dem Bodensatz des Lebens und doch mitten im menschlichen Schicksal, nachbarlich von Leiden,

Schmerz und Tod. Niemals bis zum letzten Tage (er starb in einem Arbeiterviertel, in einer Winkelwohnung des vierten Stocks) ist er dieser Umgürtung entronnen, alle die neunundfünfzig schweren Jahre seines Lebens bleibt er mit Elend, Armut, Krankheit und Entbehrung im Armenhaus des Lebens. Sein Vater, Militärarzt wie der Schillers, ist adliger Abstammung, seine Mutter aus Bauernblut: beide Quellen des russischen Volkstums strömen so befruchtend in seine Existenz zusammen, strenggläubige Erziehung wendet schon früh seine Sinnlichkeit zur Ekstase. Dort im Moskauer Armenhaus, in einem engen Verschlag, den er mit seinem Bruder teilt, hat er die ersten Jahre seines Lebens verbracht. Die ersten Jahre: man wagt nicht zu sagen: seine Kindheit, denn dieser Begriff ist irgendwo aus seinem Leben verschollen. Niemals hat er von ihr gesprochen, und Dostojewskis Schweigen war immer Scham oder stolze Angst vor fremdem Mitleid. Ein grauer leerer Fleck ist dort in seiner Biographie, wo sonst bei Dichtern bunte Bilder lächelnd aufsteigen, zärtliche Erinnerungen und ein süßes Bedauern. Und doch meint man ihn zu kennen, blickt man tiefer in die brennenden Augen der Kindergestalten, die er schuf. Wie Kolja muß er gewesen sein, frühreif, phantasievoll bis zur Halluzination, voll jener flackernden, unsicheren Glut, etwas Großes zu werden, voll jenes gewaltsamen und knabenhaften Fanatismus, über sich selbst hinauszuwachsen und „für die ganze Menschheit zu leiden". Wie die kleine Netotschka Njeswanowa muß er kelchvoll gewesen sein mit Liebe und zugleich der hysterischen Angst, sie zu verraten. Und wie jener Iljuschka, der Sohn des betrunkenen Hauptmanns, voll Scham über häusliche Kläglichkeiten und den Jammer der Entbehrungen, aber

doch immer bereit, seine Nächsten vor der Welt zu verteidigen.

Wie er dann, ein Jüngling, aus dieser finsteren Welt vortritt, ist die Kindheit schon weggelöscht. In die ewige Freistatt aller Unbefriedigten, das Asyl der Vernachlässigten ist er geflohen, in die bunte und gefährliche Welt der Bücher. Er hat unendlich viel damals mit seinem Bruder gemeinsam gelesen, Tag um Tag und Nacht für Nacht – schon damals trieb er, der Unersättliche, jede Neigung bis zum Laster empor – und diese phantastische Welt entfernt ihn noch mehr von der Wirklichkeit. Voll stärkster Begeisterung zur Menschheit ist er doch bis ins Krankhafte menschenscheu und verschlossen, Glut und Eis zugleich, ein Fanatiker gefährlichster Einsamkeit. Seine Leidenschaft tappt wirr umher, geht in diesen Jahren im „Dunkel der Großstadt" alle Wege der Ausschweifung, aber immer einsam mit Ekel in aller Lust, Schuldgefühl bei jedem Glück und immer mit verbissenen Lippen. Aus Geldnot, nur um der paar Rubel willen, geht er zum Militär: auch dort findet er keinen Freund. Ein paar dumpfe Jünglingsjahre kommen. Wie die Helden aller seiner Bücher lebt er in einem Winkel ein troglodytisches Dasein, träumend, sinnend, mit allen geheimen Lastern des Denkens und der Sinne. Sein Ehrgeiz weiß noch keinen Weg, er lauscht auf sich selbst und bebrütet seine Kraft. Er spürt sie mit Wollust und Grauen tief unten gären, er liebt sie und fürchtet sie, er wagt nicht, sich zu rühren, um dies dumpfe Werden nicht zu zerstören. Ein paar Jahre verharrt er in diesem schwarzen, formlosen Puppenstand von Einsamkeit und Schweigen, Hypochondrie fällt ihn an, eine mystische Angst zu sterben, ein Grauen oft vor der Welt, oft vor sich selbst, ein urmächtiger Schauer

vor dem Chaos in der eigenen Brust. In den Nächten übersetzt er, um seinen verwirrten Finanzen aufzuhelfen (sein Geld zerfloß, typisch genug, in den gegensätzlichen Neigungen, in Almosen und Ausschweifungen), Balzacs Eugenie Grandet und Schillers Don Carlos. Aus dem trüben Dunst dieser Tage ballen sich langsam eigene Formen, und endlich reift aus diesem vernebelten traumhaften Zustand von Angst und Ekstase sein erstes dichterisches Werk, der kleine Roman „Arme Leute“.

1846, mit fünfundzwanzig Jahren, hat er diese meisterhafte Menschenstudie geschrieben, er, der Einsamste, „mit leidenschaftlicher Glut, ja fast unter Tränen“. Seine tiefste Demütigung, die Armut, hat es gezeugt, seine höchste Gewalt, die Liebe zum Leid, das unendliche Mitleiden es gesegnet. Mißtrauisch betrachtet er die beschriebenen Blätter. Er ahnt darin eine Frage an das Schicksal, die Entscheidung, und nur mühsam entschließt er sich, Nekrasow, dem Dichter, das Manuskript zur Prüfung anzuvertrauen. Zwei Tage vergehen ohne Antwort. Einsam grüblerisch sitzt er nachts zu Hause, arbeitet, bis die Lampe verqualmt. Plötzlich um vier Uhr morgens wird heftig an der Klingel gerissen, und Dostojewski, dem erstaunt Öffnenden, stürzt Nekrasow in die Arme, umhalst, küßt ihn und jubelt ihm zu. Er und ein Freund hatten gemeinsam das Manuskript gelesen, die ganze Nacht gehorcht, gejubelt und geweint, und am Ende hielt es beide nicht: sie mußten ihn umarmen. Es ist Dostojewskis erste Lebenssekunde, diese Klingel nachts, die ihn zum Ruhm ruft. Bis in den hellen Morgen tauschen die Freunde Glück und Ekstase in heißen Worten. Dann eilt Nekrasow zu Bjelinski, dem allmächtigen Kritiker Rußlands. „Ein neuer Gogol ist erstanden“, ruft er schon an

der Türe, das Manuskript wie eine Fahne schwingend. „Bei euch wachsen die Gogols wie die Pilze", brummt der Mißtrauische, durch so viel Begeisterung verärgert. Aber als Dostojewski ihn am nächsten Tag besucht, ist er verwandelt. „Ja, begreifen Sie denn selbst, was Sie da geschaffen haben?" schreit er voll Erregung den verwirrten jungen Menschen an. Grauen überfällt Dostojewski, ein süßer Schauer vor diesem neuen plötzlichen Ruhm. Wie im Traum geht er die Treppe hinab, an der Straßenecke bleibt er taumelnd stehen. Zum erstenmal fühlt er und wagt doch nicht, es zu glauben, daß all dies Dunkle und Gefährliche, das ihm das Herz auftrieb, ein Gewaltiges ist und vielleicht das „Große", von dem seine Kindheit wirr geträumt, die Unsterblichkeit, das Leiden für die ganze Welt. Erhebung und Zerknirschung, Stolz und Demut schwanken wirr durch seine Brust, er weiß nicht, welcher Stimme er glauben soll. Trunken taumelt er über die Straße, und in seine Tränen mischen sich Glück und Schmerz.

So melodramatisch geschieht Dostojewskis Entdeckung zum Dichter. Auch hier ahmt die Form seines Lebens die seiner Werke geheimnisvoll nach. Hier wie dort haben die rohen Konturen etwas von der banalen Romantik eines Schauerromans, die Schicksalsschläge etwas Kindlich-Primitives, und nur die innere Größe und Wahrheit reißt sie empor zum Grandiosen. In Dostojewskis Leben ist oft der Ansatz Melodram, aber immer wird es zur Tragödie. Es ist ganz auf Spannung gestellt: in einzelne Sekunden, ohne Übergang, sind die Entscheidungen komprimiert, mit zehn oder zwanzig solcher Sekunden der Ekstase oder des Niedersturzes sein ganzes Schicksal fixiert. Epileptische Ausbrüche des Lebens – eine Sekunde Ekstase und ohnmächtiger Zu-

sammenbruch – könnte man sie nennen. Hinter jeder Ekstase steht schon drohend die graue Dämmerung des erschlaffenden Gefühls, und aus langem Gewölk ballt sich behutsam der neue mörderische Lebensblitz. Jeder Aufschwung ist bezahlt durch Niedersturz und diese eine Sekunde der Begnadung mit vielen hoffnungslosen Stunden des Robots und der Verzweiflung. Der Ruhm, dieser funkelnde Reif, den ihm Bjelinski in jener Stunde aufs Haupt drückt, ist auch gleichzeitig schon der erste Ring einer Fußkette, an der Dostojewski klirrend sein Leben lang die schwere Kugel der Arbeit schleppt. Die „Hellen Nächte", sein erstes Buch, bleibt auch das letzte, das er als freier Mann einzig um der schöpferischen Freude willen schuf. Dichten besagt für ihn von nun ab auch: erwerben, zurückerstatten, abzahlen, denn jedes Werk, das er seither beginnt, ist vor der ersten Zeile schon mit Vorschuß verpfändet, das noch ungeborene Kind in die Sklaverei des Gewerbes verkauft. Für immer ist er jetzt in das Bagno der Literatur gemauert, ein Leben lang gellen die verzweifelten Schreie des Eingesperrten nach Freiheit, aber erst der Tod bricht seine Ketten. Noch ahnt der Beginner nicht die Qual in der ersten Lust. Ein paar Novellen sind rasch vollendet, und schon plant er einen neuen Roman.

Da hebt das Schicksal warnend den Finger. Er will nicht, sein wachsamer Dämon, daß ihm das Leben zu leicht werde. Und damit er es erkennen lerne in allen seinen Tiefen, sendet ihm der Gott, der ihn liebt, seine Prüfung.

Wieder wie damals in der Nacht gellt die Klingel, Dostojewski öffnet erstaunt, aber diesmal ist's nicht die Stimme des Lebens, ein jubelnder Freund, Botschaft des Ruhms, sondern Ruf des Todes. Offiziere und Kosaken dringen in

sein Zimmer, der Aufgestörte wird verhaftet, seine Papiere versiegelt. Vier Monate schmachtet er in einer Zelle der Peter-Pauls-Festung, ohne das Verbrechen zu ahnen, dessen man ihn beschuldigt: Teilnahme an den Diskussionen einiger aufgeregter Freunde, die man übertrieben die Petraschewskysche Verschwörung genannt hat, ist sein ganzes Delikt, seine Verhaftung zweifellos ein Mißverständnis. Dennoch blitzt plötzlich die Verurteilung nieder zur härtesten Strafe, zum Tode durch Pulver und Blei.

Wieder drängt sich sein Schicksal in eine neue Sekunde, die engste und reichste seiner Existenz, eine unendliche Sekunde, in der sich Tod und Leben die Lippen reichen zum brennenden Kuß. Im Morgengrauen wird er mit neun Gefährten aus dem Gefängnis geholt, ein Sterbehemd ihm umgeworfen, die Glieder an den Pfahl geschnürt und die Augen verbunden. Er hört sein Todesurteil lesen und die Trommeln knattern – sein ganzes Schicksal ist zusammengepreßt in eine Handvoll Erwartung, unendliche Verzweiflung und unendliche Lebensgier in ein einziges Molekül Zeit. Da hebt der Offizier die Hand, winkt mit dem weißen Tuche und verliest die Begnadigung, das Todesurteil in sibirisches Gefängnis verwandelnd.

In einen Abgrund ohne Namen stürzt er jetzt hinab aus seinem ersten jungen Ruhm. Vier Jahre lang umgrenzen fünfzehnhundert eichene Pfähle seinen ganzen Horizont. An ihnen zählt er mit Kerben und mit Tränen Tag um Tag die viermal dreihundertfünfundsechzig Tage ab. Seine Genossen sind Verbrecher, Diebe und Mörder, seine Arbeit Alabasterbrennen, Ziegeltragen, Schneeschaufeln. Die Bibel wird das einzig verstattete Buch, ein räudiger Hund und ein flügellahmer Adler seine einzigen Freunde. Vier Jahre weilt er

im „Totenhaus“, in der Unterwelt, Schatten zwischen Schatten, namenlos und vergessen. Als sie ihm dann die Kette von den wunden Füßen abschmieden und die Pfähle hinter ihm liegen, eine braune morsche Mauer, ist er ein anderer: seine Gesundheit zerstört, sein Ruhm zerstäubt, seine Existenz vernichtet. Nur seine Lebenslust bleibt unversehrt und unversehrbar: heller als je flammt aus dem schmelzenden Wachs seines zerkneteten Körpers die heiße Flamme der Ekstase. Ein paar Jahre noch muß er in Sibirien verbleiben, halbfrei und ohne die Verstattung, eine Zeile zu veröffentlichen. Dort in der Verbannung, in bitterster Verzweiflung und Einsamkeit geht er jene seltsame Ehe mit seiner ersten Frau ein, einer kranken und eigenartigen, die seine mitleidige Liebe unwillig erwidert. Irgendeine dunkle Tragödie der Aufopferung ist in diesem seinem Entschluß für immer der Neugier und Ehrfurcht verborgen, nur aus einigen Andeutungen in den „Erniedrigten und Beleidigten“ vermag man den schweigsamen Heroismus dieser phantastischen Opfertat zu ahnen.

Ein Vergessener, kehrt er nach Petersburg zurück. Seine literarischen Gönner haben ihn fallen gelassen, seine Freunde sich verloren. Aber mutig und kraftvoll ringt er sich aus der Welle, die ihn niederwarf, wieder ans Licht. Seine „Aufzeichnungen aus einem Totenhause“, diese unvergängliche Schilderung einer Sträflingszeit, reißen Rußland aus der Lethargie gleichgültigen Miterlebens. Mit Grauen entdeckt die ganze Nation, daß ganz atemnah unter der flachen Schicht ihrer ruhigen Welt eine andere waltet, ein Purgatorium aller Qualen. Bis in den Kreml empor schlägt die Flamme der Anklage, der Zar schluchzt über dem Buche, von tausend Lippen klingt Dostojewskis Name. In einem einzigen Jahr ist sein Ruhm wieder erbaut, höher und dauerhafter als je.

Gemeinsam mit seinem Bruder gründet der Auferstandene eine Zeitschrift, die er selbst fast allein schreibt, dem Dichter gesellt sich der Prediger, der Politiker, der „Praeceptor Borussiae“. Stürmisch tönt der Widerhall, die Zeitschrift hat weiteste Verbreitung, ein Roman wird vollendet, heimtückisch, mit vielen blinzelnden Blicken lockt ihn das Glück. Dostojewskis Schicksal scheint für immer gesichert.

Aber noch einmal sagt der dunkle Wille, der über seinem Leben waltet: Es ist zu früh. Denn eine irdische Qual ist ihm noch fremd, die Marter des Exils und die fressende Angst der täglichen, erbärmlichen Nahrungssorgen. Sibirien und die Katorga, die grauenhafteste Verzerrung Rußlands, sie war immerhin noch Heimat gewesen, nun soll er noch die Sehnsucht des Nomaden nach dem Zelte kennen lernen um der urmächtigen Liebe zum eigenen Volk willen. Noch einmal muß er zurück ins Namenlose, noch tiefer hinab in das Dunkel, ehe er der Dichter, der Herold seiner Nation sein darf. Wieder zuckt ein Blitz nieder, eine Sekunde der Vernichtung: die Zeitschrift wird verboten. Wieder ist es ein Mißverständnis und gleich mörderisch wie das erste. Und nun fällt, Wetterschlag auf Wetterschlag, das Grauen mitten in sein Leben. Seine Frau stirbt, kurz nach ihr sein Bruder und gleichzeitig sein bester Freund und Helfer. Zweier Familien Schulden hängen sich bleiern an ihn und krümmen sein Rückgrat unter unerträglicher Last. Noch wehrt er sich verzweifelt, arbeitet Tag und Nacht wie im Fieber, schreibt, redigiert, druckt selbst, nur um Geld zu ersparen, die Ehre, die Existenz zu retten, aber das Schicksal ist stärker als er. Wie ein Verbrecher flüchtet er vor seinen Gläubigern eines Nachts hinaus in die Welt.

Nun beginnt jene jahrelange ziellose Wanderung durch

das europäische Exil, jene grauenhafte Abschnürung von Rußland, dem Blutquell seines Lebens, die ärger seine Seele beengte als die Pfähle der Katorga. Furchtbar ist es auszudenken, wie der größte russische Dicher, der Genius seiner Generation, der Bote einer Unendlichkeit, mittellos, heimatlos, ziellos von Land zu Land irrt. Mit Mühe findet er Herbergen in kleinen niederen Zimmern, die der Dunst der Armut füllt, der Dämon der Epilepsie krallt sich an seine Nerven, Schulden, Wechsel, Verpflichtungen peitschen ihn von Arbeit zu Arbeit, Verlegenheit und Scham jagt ihn von Stadt zu Stadt. Blinkt ein Strahl Glück in sein Leben, so schiebt das Schicksal sogleich neue dunkle Wolken vor. Ein junges Mädchen, seine Stenographin, war seine zweite Frau geworden, aber das erste Kind, das sie ihm schenkt, rafft die Entkräftung, die Not des Exils schon nach wenigen Tagen fort. War Sibirien das Purgatorium, der Vorhof seines Leidens, so ist Frankreich, Deutschland, Italien sicherlich seine Hölle. Kaum wagt man sich diese tragische Existenz zu vergegenwärtigen. Aber immer in Dresden, wenn ich durch die Straßen gehe, vorbei an irgendeinem niederen und schmutzigen Haus, so faßt mich's an, ob er da nicht irgendwo wohnte, zwischen kleinen sächsischen Krämern und Handlangern, oben im vierten Stock, einsam, unendlich einsam in dieser fremden Geschäftigkeit. Keiner hat ihn gekannt in all diesen Jahren. Eine Stunde weit in Naumburg wohnt Friedrich Nietzsche, der einzige, der ihn verstehen könnte, Richard Wagner, Hebbel, Flaubert, Gottfried Keller, die Zeitgenossen sind da, aber er weiß von ihnen nichts und sie nichts von ihm. Wie ein großes gefährliches Tier, struppig und in abgetragenen Kleidern, schleicht er aus seiner Arbeitshöhle scheu auf die Straße, immer den gleichen Weg,

in Dresden, in Genf, in Paris: ins Café, in einen Klub, um nur russische Zeitungen zu lesen. Rußland will er spüren, Heimat, den bloßen Anblick der cyrillischen Lettern, den flüchtigen Atem des heimischen Wortes. Manchmal setzt er sich, nicht aus Liebe zur Kunst (ewig blieb er der byzantinische Barbar, der Bilderstürmer), sondern um sich zu wärmen, in die Galerie. Er weiß nichts von den Menschen, die um ihn sind, er haßt sie nur, weil sie nicht Russen sind, haßt die Deutschen in Deutschland, die Franzosen in Frankreich. Sein Herz horcht nach Rußland, nur sein Körper vegetiert teilnahmslos in dieser fremden Welt. Kein Gespräch, keine Begegnung hat irgendeiner der deutschen, französischen oder italienischen Dichter bezeugt. Nur im Bankhaus kennen sie ihn, wo er bleich tagtäglich an den Schalter kommt und mit vor Erregung zitternder Stimme fragt, ob nicht endlich der Wechsel aus Rußland gekommen sei, die hundert Rubel, für die er sich tausendfach in Worten vor niedrigen und fremden Menschen in die Knie gestürzt. Schon lachen die Angestellten über den armen Narren und seine ewige Erwartung. Auch im Pfandleihhaus ist er steter Gast: alles hat er dort versetzt, einmal sogar seine letzte Hose, um nur ein Telegramm nach Petersburg senden zu können, einen jener markerschütternden Schreie, wie sie immer wieder gellend in seinen Briefen wiederkehren. Das Herz krampft sich zusammen, liest man die speichelleckerisch, hündisch demütigenden Briefe dieses Gewaltigen, in denen er um zehn erbetener Rubel willen fünfmal den Heiland anruft, diese entsetzlichen Briefe, die keuchen, heulen und winseln für eine erbärmliche Handvoll Geld. Die Nächte hindurch arbeitet er und schreibt, während seine Frau nebenan in den Wehen stöhnt, während die Epilepsie schon die Kralle spannt, ihm das Leben aus der

Kehle zu pressen, während die Hausfrau mit der Polizei um ihre Miete droht und die Hebamme um ihre Bezahlung keift – schreibt er „Schuld und Sühne“, den „Spieler“, den „Idioten“, die „Teufel“, diese monumentalen Werke des neunzehnten Jahrhunderts, diese universellen Gestaltungen unserer ganzen seelischen Welt. Die Arbeit ist seine Rettung und seine Qual. In ihr lebt er in Rußland, in der Heimat. In der Ruhe schmachtet er in Europa, in der Katorga. Immer tiefer stürzt er sich darum in seine Werke hinein. Sie sind das Elixier, das ihn trunken macht, sie sind das Spiel, das seine Nerven, die gepeinigten, zu höchster Lust anspannt. Und zwischendurch zählt er, wie einst die Pfähle des Zuchthauses, gierig die Tage: heimkehren können als Bettler, aber nur heimkehren! Rußland, Rußland, Rußland ist der ewige Schrei seiner Not. Aber noch darf er nicht zurück, noch muß er der Namenlose bleiben um des Werkes willen, der Märtyrer all dieser fremden Straßen, der einsame Dulder ohne Schrei und Klage. Noch muß er beim Gewürm des Lebens wohnen, ehe er aufsteigt in die große Herrlichkeit des ewigen Ruhms. Schon ist sein Körper ausgehöhlt von den Entbehrungen, immer häufiger schmettern die Keulenschläge der Krankheit auf sein Gehirn, daß er tagelang betäubt liegen bleibt, mit verdunkelten Sinnen, um sich mit erster Kraft taumelnd wieder an den Schreibtisch zu schleppen. Fünfzig Jahre ist Dostojewski alt: aber er hat die Qual von Jahrtausenden erlebt.

Da sagt endlich, im letzten, drängendsten Augenblick sein Schicksal: Es ist genug. Gott wendet Hiob wieder sein Antlitz zu. Mit fünfzig Jahren darf Dostojewski wieder zurück nach Rußland. Seine Bücher haben für ihn geworben, Turgenjeff, Tolstoi sind verschattet, Rußland blickt nur mehr auf ihn. Das „Tagebuch eines Schriftstellers“ macht ihn zum

Herold seines Volkes, und mit letzter Kraft und höchster Kunst vollendet er sein Testament an die Zukunft der Nation: „Die Brüder Karamasoff". Und nun entschleiert sein Schicksal endgültig ihm den Sinn und schenkt dem Geprüften eine Sekunde höchsten Glücks, die ihm weisen soll, daß der Same seines Lebens in unendlicher Saat aufgegangen ist. Endlich ist in einem Augenblick Dostojewskis sein Triumph so zusammengedrängt wie einst seine Qual, einen Blitz schickt ihm sein Gott, aber diesmal nicht einen, der ihn niederschlägt, sondern einen, der ihn wie seine Propheten mit feurigem Wagen ins Ewige entrückt. Zum hundertsten Geburtstag Puschkins sind die großen Dichter Rußlands entboten, die Festrede zu halten. Turgenjeff, der Westler, der Dichter, der ein Leben lang ihm den Ruhm usurpierte, hat den Vorrang und spricht unter lauer und freundlicher Zustimmung. Am nächsten Tag ist das Wort Dostojewski gegeben, und er faßt es in dämonischer Trunkenheit wie einen Donnerkeil. Mit Flammen der Ekstase, die aus seiner leisen, heiseren Stimme plötzlich wie ein Gewitter bricht, verkündet er die heilige Mission der russischen Allversöhnung, wie hingemäht stürzen die Zuhörer an seine Knie. Der Saal erbebt unter der Explosion des Jubels, Frauen küssen ihm die Hände, ein Student bricht ohnmächtig vor ihm zusammen, alle anderen Redner verzichten auf das Wort. Ins Unendliche wächst die Begeisterung, und feurig entbrennt die Glorie über dem Haupt mit der Dornenkrone.

Dies wollte sein Schicksal noch: in einer glühenden Minute die Erfüllung seiner Mission, den Triumph des Werkes zeigen. Dann wirft es – die reine Frucht ist gerettet – die verdorrte Hülse seines Körpers hin. Am 9. Februar 1881 stirbt Dostojewski. Ein Schauer geht durch Rußland. Ein

Augenblick wortloser Trauer. Aber dann flutet's heran, aus den fernsten Städten reisen gleichzeitig und doch ohne Vereinbarung Deputationen, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Aus allen Winkeln der tausendhäuserigen Stadt schäumt jetzt – zu spät! zu spät! – die ekstatische Liebe der Menge heran, alles will den Toten sehen, den sie ein Leben lang vergessen. Die Schmiedestraße, in der er aufgebahrt ist, braust schwarz von Menschen, finstere Massen schwemmen in schauerndem Schweigen die Stiegen des Arbeiterhauses empor und füllen die engen Räume bis hart an den Sarg. Nach ein paar Stunden ist der Blumenschmuck verschwunden, unter den man ihn gebettet, weil hundert Hände sich einzelne Blüten als kostbare Reliquie mitnehmen. So stickig wird die Luft des engen Raumes, daß die Kerzen keine Nahrung mehr haben und verlöschen. Immer drängender fluten die Massen heran, Welle auf Welle gegen den Toten. Von ihrem Ansturm schwankt der Sarg und will hinstürzen: mit den Händen müssen ihn die Witwe, die erschreckten Kinder aufrecht halten. Der Polizeipräsident will das öffentliche Leichenbegängnis verbieten, bei dem die Studenten die Ketten des Sträflings hinter seinem Sarge zu tragen planen, aber er wagt es schließlich nicht gegen eine Begeisterung, die sonst mit Waffen sich die Teilnahme erzwungen hätte. Und bei dem Leichenzuge wird plötzlich Dostojewskis heiliger Traum für eine Stunde zum Geschehnis: das einige Rußland. Wie in seinem Werk durch das bruderselige Gefühl alle Klassen und Stände Rußlands, so sind die Hunderttausende hinter dem Sarg durch ihren Schmerz eine einzige Masse; junge Prinzen, prunkvolle Popen, Arbeiter, die Studenten, Offiziere, Lakaien und Bettler, sie alle unter einem wehenden Wald von Fahnen und Bannern klagen mit einer Stimme

um den teuren Toten. Die Kirche, in der man ihn eingesegnet, ist ein einziger Blumenhain, und vor seinem offenen Grabe vereinigen sich alle Parteien zu einem Schwur der Liebe und Bewunderung. So schenkt er seiner Nation mit seiner letzten Stunde einen Augenblick der Versöhnung und hält mit dämonischer Kraft noch einmal die zur Raserei gespannten Gegensätze seiner Zeit zusammen. Und wie ein grandioser Salut für den Toten springt hinter seinem letzten Weg die furchtbare Mine auf: die Revolution. Drei Wochen später wird der Zar ermordet, der Donner des Aufstandes rollt, Blitze der Züchtigung durchzucken das Land: wie Beethoven stirbt Dostojewski im heiligen Aufruhr der Elemente, im Gewitter.

Sinn seines Schicksals

Ein Meister bin ich worden,
Zu tragen Lust und Leid,
Und meine Lust zu leiden
Ward mir zur Seligkeit.
Gottfried Keller

Ein unaufhörlicher Kampf ist zwischen Dostojewski und seinem Schicksal, eine Art liebevoller Feindschaft. Alle Konflikte spitzt es ihm schmerzhaft zu, alle Kontraste dehnt es ihm zum Zerreißen schmerzhaft auseinander; es tut ihm weh, das Leben, weil es ihn liebt, und er liebt es, weil es ihn so stark faßt, denn im Leiden erkennt dieser Wissendste die stärkste Möglichkeit des Gefühls. Nie gibt das Schicksal ihn frei, immer knechtet es ihn aufs neue, um diesen einen gläubigen Menschen sich zum ewigen Blutzeugen seiner Macht und Herrlichkeit zu erschaffen. Wie Jakob ringt es mit ihm, die unendliche Nacht seines Lebens bis zum Morgenrot des Todes, und läßt ihn nicht aus der Umkramp-

fung, ehe er es nicht gesegnet hat. Und Dostojewski, der „Gottesknecht", begreift die Größe dieser Botschaft und findet höchstes Glück darin, der ewig Bezwungene unendlicher Mächte zu sein. Mit fiebernden Lippen küßt er sein Kreuz: „Es gibt für den Menschen kein notwendigeres Gefühl, als sich vor dem Unendlichen beugen zu können." In die Knie gebrochen unter der Last seines Schicksals, hebt er fromm die Hände und bezeugt die heilige Größe des Lebens.

In dieser Leibeigenschaft des Schicksals ist Dostojewski durch Demut und Erkenntnis der große Überwinder alles Leidens geworden, der mächtigste Meister und Umwerter seit den Tagen des Testaments. Nur durch die Gewalttätigkeiten seines Schicksals ward er selbst gewaltig, und die Hammerschläge, die auf den Amboß seiner Existenz fallen, schmieden erst seine innere Kraft. Je tiefer sein Körper stürzt, desto höher schwingt sich sein Glaube, je mehr er als Mensch erleidet, um so seliger erkennt er den Sinn und die Notwendigkeit des Weltleidens. Amor fati, die hingegebene Liebe zum Schicksal, die Nietzsche als das fruchtbarste Gesetz des Lebens preist, läßt ihn in jeder Feindlichkeit nur die Fülle fühlen, jede Heimsuchung als Heil. Wie Bileam verwandelt jeder Fluch sich dem Auserwählten zum Segen, jede Erniedrigung in Erhöhung. In Sibirien, Ketten an den Füßen, verfaßt er einen Hymnus an den Zaren, der ihn unschuldig zum Tode verurteilt, in uns unverständlicher Demut küßt er immer wieder die Hand, die ihn züchtigt; wie Lazarus noch fahl vom Sarge erstehend, ist er immer bereit, Zeugnis für die Schönheit des Lebens abzulegen, und aus seinem täglichen Sterben, aus seinen Krämpfen und epileptischen Zuckungen, noch Schaum vor dem Munde, rafft er sich auf, den Gott zu lobpreisen, der ihm diese Prüfung ge-

sandt. Alles Leiden zeugt in seiner aufgetanen Seele neue Liebe zum Leiden, unersättlichen, lechzenden, flagellantischen Durst nach neuen Märtyrerkronen. Schlägt ihn das Schicksal hart, so stöhnt er, blutend zusammenstürzend, schon nach neuen Schlägen. Jeden Blitz, der ihn trifft, fängt er auf und verwandelt, was ihn verbrennen sollte, in seelisches Feuer und schöpferische Ekstase.

Gegen eine solche dämonische Verwandlungskraft des Erlebnisses verliert das äußere Schicksal gänzlich seine Herrschaft. Was Strafe und Prüfung scheint, wird dem Wissenden Hilfe, was den Menschen in die Knie stürzen soll, richtet den Dichter erst eigentlich auf. Was einen Schwächeren zermalmt hätte, stählt diesem Ekstatiker nur die Kraft. Das Jahrhundert, das gern mit Sinnbildern spielt, gibt eine Probe solcher Doppelwirkung gleichen Erlebnisses. Einen anderen Dichter unserer Welt, Oscar Wilde, streift ähnlicher Blitz. Beide stürzen sie, Schriftsteller von Namen, Adelige von Rang, eines Tages aus der bürgerlichen Sphäre ihrer Existenz ins Zuchthaus hinab. Aber der Dichter Wilde wird in dieser Prüfung zermalmt wie in einem Mörser, der Dichter Dostojewski aus ihr erst geformt wie Erz in feurigem Tiegel. Denn Wilde, der noch sozial empfindet, mit dem äußeren Instinkt des Gesellschaftsmenschen, fühlt sich geschändet durch das bürgerliche Brandmal, und das Furchtbarste an Erniedrigung wird ihm jenes Bad in Reading Goal, wo sein gepflegter Edelmannsleib in das von zehn anderen Sträflingen schon beschmutzte Wasser hinab muß. Eine ganze privilegierte Klasse, die Kultur der Gentlemen, schauert in seinem Grauen vor der physischen Vermengung mit dem Gemeinen. Dostojewski, der neue Mensch über allen Ständen, brennt dieser Gemeinsamkeit entgegen mit schick-

salstrunkener Seele, zum Purgatorium seines Stolzes wird ihm das gleiche schmutzige Bad. Und in der demütigen Hilfeleistung eines Sträflings erlebt er ekstatisch das christliche Mysterium der Fußwaschung. Wilde, in dem der Lord den Menschen überlebt, leidet bei den Sträflingen unter der Furcht, sie möchten ihn für ihresgleichen nehmen, Dostojewski leidet nur so lange, als Diebe und Mörder ihm noch die Bruderschaft verweigern, denn er fühlt jeden Abstand, jede Nicht-Bruderschaft als Makel, als Unzulänglichkeit seiner Menschlichkeit. Wie Kohle und Diamant gleiches Element, so ist dies Doppelschicksal eines und doch ein anderes für diese beiden Dichter. Wilde ist fertig, wie er aus dem Zuchthaus kommt, Dostojewski beginnt erst, Wilde verbrennt zur wertlosen Schlacke in gleicher Glut, die Dostojewski zu funkelnder Härte formt. Wilde wird gezüchtigt wie ein Knecht, weil er sich wehrt, Dostojewski triumphiert über sein Schicksal durch Liebe zu seinem Schicksal.

Solch ein Umwandler seiner Heimsuchungen ist Dostojewski, solch ein Umwerter aller Erniedrigungen, daß nur ein härtestes Schicksal ihm gemäß war. Denn gerade aus den äußeren Gefahren seiner Existenz hat er die höchsten inneren Sicherheiten gewonnen, seine Qualen werden ihm Gewinn, seine Laster Steigerungen, seine Hemmungen Auftriebe. Sibirien, die Katorga, die Epilepsie, die Armut, die Spielwut, die Wollüstigkeit, all diese Krisen seiner Existenz werden durch eine dämonische Umwertungskraft fruchtbar in seiner Kunst, denn wie die Menschen ihre kostbarsten Metalle aus den schwärzesten Tiefen der Bergwerke, zwischen den Gefahren schlagender Wetter, tief unter der spaziergängerischen Fläche des gesicherten Lebens, so gewinnt der Künstler seine flammendsten Wahrheiten, seine letzten Er-

kenntnisse immer nur aus den gefährlichsten Abgründen seiner Natur. Künstlerisch gesehen eine Tragödie, ist das Leben Dostojewskis moralisch eine Errungenschaft ohnegleichen, weil Triumph des Menschen über sein Schicksal, eine Umwertung der äußeren Existenz durch die innere Magie.

Ohne Beispiel vor allem der Triumph geistiger Lebenskraft über einen siechen, gebrestigen Körper. Vergessen wir nicht, daß Dostojewski ein Kranker war, daß dieses eherne unvergängliche Werk aus geborstenen, hinfälligen Gliedern, aus zuckenden und glühend flackernden Nerven gewonnen ist. Mitten durch seinen Körper war gefährlichstes Leiden gepfählt, ewig gegenwärtiges grauenhaftes Sinnbild des Todes: die Fallsucht. Dostojewski war Epileptiker die ganzen dreißig Jahre seiner Künstlerschaft. Mitten im Werk, auf der Straße, im Gespräch, selbst im Schlaf krallt sich plötzlich die Hand des „würgenden Dämons" um seine Kehle und schmettert ihn so jäh, Schaum vor dem Munde, zu Boden, daß der überraschte Körper sich im Falle blutig schlägt. Das nervöse Kind spürt schon in seltsamen Halluzinationen, in grauenhaften, psychischen Anspannungen das Wetterleuchten der Gefahr, zum Blitz wird aber „die heilige Krankheit" erst im Zuchthaus geschmiedet. Dort preßt sie die ungeheuere Überspannung der Nerven urmächtig heraus, und wie jedes Unglück, wie Armut und Entbehrung, bleibt die Körpernot Dostojewski treu bis in die letzte Stunde. Seltsam aber: niemals lehnt sich der Gemarterte mit einem Wort gegen die Prüfung auf. Nie klagt er über sein Gebrechen wie Beethoven über seine Taubheit, Byron über seinen verkürzten Fuß, Rousseau über sein Blasenleiden, ja nirgends ist bezeugt, daß er jemals ernstlich dagegen Heilung gesucht habe. Getrost darf man das Unwahrscheinliche als gewiß

nehmen, daß er mit jenem unendlichen amor fati diese seine Krankheit liebte, als Schicksal liebte wie jedes seiner Laster und Gefahren. Die Spürsucht des Dichters bändigt das Leiden des Menschen: Dostojewski wird Herr seines Leidens, indem er es belauscht. Die äußerste Gefahr seines Lebens, die Epilepsie, er verwandelt sie in ein höchstes Geheimnis seiner Kunst: eine nie gekannte geheimnisvolle Schönheit saugt er aus diesen Zuständen, die wundervoll in den Augenblicken taumelnden Vorgefühls gesammelte Ichekstase. In ungeheuerlichster Abbreviatur ist hier der Tod mitten im Leben erlebt und in dieser einen Sekunde vor dem jedesmaligen Sterben die stärkste, berauschendste Essenz des Seins, die pathologisch gesteigerte Anspannung des „Sichselbstempfindens". Wie ein magisches Symbol bringt ihm das Schicksal immer wieder seinen intensivsten Lebensaugenblick, die Minute am Semenowski-Platz ins Blut zurück, als sollte er niemals den grausigen Kontrast zwischen dem All und dem Nichts in seinem Gefühl verlernen. Auch hier schnürt immer Dunkel den Blick, auch hier stürzt wie Wasser aus übervoller, gebeugter Schale die Seele aus dem Körper, schon zittert sie mit gespannten Flügeln zu Gott empor, schon spürt sie überirdisches Licht auf den entkörperten Schwingen, Strahl und Gnade einer anderen Welt, schon sinkt die Erde, schon tönen die Sphären – da stürzt ihn der Donner des Erwachens wieder zerbrochen ins gemeine Leben hinab. Immer wenn Dostojewski diese eine Minute beschreibt, das traumhafte Glücksgefühl, das seine unerhörte Scharfsichtigkeit beobachtend beseelt, wird seine Stimme leidenschaftlich in Rückerinnerung und der Augenblick des Grauens zum Hymnus: „Ihr gesunden Menschen, ihr ahnt nicht," predigt er begeistert, „welches Wonnegefühl den Epileptiker

eine Sekunde vor dem Anfall durchdringt. Mohammed erzählt im Koran, er sei im Paradies gewesen in der kurzen Frist, da sein Krug umstürzte und das Wasser ausrann, und alle klugen Narrenköpfe behaupten, er sei ein Lügner und Betrüger. Das ist aber nicht wahr, er lügt nicht. Sicher war er im Paradies während eines epileptischen Anfalls, einer Krankheit, an der er wie ich selber litt. Ich weiß nie, ob diese Wonnesekunde Stunden dauert, aber glaubt mir, alle Freude des Lebens möchte ich nicht dafür eintauschen."

In dieser glühenden Sekunde geht Dostojewskis Blick über das Einzelne der Welt hinaus und umfaßt in loderndem Allgefühl die Unendlichkeit. Aber was er verschweigt, ist die bittere Züchtigung, mit der er jede dieser krampfhaften Annäherungen an Gott bezahlt. Ein grauenhafter Zusammenbruch klirrt die kristallenen Sekunden in reißende Scherben, mit zerbrochenen Gliedern und stumpfen Sinnen stürzt er, ein anderer Ikarus, in die irdische Nacht zurück. Das Gefühl, noch geblendet vom unendlichen Licht, tastet sich mühsam im Gefängnis des Körpers zurecht, wie Würmer kriechen die Sinne blind am Boden des Seins, die eben mit seligen Schwingen Gottes Antlitz umfingen. Dostojewskis Zustand nach jedem Anfall ist ein fast idiotisches Dämmern, dessen ganzes Grauen er sich selbst im Fürsten Myschkin mit flagellantischer Deutlichkeit ausgemalt hat. Er liegt im Bett mit zerschlagenen, oft zerstoßenen Gliedern, die Zunge gehorcht nicht dem Laut, die Hand nicht der Feder, mürrisch und niedergeschlagen wehrt er sich gegen alle Gemeinschaft. Die Helligkeit des Gehirns, das tausend Einzelheiten eben in harmonischer Verkürzung umfaßte, ist zerschellt, er weiß sich der nächsten Dinge nicht mehr zu erinnern, der Lebensfaden, der ihn der Umwelt,

der ihn seinem Werk verbindet, ist zerrissen. Einmal, nach einem Anfall während der Niederschrift der „Teufel", fühlt er mit Grauen, daß ihm nichts mehr bewußt ist von all den Geschehnissen der eigenen Erfindung, selbst den Namen des Helden hat er vergessen. Erst mühsam lebt er sich wieder in die Gestaltung hinein, treibt die erschlaffenden Visionen mit drängendem Willen wieder zu voller Glut auf, bis – bis ihn eben ein neuer Anfall hinschmettert. So, das Grauen der Fallsucht im Rücken, den bitteren Nachgeschmack des Todes auf den Lippen, gehetzt von Not und Entbehrung, sind seine letzten, die gewaltigsten Romane entstanden. Auf der Klippe zwischen Tod und Wahnsinn, nachtwandlerisch sicher, steigt sein Schaffen noch gewaltig empor, und aus diesem ständigen Sterben erwächst dem ewig Auferstandenen jene dämonische Kraft, das Leben gierig zu umklammern, um ihm sein Höchstes an Gewalt und Leidenschaft zu entpressen.

Dieser Krankheit, diesem dämonischen Verhängnis dankt Dostojewskis Genie so viel (Mereschkowski hat die Antithese blendend durchgeführt) als Tolstoi seiner Gesundheit. Sie hat ihn emporgeschwungen zu konzentrierten Gefühlszuständen, wie sie dem normalen Empfinden nicht gegeben sind, hat ihm geheimnisvollen Blick verliehen in die Unterwelt des Gefühles und die Zwischenreiche der Seele. Das grandios Doppelgängerische seines Wesens, dies Wachsein im hitzigsten Traum, das Nachschleichen des Intellekts in die letzten Labyrinthe des Gefühls hat ihn befähigt, zum ersten Male den pathologischen Geschehnissen ihre Metaphysik zu geben, und voll zu schildern, was sonst das analytische Skalpell der Wissenschaft nur unvollkommen am abgestorbenen klinischen Fall ertastet. Wie Odysseus, der

Vielgewanderte, Botschaft vom Hades, so bringt er, der einzig wach Wiederkehrende, peinlichste Beschreibung aus dem Land der Schatten und Flammen und bezeugt mit seinem Blut und dem kalten Schauer seiner Lippen die Existenz ungeahnter Zustände zwischen Leben und Tod. Dank seiner Krankheit gelingt ihm das Höchste der Kunst, das Stendhal einmal formulierte „d'inventer des sensations inédites“, Gefühle, die bei uns alle im Keim vorhanden sind und nur infolge der kühlen Klimatik unseres Blutes nicht zu voller Reife kommen, in voller tropischer Entfaltung darzustellen. Die Feinhörigkeit des Kranken läßt ihn die letzten Worte der Seele erlauschen, ehe sie ins Delirium sinkt, die gesteigerte Feinfühligkeit mißt mit stärkstem Ausschlag die zartesten Vibrationen der Sinne, und eine mystische Scharfsichtigkeit in den Sekunden des Vorgefühls zeugt bei ihm seherische Gabe des zweiten Gesichts, die Magie des Zusammenhangs. O wunderbare Verwandlung, fruchtbar in allen Krisen des Herzens! Der Künstler Dostojewski zwingt sich alle Gefahr in Besitz um, und auch der Mensch gewinnt nur neue Größe aus neuem Maß. Denn für ihn bedeuten Glück und Leid, die Endpunkte des Gefühls, eine ungleich gesteigerte Intensität, er mißt nicht mit den gemeinen Werten des durchschnittlichen Lebens, sondern mit den siedenden Graden seiner eigenen Phrenesie. Das Maximum an Glück, einem andern ist es Genuß einer Landschaft, Besitz einer Frau, Gefühl der Harmonie, immer aber durch irdische Zustände verstatteter Besitz. Bei Dostojewski sind die Siedepunkte des Empfindens schon im Unerträglichen, im Tödlichen. Sein Glück ist Spasma, der schäumende Krampf, seine Qual die Zerschmetterung, der Kollaps, der Zusammenbruch: immer aber blitzartig kom-

primierte essentielle Zustände, die im Irdischen keine Dauer haben können, die solche Hitzegrade erreichen, daß kaum eine Sekunde sie in ihren Händen halten kann und schmerzhaft sinken lassen muß. Wer im Leben ständig den Tod erlebt, kennt ein urmächtigeres Grauen als der Normale, wer die körperlose Schwebe gefühlt, eine höhere Lust als ein Körper, der nie die harte Erde ließ. Sein Begriff von Glück meint die Verzückung, sein Begriff von Qual die Vernichtung. Darum hat auch das Glück seiner Menschen nichts von einer gesteigerten Heiterkeit, sondern es flimmert und brennt wie Feuer, es zittert von verhaltenen Tränen und schwült von Gefahr, es ist ein unerträglicher, undauerhafter Zustand, ein Leiden mehr als ein Genießen. Seine Qual wiederum hat etwas, das den gemeinen Zustand von dumpfer, würgender Angst, von Last und Grauen schon überbrückt hat, eine eiskalte, beinahe lächelnde Klarheit, eine teuflische Gier der Bitterkeit, die keine Träne kennt, ein trockenes kollerndes Lachen und ein dämonisches Grinsen, in dem wiederum beinahe schon Lust ist. Nie war vor ihm die Gegensätzlichkeit des Gefühles ähnlich weit aufgerissen, nie die Welt so schmerzhaft weit gespannt als zwischen diesem neuen Pol der Ekstase und Zernichtung, die er jenseits aller gewohnten Maße von Glück und Leiden gestellt hat.

In dieser Polarität, die ihm das Schicksal aufgeprägt hat, und nur aus ihr ist Dostojewski zu verstehen. Er ist das Opfer eines zwiespältigen Lebens und – als leidenschaftlicher Bejaher seines Schicksals – darum Fanatiker seines Kontrastes. Die Heißglut seines künstlerischen Temperaments entsteht einzig aus der fortwährenden Reibung dieser Gegensätze, und statt sie zu vereinen, reißt der Maß-

lose in ihm den eingeborenen Zwiespalt immer weiter auseinander zu Himmel und Hölle: nie verheilt die klaffende Wunde im brennenden geistigen Fieber des Schaffens. Dostojewski, der Künstler, ist das vollkommenste Gegensatzprodukt, der größte Dualist der Kunst und vielleicht der Menschheit. Symbolisch bringt eins seiner Laster diesen Urwillen seiner Existenz in sichtbare Form: seine krankhafte Liebe zum Glücksspiel. Der Knabe schon ist leidenschaftlicher Kartenspieler, aber erst in Europa lernt er den Teufelsspiegel seiner Nerven kennen: das Rouge et Noir, das Roulett, dieses in seinem primitiven Dualismus so grausam gefährliche Spiel. Der grüne Tisch in Baden-Baden, die Spielbank in Monte Carlo sind seine stärksten Ekstasen in Europa: mehr als die Sixtinische Madonna, die Plastiken Michelangelos, die Landschaften des Südens, Kunst und Kultur aller Welt hypnotisieren sie seinen Nerv. Denn hier ist Spannung, Entscheidung – Schwarz oder Rot, gerad oder ungerad, Glück oder Vernichtung, Gewinn oder Verlust – in eine einzige Sekunde des rollenden Rades gepreßt, Spannung konzentriert zu jener schmerzhaft-lustvollen Blitzform des springenden Gegensatzes, die einzig seinem Charakter entspricht. Die sanften Übergänge, die Ausgleiche, die matten Steigerungen sind seiner fiebrischen Ungeduld unerträglich, er mag nicht Geld verdienen auf deutsche, auf „Wurstmacherart", durch Umsicht, Sparsamkeit und Berechnung, ihn reizt der Zufall, die Hingabe an das Ganze. Die Form seines äußern Schicksals ahmt vor dem grünen Tische der Wille in steter Herausforderung bewußt-unbewußt nach: die Abbreviatur der Entscheidungen in eine einzige Sekunde, die zur Spitze geschärfte Sensation, die ihre glühende Nadel tief in den Nerv bohrt, ge-

heimnisvoll ähnlich der Sekunde im Vorgefühl und Niederbruch des epileptischen Blitzes, und jener unvergeßlichen Sekunde vom Semenowski-Platz. Wie das Schicksal mit ihm spielte, so spielt er nun mit dem Schicksal: er reizt den Zufall zu künstlichen Spannungen, und gerade wenn er gesichert ist, wirft er immer mit zitternder Hand seine ganze Existenz auf den grünen Tisch. Dostojewski ist nicht Spieler aus Geldhunger, sondern aus unerhörtem „unanständigem", aus Karamasoffschem Lebensdurst, der alles in den stärksten Essenzen will, aus krankhafter Sehnsucht nach Schwindligkeit, aus jenem „Turmgefühl", der Lust, sich über den Abgrund zu beugen. Denn er liebt den Abgrund, die Tiefe des Lebens, das Dämonische des Zufalls, er liebt in fanatischer Demut die Mächte, die stärker sind als seine Eigenmacht, und lockt mit ewiger Reizung immer wieder ihren mörderischen Blitz auf sein Haupt. Dostojewski provoziert im Glücksspiel das Schicksal: was er einsetzt, ist nicht Geld und immer sein letztes Geld, sondern damit seine ganze Existenz; was er ihm abgewinnt, ist äußerster Nervenrausch, tödliche Schauer, Urangst, das dämonische Weltgefühl. Selbst im goldenen Gift hat Dostojewski nur neuen Durst nach dem Göttlichen getrunken.

Selbstverständlich, daß er diese Leidenschaft wie jede andere über alles Maß hinaus bis zum Äußersten, bis hinein in das Laster trieb. Haltzumachen, Vorsicht, Bedenklichkeit waren diesem Titanentemperament fremd: „Überall und in allem mein ganzes Leben lang habe ich die Grenze überschritten." Und dies, Grenzen zu überschreiten, ist künstlerisch seine Größe wie menschlich seine Gefahr: er macht nicht halt vor den Zäunen der bürgerlichen Moral, und niemand weiß genau zu sagen, wie weit sein Leben die ju-

ridische Grenze überschritten hat, wieviel von den verbrecherischen Instinkten seiner Helden in ihm selbst Tat geworden ist. Einzelnes ist bezeugt, doch wohl das Geringere nur. Als Kind hat er betrogen im Kartenspiel, und wie sein tragischer Narr Marmeladow in „Schuld und Sühne" aus Gier nach Branntwein die Strümpfe seiner Frau, so stiehlt auch Dostojewski der seinen Geld und ein Kleid aus dem Schrank, um es im Roulett zu verspielen. Wieweit seine sinnlichen Ausschweifungen aus den Jahren „im Dunkel der Großstadt" ins Perverse hinüberzittern, wieviel von den „Spinnen der Wollust" Swidrigailow, Stawrogin und Fjedor Karamasoff sich auch bei ihm in sexuellen Verstörungen auslebte, wagen die Biographen nicht zu erörtern. Seine Neigungen und Perversitäten, auch sie wurzeln jedenfalls in der geheimnisvollen Kontrastgier von Verderbtheit und Unschuld, aber es ist nicht wesenhaft, diese Legenden und Konjekturen (so deutsam sie sind) zu erörtern. Wichtig ist nur, nicht zu verkennen, daß dem Heiland, dem Heiligen, dem Alescha in Dostojewski-Karamasoff der Gegenspieler des Wollüstlings, des überreizten Sexualmenschen, der schmutzige Fjedor im Blute verschwistert war.

Nur dies ist gewiß: Dostojewski war auch in seiner Sinnlichkeit Überschreiter des bürgerlichen Maßes und dies nicht im linden Sinn Goethes, der einst in dem berühmten Worte sagte, daß er die Anlagen zu allen Schändlichkeiten und Verbrechen lebendig in sich empfände. Denn Goethes ganze gewaltige Entwicklung bedeutet nichts als eine einzige, ungeheuere Anstrengung, diese gefährlich wuchernden Keime in sich auszuroden. Der Olympier will zur Harmonie, seine höchste Sehnsucht ist Zerstörung alles Gegensatzes, Erkältung des Blutes, die ruhevolle Schwebe der Kräfte. Er verschnei-

det die Sinnlichkeit in sich, er rottet unter stärksten Blutverlusten für seine Kunst alle gefährlichen Keime allmählich um der Sittlichkeit willen aus, allerdings mit dem Gemeinen auch viel von seiner Kraft vernichtend. Dostojewski aber, leidenschaftlich in seinem Dualismus wie in allem, was ihm vom Leben zugefallen, will nicht empor zur Harmonie, die für ihn Starre ist, er bindet nicht seine Gegensätze ins Göttlich-Harmonische, sondern spannt sie auseinander zu Gott und Teufel und hat dazwischen die Welt. Er will unendliches Leben. Und Leben ist ihm einzig elektrische Entladung zwischen den Polen des Kontrastes. Was Keim in ihm war, das Gute und das Schlechte, das Gefährliche und das Fördernde, muß empor, alles wird an seiner tropischen Leidenschaft Blüte und Frucht. Wild läßt er sein Laster aufwuchern, ungehemmt seine Instinkte, selbst die verbrecherischen, hinein ins Leben jagen. Er liebt seine Laster, seine Krankheit, das Spiel, seine Bosheit und selbst die Wollust, weil sie eine Metaphysik des Fleisches ist, ein Wille des Genusses ins Unendliche hinein Goethe will zum Antikisch-Apollinischen, Dostojewski zum Bacchantischen. Er will nicht Olympier, nicht gottähnlich, sondern nur starker Mensch sein. Seine Moral geht nicht auf Klassizität, auf eine Norm, sondern einzig auf Intensität. Richtig leben heißt für ihn: stark leben und alles leben, beides zugleich, das Gute und das Schlechte, und beides in seinen stärksten, berauschendsten Formen. Deshalb hat Dostojewski nie eine Norm gesucht, sondern immer nur die Fülle. Neben ihm steht Tolstoi inmitten seines Werkes beunruhigt auf, hält inne, läßt die Kunst und quält sich ein Leben lang, was gut sei, was böse, ob er richtig lebe oder falsch. Tolstois Leben ist darum didaktisch, ein Lehrbuch, ein Pamphlet, das Dostojewskis ein Kunstwerk, eine Tragödie, ein Schicksal. Er

handelt nicht zweckmäßig, nicht bewußt, er prüft sich nicht, er verstärkt sich nur. Tolstoi klagt sich aller Todsünden an, laut und vor allem Volke. Dostojewski schweigt, aber sein Schweigen sagt mehr von Sodom, als alle Anklagen Tolstois. Dostojewski will sich nicht beurteilen, nicht verändern, nicht verbessern, nur immer eines: sich verstärken. Gegen das Böse, gegen das Gefährliche seiner Natur leistet er keinen Widerstand, im Gegenteil, er liebt seine Gefahr als Antrieb, er vergöttert seine Schuld um der Reue willen, seinen Stolz für die Demut. Kindlich wäre es darum, das Dämonische seines Wesens zu verschweigen (das dem Göttlichen so nahe verschwistert ist), ihn moralisch zu „entschuldigen“ und für die kleine Harmonie des bürgerlichen Maßes zu retten, was die elementare Schönheit des Maßlosen hat.

Wer den Karamasoff schuf, die Gestalt des Studenten aus den „Werdejahren“, den Stawrogin der „Teufel“, den Swidrigailow in „Schuld und Sühne“, diese Fanatiker des Fleisches, diese großen Besessenen der Wollust, diese wissenden Meister der Unzucht, dem waren im Leben auch die niedrigsten Formen der Sinnlichkeit persönlich bewußt, denn eine geistige Liebe zur Ausschweifung ist vonnöten, um diesen Gestalten ihre grausame Realität zu geben. Seine unvergleichliche Reizbarkeit kannte die Erotik in ihrem doppelten Sinn, kannte die der fleischlichen Trunkenheit, wo sie in den Schlamm taumelt und Unzucht wird, bis zu ihren feinsten geistigen Abstiegen, wo sie zur Bosheit, zum Verbrechen erstarrt, er kannte sie unter allen ihren Masken, und mit wissendstem Blick lächelt er in ihre Raserei. Und er kennt sie in ihren edelsten Formen, wo die Liebe fleischlos wird, Mitleid, seliges Erbarmen, Weltbruderschaft und stürzende Träne. All diese geheimnisvollen Essenzen waren in ihm und nicht nur in flüchtigen chemi-

schen Spuren, wie bei jedem wahrhaften Dichter, sondern in den reinsten, kräftigsten Extrakten. Mit sexueller Erregung und einer fühlbaren Vibration der Sinne ist jede Ausschweifung bei ihm geschildert und vieles wohl mit Lust erlebt. Damit meine ich aber nicht (Blutfremde mögen es so verstehen), daß Dostojewski ein Wüstling war, einer der sich freute am Fleischlichen, ein Lebemann. Er war nur lustsüchtig, wie er qualsüchtig war, ein Leibeigener des Triebes, Sklave einer herrischen geistigen und körperlichen Neugier, die ihn mit Ruten ins Gefährliche hineinpeitschte, ins Dornendickicht der abseitigen Wege. Seine Lust, auch sie ist nicht banales Genießen, sondern Spiel und Einsatz der ganzen sinnlichen Lebenskraft, das immer wieder und wieder Empfindenwollen der geheimnisvollen gewitterigen Schwüle der Epilepsie, Konzentration des Gefühles in ein paar gespannte Sekunden gefährlicher Vorlust und dann der dumpfe Niedersturz in die Reue. Er liebt in der Lust nur das Flimmern von Gefahr, das Spiel der Nerven, dies Naturhafte innerhalb des eigenen Körpers, er sucht in einer seltsamen Mischung von Bewußtheit und dumpfer Scham in jeder Lust das Gegenspiel, den Bodensatz der Reue, in der Schändung die Unschuld, im Verbrechen die Gefahr. Dostojewskis Sinnlichkeit ist ein Labyrinth, in dem sich alle Wege verschlingen, Gott und das Tier sind nachbarlich in einem Fleische, und man verstehe in diesem Sinn das Symbol der Karamasoff, daß Aleschа, der Engel, der Heilige, gerade der Sohn Fjedors, der grausamen „Spinne der Wollust", ist. Wollust zeugt die Reinheit, das Verbrechen die Größe, Lust das Leiden und das Leiden wieder Lust. Ewig berühren sich die Gegensätze: zwischen Himmel und Hölle, Gott und Teufel spannt sich seine Welt.

Grenzenlose, restlose, wissend-wehrlose Hingabe an sein zwiespältiges Schicksal, amor fati ist darum Dostojewskis letztes und einziges Geheimnis, der schöpferische Feuerquell seiner Ekstase. Eben weil das Leben ihm so gewaltig zugemessen war, weil es ihm Unermeßlichkeiten des Gefühles im Leiden auftat, hat er das grausam-gütige, göttlich-unverständliche, ewig unerlernbare, ewig mystische Leben geliebt. Denn sein Maß ist die Fülle, die Unendlichkeit. Nie wollte er seinen Lebensgang milderen Wellenschlags, einzig sich selbst noch konzentrierter, intensiver, und darum biegt er nie inneren und äußeren Gefahren aus, sind sie doch Möglichkeiten der Sensation, Entzündungen des Nervs. Was Keim war in ihm, Keim des Guten und des Bösen, jede Leidenschaft, jedes Laster hat er aufgesteigert durch Begeisterung und Selbstekstase, nichts ausgerodet an Gefahr in seinem wissenden Blut. Restlos gibt sich der Spieler in ihm als Einsatz an das leidenschaftliche Spiel der Mächte, denn nur im Rollen von Schwarz und Rot, Tod oder Leben, spürt er taumlig-süß die ganze Wollust seiner Existenz. „Du hast mich hineingestellt, du wirst mich wieder hinausführen", ist mit Goethe seine Antwort an die Natur. „Corriger la fortune", das Schicksal zu verbessern, auszubiegen, abzuschwächen, fällt ihm nicht bei. Nie sucht er Vollendung, Abschluß, Ende in einer Ruhe, nur Steigerung des Lebens im Leiden, immer höher lizitiert er sein Gefühl zu neuen Spannungen, denn nicht sich will er gewinnen, sondern die höchste Summe des Gefühls. Er will nicht wie Goethe zum Kristall erstarren, kalt mit hundert Flächen das bewegte Chaos spiegelnd, sondern Flamme bleiben, selbstzerstörend, täglich sich vernichtend, um täglich sich neu aufzubauen, ewig sich wiederholend, aber immer mit gesteigerter Kraft und aus gespannterem Gegensatz. Er will

nicht das Leben meistern, sondern das Leben fühlen. Nicht der Herr sein, sondern der fanatische Leibeigene seines Schicksals. Und nur so, als der „Gottesknecht", der Hingebendste aller, konnte er der Wissendste alles Menschlichen werden.

Dostojewski hat die Herrschaft über sein Schicksal an das Schicksal zurückgegeben: dadurch wird sein Leben gewaltig über die zufällige Zeit. Er ist der dämonische Mensch, untertan den ewigen Mächten, und in seiner Gestalt ersteht mitten im klaren dokumentarischen Licht unserer Epoche noch einmal der schon vergangen geglaubte Dichter mystischer Zeiten, der Seher, der große Rasende, der Schicksalsmensch. Etwas Urzeitliches und Heroisches liegt in dieser titanischen Gestalt. Steigen die anderen literarischen Werke wie beblümte Berge aus den Niederungen der Zeit, Zeugen einer gestaltenden Urkraft zwar noch, aber schon gesänftigt in Dauer und zugänglich selbst in ihren Höhen, wo sie mit weißer Schneekrone ins Unendliche reichen, so scheint die Kuppe seiner Schöpfung, phantastisch und grau, ein vulkanisches unfruchtbares Gestein. Aber aus dem Krater seiner zerrissenen Brust reicht Glut bis zum untersten feurig-flüssigen Kern unserer Welt: hier sind noch Zusammenhänge mit aller Anfänge Anfang, mit dem Elementaren der Urkraft, und schaudernd spüren wir in seinem Schicksal und Werk die geheimnisvolle Tiefe aller Menschlichkeit.

Die Menschen Dostojewskis

O glaubet nicht an die Einheit des Menschen. Dostojewski

Vulkanisch er selbst, vulkanisch darum seine Helden, denn jeder Mensch bezeugt im letzten nur den Gott, der ihn erschuf. Sie sind nicht friedlich eingeordnet in unsere Welt,

überall reichen sie mit ihrem Empfinden bis zu den Urproblemen hinab. Der moderne Nervenmensch in ihnen ist gepaart dem Wesen des Anfangs, das nichts vom Leben weiß als seine Leidenschaft, und mit den letzten Erkenntnissen stammeln sie gleichzeitig die ersten Fragen der Welt. Ihre Formen sind noch nicht ausgekühlt, ihr Gestein nicht geschichtet, ihre Physiognomien nicht geglättet. Ewig unvollendet sind sie und darum doppelt lebendig. Denn der vollendete Mensch ist ja gleichzeitig schon der abgeschlossene, und bei Dostojewski drängt alles ins Unendliche hinaus. Ihm erscheinen Menschen nur insolange als Helden und künstlerisch gestaltungswert, als sie mit sich entzweit sind, problematische Naturen: die Vollendeten, die Ausgereiften schüttelt er von sich ab wie der Baum seine Frucht. Dostojewski liebt seine Menschen nur, solange sie leiden, solange sie die gesteigerte, zwiespältige Form seines eigenen Lebens haben, solange sie Chaos sind, das sich in Schicksal verwandeln will.

Stellen wir seine Helden vor ein anderes Bild, um sie in ihrer wundervollen Sonderheit besser zu verstehen. Vergleichen wir. Rufen wir einen Helden Balzacs als den Typus französischen Romans in uns auf, so entsteht unbewußt eine Vorstellung von Geradlinigkeit, Umgrenztheit und innerer Geschlossenheit. Ein Begriff, deutlich wie eine geometrische Figur und gesetzvoll wie sie. Alle Menschen Balzacs sind aus einer einzigen, durch die seelische Chemie genau bestimmbaren Substanz gefertigt. Sie sind Elemente und haben alle wesenhaften Eigenschaften eines solchen, also auch typische Formen der Reaktion im Moralischen und Psychischen. Sie sind kaum Menschen mehr, sondern beinahe schon menschgewordene Eigenschaft, Präzisionsmaschinen

einer Leidenschaft. Für jeden Namen kann man bei Balzac als Korrelat eine Eigenschaft setzen: Rastignac ist gleich Ehrgeiz, Goriot ist gleich Aufopferung, Vautrin ist gleich Anarchie. In jedem dieser Menschen hat eine dominierende Triebkraft alle anderen inneren Kräfte an sich gerissen und in die Richtung des zentralen Lebenswillens gedrängt. Sie sind charakterologisch klassifizierbar, diese Helden, denn eine einzige Feder des Antriebs ist ihrer Seele eingebaut, die sie mit einem bestimmten Maß von Energie durch die menschliche Gesellschaft treibt: wie ein Geschoß schleudert sie jeden dieser Jünglinge mitten ins Leben hinein. Im höchsten Sinn wäre man versucht, sie Automaten zu nennen um der Präzision willen, mit der sie auf jeden einzelnen Lebensreiz reagieren, und wirklich wie eine Maschine sind sie in ihrer Kraftleistung und ihrem Widerstand für den technischen Kenner berechenbar. Ist man in Balzac einigermaßen eingelesen, so kann man die Antwort des Charakters auf die Tatsache so berechnen, wie die Parabel eines Steinwurfes aus der Stärke ihres Schwunges und der Schwere des Steins. Grandet, der Harpagon, wird in dem Maße geiziger werden, als seine Tochter opferwillig und heroisch. Und man weiß von Goriot schon zu den Zeiten, da er noch in leidlichem Wohlstand lebt und seine Perücke sorgfältig gepudert ist, daß er einmal seine Weste für die Töchter verkaufen wird und das Silbergeschirr zerbrechen, seinen letzten Besitz. Er muß notwendigerweise so handeln aus der Einheit seiner Charakteranlage, aus dem Trieb, den sein irdisches Fleisch nur unvollkommen mit einer menschlichen Form umkleidet. Die Charaktere Balzacs (und ebenso Victor Hugos, Scotts, Dickens') sind alle primitiv, einfarbig, zielstrebig. Sie sind Einheiten und darum meßbar auf

der Wagschale der Moral. Vielfarbig und tausendgestaltig ist in jenem geistigen Kosmos nur der Zufall, dem sie begegnen. Bei jenen Epikern ist das Erlebnis vielfältig, der Mensch die Einheit, und der Roman selbst der Kampf um die Macht gegen die irdischen Mächte. Die Helden Balzacs und des ganzen französischen Romans sind entweder stärker oder schwächer als der Widerstand der Gesellschaft. Sie bezwingen das Leben, oder sie kommen unter das Rad.

Der Held des deutschen Romans, als dessen Typus Wilhelm Meister oder der Grüne Heinrich gedacht sei, ist nicht dermaßen seiner Grundrichtung gewiß. Er hat viele Stimmen in sich, er ist psychologisch differenziert, ist seelisch polyphon. Das Gute und das Böse, das Starke und das Schwache fließen wirr in seiner Seele durcheinander: sein Anbeginn ist Verwirrung, und die Nebel der Frühe umwölken ihm den reinen Blick. Er spürt Kräfte in sich, aber noch ungesammelt, noch in Widerstreit, er ist ohne Harmonie, aber doch beseelt vom Willen zur Einheit. Das deutsche Genie zielt nun im letzten Sinne immer auf Ordnung. Und alle Entwicklungsromane entwickeln nichts anderes in diesen deutschen Helden als die Persönlichkeit. Die Kräfte werden gesammelt, der Mensch zum deutschen Ideal, zur Tüchtigkeit erhoben, „im Strom der Welt bildet sich" nach Goethes Wort „der Charakter". Die vom Leben durcheinandergeschüttelten Elemente klären sich in der errungenen Ruhe zum Kristall, aus den Lehrjahren tritt der Meister, und vom letzten Blatt all dieser Bücher, aus dem Grünen Heinrich, dem Hyperion, dem Wilhelm Meister, dem Ofterdingen blickt ein klares Auge tatkräftig in eine klare Welt. Das Leben versöhnt sich dem Ideal; nicht mehr verschwenderisch wirr, sondern zu höchstem Ziel gespart wirken die nun geordneten

Kräfte. Die Helden Goethes und aller Deutschen verwirklichen sich zu ihrer höchsten Form, sie werden werktätig und tüchtig: sie erlernen an Erfahrungen das Leben.

Die Helden Dostojewskis suchen aber und finden überhaupt kein Verhältnis zum wirklichen Leben: das ist ihre Sonderheit. Sie wollen gar nicht in die Realität hinein, sondern von aller Anfang an über sie hinaus, ins Unendliche. Ihr Schicksal existiert für sie nicht in einem äußern, sondern nur in einem innern Sinn. Ihr Reich ist nicht von dieser Welt. All die Scheinformen von Werten, Titel, Macht und Geld, aller sichtbarer Besitz hat für sie Wert weder als Zweck, wie bei Balzac, noch als Mittel, wie bei den Deutschen. Sie wollen sich in dieser Welt gar nicht durchsetzen, nicht behaupten und nicht ordnen. Sie sparen nicht mit sich, sondern sie verschwenden sich, sie rechnen nicht und bleiben ewig unberechenbar. Das Untüchtige ihres Wesens läßt sie zuerst als müßige und phantastische Träumer erscheinen, aber ihr Blick scheint nur leer, weil er nicht nach außen starrt, er zielt mit Glut und Feuer immer nur zurück in sich selbst, in die eigene Existenz. Der russische Mensch geht auf das Ganze. Sich selbst wollen sie fühlen und das Leben, aber nicht dessen Schatten und Spiegelbild, die äußere Realität, sondern das große mystische Elementare, die kosmische Macht, das Existenzgefühl. Wo immer man tiefer sich eingräbt ins Werk Dostojewskis, überall rauscht als unterste Quelle dieser ganz primitive, fast vegetative fanatische Lebensdrang, das Existenzgefühl, dies ganz urhafte Gelüst, das nicht Glück will oder Leid, die schon Einzelformen des Lebens sind, Wertungen, Unterscheidungen, sondern die ganz einheitliche Lust, wie man sie beim Atmen fühlt. Vom Urquell wollen sie trinken, nicht aus den Brunnen der Städte und Straßen, die

Ewigkeit, die Unendlichkeit in sich fühlen und die Zeitlichkeit abtun. Sie kennen nur eine ewige, keine soziale Welt. Sie wollen das Leben weder erlernen noch bezwingen, gleichsam nackt wollen sie es bloß fühlen und fühlen als Ekstase der Existenz.

Weltfremd aus Weltliebe, unwirklich aus Leidenschaft zur Wirklichkeit, muten Dostojewskis Gestalten vorerst etwas einfältig an. Sie haben keine Richtung geradeaus, kein sichtbares Ziel: wie Blinde taumeln und tappen diese doch erwachsenen Menschen in der Welt herum oder wie Trunkene. Sie bleiben stehen, sehen sich um, fragen alle Fragen und rennen ohne Antwort weiter ins Unbekannte: ganz frisch scheinen sie in unsere Welt eingetreten und ihr noch nicht eingewöhnt. Und man versteht diese Menschen Dostojewskis kaum, bedenkt man nicht, daß sie Russen sind, Kinder eines Volkes, das aus einer jahrtausendalten barbarischen Unbewußtheit mitten in unsere europäische Kultur hineingestürzt ist. Von der alten Kultur, vom Patriarchalischen losgerissen, der neuen noch nicht vertraut, stehen sie in der Mitte, alle an einem Wegkreuz, und die Unsicherheit jedes einzelnen ist die eines ganzen Volkes. Wir Europäer wohnen in unserer alten Tradition wie in einem warmen Haus. Der Russe des neunzehnten Jahrhunderts, der Dostojewski-Zeit, hat hinter sich die Holzhütte der barbarischen Vorzeit verbrannt, aber sein neues Haus noch nicht gebaut. Entwurzelte, Richtungslose sind sie alle. Sie haben die Kraft ihrer Jugend, die Kraft der Barbaren noch in den Fäusten, aber der Instinkt ist verwirrt von der Tausendfalt der Probleme: die Hände voll Stärke, wissen sie nicht, was zuerst anfassen. Und so greifen sie nach allem und haben nie genug. Man fühle hier die Tragik jedes einzelnen Dostojewski-

Menschen, jedes einzelnen Zwiespalt und Hemmung aus dem Schicksal des ganzen Volkes. Dieses Rußland um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts weiß nicht wohin: nach Westen oder nach Osten, nach Europa oder nach Asien, nach Petersburg, der „künstlichen Stadt", in die Kultur, oder zurück auf das Bauerngut, in die Steppe. Turgenjeff stößt sie nach vorne, Tolstoi stößt sie zurück. Alles ist Unruhe. Der Zarismus steht unvermittelt gegenüber einer kommunistischen Anarchie, die Rechtgläubigkeit, die altererbte, springt quer über in einen fanatischen und rasenden Atheismus, Nichts steht fest, nichts hat seinen Wert, sein Maß in dieser Zeit: die Sterne des Glaubens brennen nicht mehr über ihren Häuptern und das Gesetz längst nicht mehr in ihrer Brust. Entwurzelte einer großen Tradition, sind die Dostojewski-Menschen echte Russen, Übergangsmenschen, das Chaos des Anfangs im Herzen, beladen mit Hemmungen und Ungewißheiten. Immer sind sie verschreckt und verschüchtert, immer fühlen sie sich erniedrigt und beleidigt, und dies alles aus dem einzigen Urgefühl der Nation: daß sie nicht wissen, wer sie sind. Daß sie nicht wissen, ob sie viel sind oder wenig. Ewig stehen sie auf der Kippe von Stolz oder Zerknirschung, von Selbstüberschätzung und Selbstverachtung, ewig blicken sie sich um nach den anderen, und alle sind sie verzehrt von der rasenden Angst, lächerlich zu sein. Unablässig schämen sie sich, bald eines abgetragenen Pelzkragens, bald ihrer ganzen Nation, aber immer schämen, schämen sie sich, sind sie beunruhigt, verwirrt. Ihr Gefühl, ihr übermächtiges, hat keinen Halt, keinen Führer, kein einziger hat ein Maß, ein Gesetz, den Halt einer Tradition, die Krücke einer ererbten Weltanschauung. Alle sind sie Maßlose und Ratlose in einer unbekannten Welt. Keine

Frage ist für sie beantwortet, kein Weg geebnet. Menschen des Übergangs, Menschen des Anfangs sind sie alle. Jeder ein Cortes: hinter sich verbrannte Schiffe, vor sich das Unbekannte.

Aber dies ist das Wunderbare: daß, weil sie Menschen eines Anfangs sind, in jedem einzelnen noch einmal die Welt beginnt. Daß alle Fragen, die bei uns schon zu kalten Begriffen erstarrt sind, ihnen noch im Blute glühen. Daß unsere bequemen, ausgetretenen Wege mit ihren moralischen Geländern und ethischen Wegweisern ihnen nicht bekannt sind: immer und überall gehen sie durchs Dickicht ins Grenzenlose, ins Unendliche hinein. Nirgends Kirchtürme der Gewißheit, Brücken der Zuversicht: alles heilige Urwelt. Jeder einzelne fühlt so wie das Rußland Lenins und Trotzkis, daß er die ganze Weltordnung neu aufbauen müsse, und das ist der unbeschreibliche Wert des russischen Menschen für Europa, das in seiner Kultur verkrustete, daß hier eine unverbrauchte Neugier noch einmal alle Fragen des Lebens an die Unendlichkeit stellt. Daß, wo wir träge wurden in unserer Bildung, andere noch glühend sind. Jeder einzelne revidiert bei Dostojewski noch einmal alle Probleme, rückt sich selbst mit blutenden Händen die Grenzsteine von Gut und Böse, jeder einzelne schafft sich sein Chaos wieder um zur Welt. Jeder einzelne ist bei ihm Diener, Verkünder des neuen Christus, Märtyrer und Verkünder eines Dritten Reiches. Noch ist das Chaos des Anfangs in ihnen, aber auch Dämmern des ersten Tages, der das Licht auf Erden schuf, und schon Ahnung des sechsten, der den neuen Menschen schafft. Seine Helden sind Wegebauer einer neuen Welt: der Roman Dostojewskis ist der Mythos des neuen Menschen und seiner Geburt aus dem Schoße der russischen Seele.

Ein Mythos und besonders ein nationaler aber will Gläubigkeit. Man versuche darum nicht, diese Menschen durch das kristallene Medium der Vernunft zu erfassen. Nur Gefühl, das allein brüderliche, kann sie verstehen. Dem common sense, dem Engländer, dem Amerikaner, dem praktischen Menschen müssen die vier Karamasoffs als vier verschiedene Narren erscheinen, als Tollhaus die ganze tragische Welt Dostojewskis. Denn was sonst Alpha und Omega der gesunden simplen, irdischen Natur war und ewig sein wird, scheint ihnen das Gleichgültigste auf Erden, nämlich: Glücklichsein. Schlagt sie auf, die fünfzigtausend Bücher, die Europa alljährlich produziert, wovon handeln sie? Vom Glücklichsein. Ein Weib will einen Mann oder einer will reich werden, mächtig und geehrt. Bei Dickens steht am Ende aller Wünsche das liebliche Cottagehaus im Grünen mit der munteren Kinderschar, bei Balzac das Schloß mit dem Pairstitel und den Millionen. Und blicken wir um uns, auf die Straße, in die Butiken, in die niederen Stuben, in die hellen Säle, was wollen die Menschen dort? Glücklich sein, zufrieden sein, reich sein, mächtig sein. Wer will es von Dostojewskis Menschen? Keiner. Nicht ein einziger. Sie wollen nirgends haltmachen: nicht einmal beim Glück. Sie wollen alle weiter, sie haben alle jenes „höhere Herz", das sich quält. Glücklichsein ist ihnen gleichgültig, Zufriedensein ist ihnen gleichgültig, Reichsein eher verächtlich als erwünscht. Sie wollen nichts von all dem, diese Seltsamen, was unsere ganze Menschheit will. Sie haben den uncommon sense. Sie wollen nichts von dieser Welt.

Genügsame also, Phlegmatiker des Lebens, Indifferente oder Asketen? Im Gegenteil. Die Menschen Dostojewskis sind, ich sagte es ja, Menschen eines neuen Anfangs. Sie

haben, bei all ihrer Genialität und ihrem diamantenen Verstand, Kinderherzen, Kindergelüste: sie wollen nicht dies oder jenes, sondern sie wollen alles. Und alles ganz stark. Das Gute und das Böse, das Heiße und das Kalte, das Nahe und das Ferne. Sie sind Übertreiber, sie sind Maßlose. Ich sagte früher: sie wollen nichts von dieser Welt. Schlecht gesagt. Sie wollen nichts einzelnes davon, sondern alles, ihr ganzes Gefühl, ihre ganze Tiefe: das Leben. Vergessen wir nicht, sie sind keine Schwächlinge, keine Lovelace, keine Hamlets, keine Werthers, keine Renés – sie haben harte Muskeln und einen brutalen Lebenshunger, diese Menschen Dostojewskis, sie sind Karamasoffs, „Raubtiere des Gelüsts", begabt mit jener „unanständigen fanatischen" Lebensgier, die sich an den letzten Tropfen des Kelches ansaugt, ehe sie ihn zerklirrt. Von allen Dingen suchen sie den Superlativ, überall die Rotglut des Empfindens, wo die gemeinen Legierungen des Gelegentlichen zerschmelzen und nichts bleibt als das feuerflüssige brennende Weltgefühl; wie die Amokläufer rennen sie ins Leben hinein, von der Begierde in die Reue, von der Reue wieder in die Tat, vom Verbrechen ins Geständnis, vom Geständnis in die Ekstase, aber alle Gassen ihres Schicksals lang überallhin bis zum Letzten, bis sie niederstürzen, Schaum vor den Lippen, oder bis ein anderer sie niederschlägt. O dieser Lebensdurst jedes einzelnen – eine ganze junge Nation, eine neue Menschheit lechzt von ihren Lippen nach Welt, nach Wissen, nach Wahrheit! Sucht mir doch, zeigt mir einen Menschen im Werk Dostojewskis, der ruhig atmet, der rastet, der sein Ziel erreicht hat! Keiner, kein einziger! Alle sind sie in diesem rasenden Wettlauf zur Höhe und zur Tiefe – denn nach Aleschas Formel muß, wer die erste Stufe betreten hat, bis zur letzten hinstreben – nach

allen Seiten, in Frost und Brand, greifen sie, gieren sie, diese Unersättlichen, diese Maßlosen, die ihr Maß nur suchen und finden in der Unendlichkeit. Wie Pfeile schnellen sie sich in ewiger Spannung von der Sehne ihrer Kraft in den Himmel hinein, immer in der Richtung des Unerreichbaren, immer zu Sternen zielend, jeder eine Flamme, ein Feuer der Unruhe. Und Unruhe ist Qual. Darum sind die Helden Dostojewskis alle die großen Leidenden. Alle haben sie verzerrte Gesichter, alle leben sie im Fieber, im Krampf, im Spasma. Ein Hospital von Nervenkranken, hat erschreckt ein großer Franzose Dostojewskis Welt genannt, und wirklich, für den ersten, den äußeren Anblick, welch eine trübe, welch eine phantastische Sphäre! Schankstuben voll Branntweindunst, Gefängniszellen, Winkel in Vorstadtwohnungen, Bordellgassen und Kneipen, und dort in Rembrandtschem Dunkel ein Gewühl von ekstatischen Gestalten, der Mörder, das Blut seines Opfers über den erhobenen Händen, der Trunkenbold im Gelächter der Zuhörer, das Mädchen mit dem gelben Schein im Zwielicht der Gasse, das epileptische Kind, bettelnd an den Straßenecken, der siebenfache Mörder in der Katorga Sibiriens, der Spieler zwischen den Fäusten der Spießgesellen, Rogoschin, wie ein Tier sich wälzend vor dem verschlossenen Gemach seiner Frau, der ehrliche Dieb, sterbend im schmutzigen Bette – welche Unterwelt des Gefühls, welcher Hades der Leidenschaften! O, welche tragische Menschheit, welch russischer, grauer, ewig dämmernder, niederer Himmel über diesen Gestalten, welche Dunkelheiten des Herzens und der Landschaft! Gelände des Unglücks, Wüsten der Verzweiflung, Fegefeuer ohne Gnade und Gerechtigkeit.

O wie dunkel, wie verworren, wie fremd, wie feindlich

ist sie zuerst, diese Menschheit, diese russische Welt! Von Leiden scheint sie überflutet, und diese Erde, wie Iwan Karamasoff so grimmig sagt, „getränkt von Tränen bis zu ihrem innersten Kern". Aber so wie Dostojewskis Antlitz dem ersten Blicke düster, lehmig, gedrückt, bäurisch und gebeugt anmutet, dann aber der Glanz seiner Stirne, aufstrahlend über die Versunkenheit, das Irdische seiner Züge, seine Tiefe durch Glauben erleuchtet, so durchstrahlt auch im Werke das geistige Licht die dumpfe Materie. Aus Leiden scheint Dostojewskis Welt einzig gestaltet. Und doch ist nur scheinbar die Summe alles Leidens in seinen Menschen größer als in jedem anderen Werke. Denn, Kinder Dostojewskis, sind diese Menschen alle Verwandler ihres Gefühles, sie treiben es und übertreiben es von Kontrast zu Kontrast. Und das Leiden, ihr eigenes Leiden ist oft ihre tiefste Seligkeit. In ihnen wirkt etwas, das der Wollust, der Lust am Glück, tiefsinnig die Wehlust, die Lust an der Qual gegenüberstellt: ihr Leiden ist zugleich ihr Glücklichsein, sie halten es fest mit den Zähnen, wärmen es an ihrer Brust, sie schmeicheln ihm mit den Händen, sie lieben es mit ihrer ganzen Seele. Und sie wären nur dann die Unglücklichsten, liebten sie es nicht. Dieser Tausch, der rasende, frenetische Tausch des Gefühls im Innern, diese ewige Umwertung des Dostojewskischen Menschen kann vielleicht nur ein Beispiel ganz klarmachen, und ich wähle eines, das in tausend Formen wiederkehrt: das Leid, das einem Menschen infolge einer Erniedrigung, einer tatsächlichen oder eingebildeten, widerfährt. Irgendeiner, ein schlichtes sensitives Geschöpf, gleichgültig ob ein kleiner Beamter oder eine Generalstochter, wird beleidigt. In seinem Stolz gekränkt durch ein Wort, eine Nichtigkeit vielleicht. Diese erste Kränkung ist der Primäraffekt, der

den ganzen Organismus in Aufruhr bringt. Der Mensch leidet. Er ist gekränkt, liegt auf der Lauer, spannt sich an und wartet – auf eine neue Kränkung. Und die zweite Kränkung kommt: also eigentlich Häufung des Leidens. Aber seltsam, sie tut nicht mehr weh. Zwar der Gekränkte klagt, er schreit, aber seine Klage ist schon nicht mehr wahr: denn er liebt diese Kränkung. In diesem „fortwährend Sich-seiner-Schmach-bewußt-sein ist ein unnatürlicher heimlicher Genuß". Für den beleidigten Stolz hat er einen neuen: den des Märtyrers. Und jetzt entsteht in ihm der Durst nach neuer Kränkung, nach mehr und mehr. Er beginnt zu provozieren, er übertreibt, er fordert heraus: das Leiden ist jetzt seine Sehnsucht, seine Gier, seine Lust: man hat ihn erniedrigt, so will er (der Mensch ohne Maß) ganz niedrig sein. Und er gibt es nicht her mehr, sein Leiden, mit verbissenen Zähnen hält er es fest: jetzt wird der Hilfreiche sein Feind, der Liebende. So schlägt die kleine Nelly dem Arzt dreimal das Pulver ins Gesicht, so stößt Raskolnikow Sonja zurück, so beißt Iljuscha den frommen Alescha in die Finger – aus Liebe, aus fanatischer Liebe zu ihrem Leiden. Und alle, alle lieben sie das Leiden, weil sie darin das Leben, das geliebte, so stark spüren, weil sie wissen, „man kann auf dieser Erde nur durch Leiden wahrhaft lieben", und das wollen sie, das vor allem! Es ist ihr stärkster Existenzbeweis: statt des cogito, ergo sum, „ich denke, also bin ich", setzen sie das: „ich leide, also bin ich". Und dieses „Ich bin" ist bei Dostojewski und allen seinen Menschen der höchste Triumph des Lebens. Der Superlativ des Weltgefühls. Im Kerker jauchzt Dmitri die große Hymne an dieses „Ich bin", an die Wollust des Seins, und eben um dieser Liebe zum Leben willen ist ihnen allen das Leiden notwendig. Nur scheinbar, sagte

ich, ist darum die Summe des Leidens größer bei Dostojewski als bei allen anderen Dichtern. Denn wenn es eine Welt gibt, wo nichts unerbittlich ist, aus jedem Abgrund noch ein Weg führt, aus jedem Unglück noch Ekstase, aus jeder Verzweiflung noch Hoffnung, so ist es die seine. Was ist dies Werk anderes als eine Reihe von modernen Apostelgeschichten, Legenden der Erlösung vom Leiden durch den Geist? Der Bekehrungen zum Lebensglauben, der Kalvariengänge zur Erkenntnis? Der Wege nach Damaskus mitten durch unsere Welt?

In Dostojewskis Werk ringt der Mensch um seine letzte Wahrheit, um sein allmenschliches Ich. Ob ein Mord geschieht oder eine Frau in Liebe brennt, alles das ist Nebensache, Außensache, Kulisse. Sein Roman spielt im innersten Menschen, im Seelenraum, in der geistigen Welt: die Zufälle, die Ereignisse, die Schickungen des äußeren Lebens sind nur Stichworte, Maschinerie, der szenische Rahmen. Die Tragödie ist immer innen. Und sie heißt immer: die Überwindung der Hemmungen, der Kampf um die Wahrheit. Jeder seiner Helden fragt sich, wie Rußland selbst: Wer bin ich? Was bin ich wert? Er sucht sich oder vielmehr den Superlativ seines Wesens im Haltlosen, im Raumlosen, im Zeitlosen. Er will sich erkennen als der Mensch, der er vor Gott ist, und er will sich bekennen. Denn jedem Dostojewski-Menschen ist die Wahrheit mehr als Bedürfnis, sie ist ihm ein Exzeß, eine Wollust und das Geständnis seine heiligste Lust, sein Spasma. Im Geständnis bricht bei Dostojewski der innere Mensch, der Allmensch, der Gottesmensch durch den irdischen, die Wahrheit – und dies ist Gott – durch seine fleischliche Existenz. O die Wollust, mit der sie darum mit dem Geständnis spielen, wie sie es verbergen und – Ra-

skolnikow vor Porfiri Petrowitsch – immer heimlich zeigen und wieder verstecken, und dann wieder, wie sie sich überschreien, mehr Wahrheit bekennen als wahr ist, wie sie in rasendem Exhibitionismus ihre Blößen aufdecken, wie sie Laster und Tugend vermengen – hier, nur hier, im Ringen um das wahre Ich sind die eigentlichen Spannungen Dostojewskis. Hier, ganz innen ist der große Kampf seiner Menschen, die mächtigen Epopöen des Herzens: hier, wo das Russische, das Fremdartige in ihnen sich aufzehrt, hier wird auch ihre Tragödie erst ganz zur unseren, zur allmenschlichen. Da wird das typische Schicksal seiner Menschen deutsam und erschütternd, und restlos erleben wir im Mysterium der Selbstgeburt den Mythos Dostojewskis vom neuen Menschen, vom Allmenschen in jedem Irdischen.

Das Mysterium der Selbstgeburt: so nenne ich in der Kosmogonie, in der Weltschöpfung Dostojewskis die Erschaffung des neuen Menschen. Und ich möchte versuchen, die Geschichte aller Naturen Dostojewskis in einer zu erzählen, als seinen Mythos; denn alle diese verschiedenartigen, hundertfach variierten Menschen haben im letzten nur ein einheitliches Schicksal. Alle leben sie Varianten eines einzigen Erlebnisses: der Menschwerdung. Vergessen wir nicht: die Kunst Dostojewskis zielt immer auf den Mittelpunkt und in der Psychologie darum auf den Menschen im Menschen, den absoluten, den abstrakten Menschen, der weit hinter allen kulturellen Schichtungen liegt. Für die meisten Künstler sind die Schichtungen noch wesentlich, die Vorgänge der Durchschnittsromane spielen in sozialer, gesellschaftlicher, erotischer und konventioneller Sphäre und bleiben in diesen Schichten stecken. Dostojewski stößt, weil er zentral gerichtet ist, immer durch zum Allmenschen im Menschen, zu jenem Ich, das all-

gemeinsam ist. Immer bildet er diesen letzten Menschen und immer in verwandter Form seine Sendung. Gleich ist all seiner Helden Anbeginn. Als echte Russen beunruhigt sie ihre eigene Lebenskraft. In den Jahren der Pubertät, des sinnlichen und geistigen Erwachens, verdüstert sich ihnen der heitere und freie Sinn. Dumpf fühlen sie in sich eine Kraft gären, ein geheimnisvolles Drängen; irgend etwas Eingesperrtes, Wachsendes und Quellendes will aus ihrem noch unmündigen Kleid. Eine geheimnisvolle Schwangerschaft (es ist der neue Mensch, der in ihnen keimt, aber sie wissen es nicht) macht sie träumerisch. Sie sitzen „einsam bis zur Verwilderung" in dumpfen Stuben, in einsamen Winkeln und denken, denken Tag und Nacht über sich nach. Jahrelang brüten sie oft dahin in dieser seltsamen Ataraxie, sie verharren in einem fast buddhistischen Zustand der Seelenstarre, sie beugen sich tief über den eigenen Leib, um wie die Frauen in den frühen Monaten das Klopfen dieses zweiten Herzens in sich zu erlauschen. Alle geheimnisvollen Zustände der Befruchteten überkommen sie: die hysterische Angst vor dem Tode, das Grauen vor dem Leben, krankhafte, grausame Begierden, sinnliche, perverse Gelüste.

Endlich wissen sie, daß sie befruchtet sind von irgendeiner neuen Idee: und nun suchen sie das Geheimnis zu entdecken. Sie schärfen ihre Gedanken, bis sie spitz und schneidend werden wie chirurgische Instrumente, sie sezieren ihren Zustand, sie zerreden ihre Bedrückung in fanatischen Gesprächen, sie zerdenken ihr Gehirn, bis es sich in Wahnsinn zu entflammen droht, sie schmieden alle ihre Gedanken in eine einzige fixe Idee, die sie bis ans letzte Ende denken, in eine gefährliche Spitze, die sich in ihrer Hand gegen sie selbst wendet. Kirillow, Schatow, Raskolnikow, Iwan Karamasoff, alle

diese Einsamen haben „ihre" Idee, die des Nihilismus, die des Altruismus, die des napoleonischen Weltwahns, und alle haben sie ausgebrütet in dieser krankhaften Einsamkeit. Sie wollen eine Waffe gegen den neuen Menschen, der aus ihnen werden soll, denn ihr Stolz will sich gegen ihn wehren, ihn unterdrücken. Andere wieder suchen dieses geheimnisvolle Keimen, diesen drängenden gärenden Lebensschmerz mit aufgepeitschten Sinnen zu überrasen. Um im Bilde zu bleiben: sie suchen die Frucht abzutreiben, wie Frauen von Treppen springen oder durch Tanz und Gifte sich vom Unerwünschten zu befreien trachten. Sie toben, um dies leise Quellen in sich zu übertönen, sie zerstören manchmal sich selbst, nur um diesen Keim zu zerstören. Sie verlieren sich mit Absicht in diesen Jahren. Sie trinken, sie spielen, sie werden ausschweifend, und all dies (sie wären sonst nicht Menschen Dostojewskis) fanatisch bis zur letzten Raserei. Schmerz treibt sie in ihre Laster, nicht eine lässige Begierde. Es ist nicht ein Trinken um Zufriedenheit und Schlaf, nicht das deutsche Trinken um die Bettschwere, sondern um den Rausch, um das Vergessen ihres Wahnes, ein Spielen nicht um Geld, sondern um die Zeit zu ermorden, ein Ausschweifen nicht um der Lust willen, sondern um in der Übertreibung ihr wahres Maß zu verlieren. Sie wollen wissen, wer sie sind; darum suchen sie die Grenze. Den äußersten Rand ihres Ich wollen sie in Überhitzung und Abkaltung kennen und vor allem die eigene Tiefe. Sie glühen in diesen Lüsten bis zum Gott empor, sie sinken bis zum Tier hinab, aber immer, um den Menschen in sich zu fixieren. Oder sie versuchen, da sie sich nicht kennen, sich wenigstens zu beweisen. Kolja wirft sich unter einen Eisenbahnzug, um sich zu „beweisen", daß er mutig ist, Raskolnikoff ermordet die alte Frau, um seine

Napoleonstheorie zu beweisen, sie tun alle mehr, als sie eigentlich wollen, nur um an die äußerste Grenze des Gefühls zu gelangen. Um ihre eigene Tiefe zu kennen, das Maß ihrer Menschheit, werfen sie sich in jeden Abgrund hinab: von der Sinnlichkeit stürzen sie in die Ausschweifung, von der Ausschweifung in die Grausamkeit und hinab bis zu ihrem untersten Ende, der kalten, der seelenlosen, der berechneten Bosheit, aber all dies aus einer verwandelten Liebe, einer Gier nach Erkenntnis des eigenen Wesens, einer verwandelten Art von religiösem Wahn. Aus weiser Wachheit stürzen sie sich in die Kreisel des Irrsinns, ihre geistige Neugier wird zur Perversion der Sinne, ihre Verbrechen glühen bis zur Kinderschändung und zum Mord, aber typisch ist für sie alle die gesteigerte Unlust in der gesteigerten Lust: bis in den untersten Abgrund ihrer Raserei zuckt die Flamme des Bewußtseins der fanatischen Reue nach.

Aber je weiter hinein sie in der Übertreibung der Sinnlichkeit und des Denkens rasen, um so näher sind sie schon sich selbst, und je mehr sie sich vernichten wollen, um so eher sind sie zurückgewonnen. Ihre traurigen Bacchanale sind nur Zuckungen, ihre Verbrechen die Krämpfe der Selbstgeburt. Ihre Selbstzerstörung zerstört nur die Schale um den innern Menschen und ist Selbstrettung im höchsten Sinn. Je mehr sie sich anspannen, je mehr sie sich krümmen und winden, um so mehr befördern sie unbewußt die Geburt. Denn nur im brennendsten Schmerz kann das neue Wesen zur Welt kommen. Ein Ungeheures, ein Fremdes muß dazu treten, muß sie befreien, irgendeine Macht Wehmutter werden in ihrer schwersten Stunde, die Güte muß ihnen helfen, die allmenschliche Liebe. Eine äußerste Tat, ein Verbrechen, das all ihre Sinne zur Verzweiflung spannt, ist

nötig, um die Reinheit zu gebären, und hier wie im Leben ist jede Geburt umschattet von tödlichster Gefahr. Die beiden äußersten Kräfte des menschlichen Vermögens, Tod und Leben, sind in dieser Sekunde innig verschränkt.

Dies also ist der menschliche Mythos Dostojewskis, daß das gemischte, dumpfe, vielfältige Ich jedes Einzelnen befruchtet ist mit dem Keim des wahren Menschen (jenes Urmenschen der mittelalterlichen Weltanschauung, der frei ist von der Erbsünde), des elementaren, rein göttlichen Wesens. Diesen urewigen Menschen aus dem vergänglichen Leib des Kulturmenschen in uns zum Austrag zu bringen, ist höchste Aufgabe und die wahrste irdische Pflicht. Befruchtet ist jeder, denn keinen verstößt das Leben, jeden Irdischen hat es in einer seligen Sekunde mit Liebe empfangen, doch nicht jeder gebiert seine Frucht. Bei manchen verfault sie in einer seelischen Lässigkeit, sie stirbt ab und vergiftet ihn. Andere wieder sterben in den Wehen, und nur das Kind, die Idee, kommt zur Welt. Kirillow ist einer, der sich ermorden muß, um ganz wahr bleiben zu können, Schatow ist einer, der ermordet wird, um seine Wahrheit zu bezeugen.

Aber die anderen, die heroischen Helden Dostojewskis, der Greis Sosima, Raskolnikow, Peter Stepanowitsch, Rogoschin, Dmitri Karamasoff, vernichten ihr soziales Ich, den dunklen Raupenstand ihres inneren Wesens, um wie Schmetterlinge sich der abgestorbenen Form zu entschwingen, das Beflügelte aus dem Kriechenden, das Erhobene aus dem Erdschweren. Die Umkrustung der seelischen Hemmung zerbricht, die Seele, die Allmenschenseele strömt aus, strömt ins Unendliche zurück. Alles Persönliche, alles Individuelle ist in ihnen abgetan, daher auch die absolute Ähnlichkeit all dieser Gestalten im Augenblick ihrer Vollendung. Aljescha ist kaum

von dem Greis, Karamasoff kaum von Raskolnikow zu unterscheiden, wie sie aus ihren Verbrechen mit tränengebadetem Gesicht in das Licht des neuen Lebens treten. Am Ende aller Romane Dostojewskis ist die Katharsis der griechischen Tragödie, die große Entsühnung: über den verdonnernden Gewittern und der gereinigten Atmosphäre flammt die erhabene Glorie des Regenbogens, das höchste russische Symbol der Versöhnung.

Erst wenn die Helden Dostojewskis den reinen Menschen aus sich geboren haben, treten sie in die wahre Gemeinschaft. Bei Balzac triumphiert der Held, wenn er die Gesellschaft bezwingt, bei Dickens, wenn er sich in die soziale Schicht, in das bürgerliche Leben, in die Familie, in den Beruf friedlich einordnet. Die Gemeinschaft, die der Held Dostojewskis anstrebt, ist keine soziale mehr, sondern schon eine religiöse, er sucht nicht Gesellschaft, sondern Weltbruderschaft. Und dies Hingelangen zur eigenen Innerlichkeit und damit zur mystischen Gemeinsamkeit ist die einzige Hierarchie in seinem Werk. Einzig von diesem letzten Menschen handeln alle seine Romane: das Soziale, die Zwischenstadien der Gesellschaft mit ihrem halben Stolz und schiefen Haß sind überwunden, der Ichmensch ist zum Allmenschen geworden, seine Einsamkeit, seine Absonderung, die nur Stolz war, hat jeder zerbrochen, und in unendlicher Demut und glühender Liebe grüßt sein Herz den Bruder, den reinen Menschen in jedem anderen. Dieser letzte, gereinigte Mensch kennt keine Unterschiede mehr, kein soziales Standesbewußtsein: nackt, wie im Paradies, hat seine Seele keine Scham, keinen Stolz, keinen Haß und keine Verachtung. Verbrecher und Dirne, Mörder und Heilige, Fürsten und Trunkenbolde, sie halten Zwiesprache in jenem unter-

sten und eigentlichsten Ich ihres Lebens, alle Schichten fließen ineinander, Herz zu Herz, Seele in Seele. Nur das entscheidet bei Dostojewski: wie weit einer wahr wird und zum wirklichen Menschentum gelangt. Wie diese Entsühnung, diese Selbstgewinnung zustande kam, ist gleichgültig. Keine Ausschweifung beschmutzt, kein Verbrechen verdirbt, es gibt kein Tribunal vor Gott als das Gewissen. Recht und Unrecht, Gut und Böse, diese Worte zerfließen im Leidensfeuer. Wer wahr ist im Willen, der ist entsühnt: denn wer wahr ist, ist demütig. Wer erkannt hat, versteht alles und weiß, „daß die Gesetze des Menschengeistes noch so unerforscht und geheimnisvoll sind, daß es weder gründliche Ärzte noch endgültige Richter gibt", weiß, es ist keiner schuldig oder alle, keiner darf keines Richter sein, jeder nur Bruder dem Bruder. Im Kosmos Dostojewskis gibt es darum keine endgültig Verworfenen, keine „Bösewichter", keine Hölle und keinen untersten Kreis wie bei Dante, aus denen selbst Christus die Verurteilten nicht zu erheben vermag. Er kennt nur Purgatorien und weiß, daß der irrhandelnde Mensch noch immer mehr der seelisch Glühende ist und näher dem wahren Menschen als die Stolzen, die Kalten und Korrekten, in deren Brust er erfroren ist zu bürgerlicher Gesetzmäßigkeit. Seine wahren Menschen haben gelitten, haben darum Ehrfurcht vor dem Leiden und damit das letzte Geheimnis der Erde. Wer leidet, ist durch Mitleid schon Bruder, und allen seinen Menschen ist, weil sie nur auf den innern Menschen, auf den Bruder blicken, das Grauen fremd. Sie besitzen die erhabene Fähigkeit, die er einmal die typisch russische nennt, nicht lange hassen zu können, und darum eine unbegrenzte Verstehensfähigkeit alles Irdischen. Noch hadern sie oft mitsammen, noch quä-

len sie sich, weil sie sich ihrer eigenen Liebe schämen, weil sie die eigene Demut für eine Schwäche halten und noch nicht ahnen, daß sie die furchtbarste Kraft der Menschheit ist. Aber ihre innere Stimme weiß immer schon um die Wahrheit. Während sie einander mit Worten schmähen und befeinden, blicken die inneren Augen sich längst selig verstehend an, Lippe küßt leidvoll den Brudermund. Der nackte, der ewige Mensch in ihnen hat sich erkannt, und dies Mysterium der Allversöhnung in der brüderlichen Erkennung, dieser orphische Gesang der Seelen, ist die lyrische Musik in Dostojewskis dunklem Werk.

Realismus und Phantastik

Was kann für mich phantastischer
sein als die Wirklichkeit.

Dostojewski

Wahrheit, die unmittelbare Wirklichkeit seines begrenzten Seins sucht der Mensch bei Dostojewski: Wahrheit, die unmittelbare Wesenheit des Alls der Künstler Dostojewski selbst. Er ist Realist und ist es so konsequent – immer geht er ja an die äußerste Grenze, wo die Formen ihrem Widerspiel: dem Gegensatz so geheimnisvoll ähnlich werden –, daß diese Wirklichkeit jeden an das Mittelmaß gewöhnten täglichen Blick phantastisch anmutet. „Ich liebe den Realismus bis dorthin, wo er an das Phantastische reicht," sagt er selbst, „denn was kann für mich phantastischer und unerwarteter, ja unwahrscheinlicher sein als die Wirklichkeit." Die Wahrheit – dies entdeckt man bei keinem Künstler zwingender als bei Dostojewski – steht nicht hinter, sondern gleichsam gegen die Wahrscheinlichkeit. Sie ist über die Sehschärfe des gemeinen, des psychologisch unbewehrten

Blickes hinaus: wie im Wassertropfen das unbewaffnete Auge noch klare spiegelnde Einheit, das Mikroskop aber wimmelnde Vielfalt, myriadenhaftes Chaos von Infusorien schaut, eine Welt, wo jene nur eine Einzelform bemerkten, so erkennt der Künstler mit dem höheren Realismus Wahrheiten, die widersinnig scheinen gegen die offenbaren.

Diese höhere oder diese tiefere Wahrheit zu erkennen, die gleichsam tief unter der Haut der Dinge liegt und schon nah dem Herzpunkt aller Existenz, war Dostojewskis Leidenschaft. Er will gleichzeitig den Menschen als Einheit und Vielfalt, im Freiblick und im geschärften gleich wahr erkennen, und darum ist sein visionärer und wissender Realismus, der die Kraft eines Mikroskops und die Leuchtstärke des Hellsehers vereinigt, wie durch eine Mauer geschieden von dem, was die Franzosen als erste Wirklichkeitskunst und Naturalismus nannten. Denn obzwar Dostojewski in seinen Analysen exakter ist und weiter geht als irgendeiner von denen, die sich „konsequente Naturalisten" nannten (womit sie meinten, daß sie bis an das Ende gingen, während Dostojewski jedes Ende noch überschreitet), ist seine Psychologie gleichsam aus einer anderen Sphäre des schöpferischen Geistes. Der exakte Naturalismus von Anno Zola kommt geradewegs aus der Wissenschaft her. Umgestülpte Experimentalpsychologie, ist er irgendwie an Fleiß und Schweiß, an Studium und Erfahrung gebunden: Flaubert destilliert in der Retorte seines Gehirns 2000 Bücher aus der Pariser Nationalbibliothek, um das Naturkolorit der „Tentation" oder der „Salambo" zu finden, Zola läuft drei Monate, ehe er seine Romane schreibt, wie ein Reporter mit dem Notizbuch auf die Börse, in die Warenhäuser und Ateliers, um Modelle abzuzeichnen, Tatsachen einzu-

fangen. Die Wirklichkeit ist diesen Weltabzeichnern eine kalte, berechenbare, offenliegende Substanz. Sie sehen alle Dinge mit dem wachen, wägenden, taxierenden Blick des Photographen. Sie sammeln, ordnen, mischen und destillieren, kühle Wissenschaftler der Kunst, die einzelnen Elemente des Lebens und betreiben eine Art Chemie der Bindung und Lösung.

Dostojewskis künstlerischer Beobachtungsprozeß dagegen ist vom Dämonischen nicht abzulösen. Ist Wissenschaft jenen anderen Kunst, so ist die seine Schwarzkunst. Er treibt nicht experimentelle Chemie, sondern Alchimie der Wirklichkeit, nicht Astronomie, sondern Astrologie der Seele. Er ist kein kühler Forscher. Als heißer Halluzinant starrt er nieder in die Tiefe des Lebens wie in einen dämonischen Angsttraum. Aber doch, seine sprunghafte Vision ist vollkommener als jener geordnete Betrachtung. Er sammelt nicht, und hat doch alles. Er berechnet nicht, und doch ist sein Maß unfehlbar. Seine Diagnosen, die hellseherischen, fassen im Fieber der Erscheinung den geheimnisvollen Ursprung, ohne den Puls der Dinge nur anzutasten. Etwas von hellsichtiger Traumerkenntnis ist in seinem Wissen, etwas von Magie in seiner Kunst. Zauberisch durchdringt er die Rinde des Lebens und saugt von seinen süßen, quellenden Säften. Immer kommt sein Blick nur aus der eigenen Tiefe seines freilich allwissenden Seins, aus dem Mark und Nerv dämonischer Natur und übertrifft doch an Wahrhaftigkeit, an Realität alle Realisten. Mystisch erkennt er alles von innen. Ein Zeichen bloß, und schon faßt er faustisch die Welt. Ein Blick, und schon wird er zum Bild. Er braucht nicht viel zu zeichnen, nicht die Kärrnerarbeit des Details zu leisten. Er zeichnet mit Magie. Man besinne

einmal die großen Gestalten dieses Realisten: Raskolnikow, Alescha und Fiedor Karamasoff, Myschkin, sie, die uns allen so ungeheuer gegenständlich sind im Gefühl. Wo schildert er sie? In drei Zeilen vielleicht umreißt er ihr Antlitz mit einer Art zeichnerischer Kurzschrift. Er sagt von ihnen gleichsam nur ein Merkwort, umschreibt ihr Gesicht mit vier oder fünf schlichten Sätzen, und das ist alles. Das Alter, der Beruf, der Stand, die Kleidung, die Haarfarbe, die Physiognomik, all das scheinbar so Wesentliche der Personenbeschreibung ist in bloß stenographischer Kürze festgehalten. Und doch, wie glüht jede dieser Figuren uns im Blut. Man vergleiche nun mit diesem magischen Realismus die exakte Schilderung eines konsequenten Naturalisten. Zola nimmt, ehe er zu arbeiten anfängt, ein ganzes Bordereau von seinen Figuren auf, er verfaßt (man kann sie heute noch nachsehen, diese merkwürdigen Dokumente) einen regelrechten Steckbrief, einen Passierschein für jeden Menschen, der die Schwelle des Romanes übertritt. Er mißt ihn ab, wieviel Zentimeter er hoch ist, notiert, wieviel Zähne ihm fehlen, er zählt die Warzen auf seinen Wangen, streicht den Bart nach, ob er rauh oder zart ist, greift jeden Pickel auf der Haut ab, tastet die Fingernägel nach, er weiß die Stimme, den Atem seiner Menschen, er verfolgt ihr Blut, Erbschaft und Belastung, schlägt sich ihr Konto auf in der Bank, um ihre Einnahmen zu wissen. Er mißt, was man von außen überhaupt nur messen kann. Und doch, kaum daß die Gestalten in Bewegung geraten, verflüchtigt sich die Einheit der Vision, das künstliche Mosaik zerbricht in seine tausend Scherben. Es bleibt ein seelisches Ungefähr, kein lebendiger Mensch.

Hier ist nun der Fehler jener Kunst: die französischen

Naturalisten schildern exakt die Menschen zu Anfang des Romanes in ihrer Ruhe, gleichsam in ihrem seelischen Schlaf: ihre Bilder sind darum bloß von der nutzlosen Treue der Totenmasken. Man sieht den Toten, die Figur, nicht das Leben darin. Aber genau wo jener Naturalismus endet, beginnt erst der unheimlich große Naturalismus Dostojewskis. Seine Menschen werden plastisch erst in der Erregtheit, in der Leidenschaft, im gesteigerten Zustand. Während jene versuchen, die Seele durch den Körper darzustellen, bildet er den Körper durch die Seele: erst wenn die Leidenschaft seinen Menschen die Züge strafft und spannt, das Auge sich feuchtet im Gefühl, wenn die Maske der bürgerlichen Stille, die Seelenstarre, von ihnen abfällt, wird sein Bild bildhaft. Erst wenn seine Menschen glühen, tritt Dostojewski, der Visionär, an das Werk, sie zu formen.

Absichtlich sind also und nicht zufällig bei Dostojewski die anfänglich dunkeln und ein wenig schattenhaften Konturen der ersten Schilderung. In seine Romane tritt man ein wie in ein dunkles Zimmer. Man sieht nur Umrisse, hört undeutliche Stimmen, ohne recht zu fühlen, wem sie zugehören. Erst allmählich gewöhnt sich, schärft sich das Auge: wie auf den Rembrandtschen Gemälden beginnt aus einer tiefen Dämmerung das feine seelische Fluidum in den Menschen zu strahlen. Erst wenn sie in die Leidenschaft geraten, treten sie ins Licht. Bei Dostojewski muß der Mensch immer erst glühen, um sichtbar zu werden, seine Nerven müssen gespannt sein bis zum Zerreißen, um zu klingen: „Um eine Seele formt sich bei ihm nur der Körper, um eine Leidenschaft nur das Bild." Jetzt erst, da sie gleichsam angeheizt sind, da in ihnen der merkwürdige Fieberzustand beginnt – alle Menschen Dostojewskis sind ja wandelnde Fieberzu-

stände –, setzt sein dämonischer Realismus ein, beginnt jene zauberische Jagd nach den Einzelheiten, jetzt erst schleicht er der kleinsten Bewegung nach, gräbt das Lächeln aus, kriecht in die krummen Fuchslöcher der verworrenen Gefühle, folgt jeder Fußspur ihrer Gedanken bis in das Schattenreich des Unbewußten. Jede Bewegung zeichnet sich plastisch ab, jeder Gedanke wird kristallen klar, und je mehr sich die gejagten Seelen ins Dramatische verstricken, um so mehr glühen sie von innen, um so durchsichtiger wird ihr Wesen. Gerade die unfaßbarsten, die jenseitigsten Zustände, die krankhaften, die hypnotischen, die ekstatischen, die epileptischen haben bei Dostojewski die Präzision einer klinischen Diagnose, den klaren Umriß einer geometrischen Figur. Nicht die feinste Nuance ist dann verschwommen, nicht die kleinste Schwingung entgleitet dann seinen geschärften Sinnen: gerade dort, wo die anderen Künstler versagen und, gleichsam geblendet vom übernatürlichen Licht, den Blick wegwenden, dort wird Dostojewskis Realismus am sichtbarsten. Und diese Augenblicke, wo der Mensch die äußersten Grenzen seiner Möglichkeiten erreicht, wo Wissen schon fast Wahnwitz wird und Leidenschaft zum Verbrechen, sie sind auch die unvergeßlichsten Visionen seines Werkes. Rufen wir uns das Bild Raskolnikows in die Seele, so sehen wir ihn nicht als schlendernde Gestalt auf der Straße oder im Zimmer, als einen jungen Mediziner von 25 Jahren, als Menschen von diesen und jenen äußeren Eigenheiten, sondern in uns ersteht die dramatische Vision seiner irren Leidenschaft, wie er mit zitternden Händen, kalten Schweiß auf der Stirn, gleichsam mit geschlossenen Augen die Treppe des Hauses hinaufschleicht, wo er gemordet hat, und in geheimnisvoller Trance, um seine Qualen noch einmal sinnlich zu genießen, die ble-

cherne Klingel an der Türe der Ermordeten zieht. Wir sehen Dmitri Karamasoff in den Purgatorien des Verhörs, schäumend vor Wut, schäumend vor Leidenschaft, den Tisch zertrümmern mit seinen rasenden Fäusten. Immer sehen wir bei Dostojewski den Menschen erst bildhaft im Zustande der höchsten Erregtheit, am Endpunkte seines Gefühles. So wie Leonardo in seinen grandiosen Karikaturen die Groteske des Körpers, die Abnormität des Physischen zeichnet, dort, wo sie über die gemeine Form hervordrängt, so faßt Dostojewski die Seele des Menschen im Augenblick des Überschwangs, gleichsam in den Sekunden, wo sich der Mensch über den äußersten Rand seiner Möglichkeiten vorbeugt. Der mittlere Zustand ist ihm, wie jeder Ausgleich, wie jede Harmonie, verhaßt: nur das Außerordentliche, das Unsichtbare, das Dämonische reizt seine künstlerische Leidenschaft zum äußersten Realismus. Er ist der unvergleichlichste Plastiker des Ungewöhnlichen, der größte Anatom der reizbaren und kranken Seele, den die Kunst je gekannt.

Das Instrument nun, das geheimnisvolle, mit dem Dostojewski in diese Tiefe seiner Menschen dringt, ist das Wort. Goethe schildert alles durch den Blick. Er ist – Wagner hat diese Unterscheidung am glücklichsten ausgesprochen – Augenmensch, Dostojewski Ohrenmensch. Er muß seine Menschen erst sprechen hören, sprechen lassen, damit wir sie als sichtbar empfinden, und ganz deutlich hat Mereschkowski in seiner genialen Analyse der beiden russischen Epiker ausgedrückt: bei Tolstoi hören wir, weil wir sehen, bei Dostojewski sehen wir, weil wir hören. Seine Menschen sind Schatten und Lemuren, solange sie nicht sprechen. Erst das Wort ist der feuchte Tau, der ihre Seele befruchtet: sie tun im Gespräch, wie phantastische Blüten, ihr Inneres auf,

zeigen ihre Farben, die Pollen ihrer Fruchtbarkeit. In der Diskussion erhitzen sie sich, wachen sie auf aus ihrem Seelenschlaf, und erst gegen den wachen, gegen den leidenschaftlichen Menschen, ich sagte es ja schon, wendet sich Dostojewskis künstlerische Leidenschaft. Er lockt ihnen das Wort aus der Seele, um dann die Seele selbst zu fassen. Jene dämonische psychologische Scharfsichtigkeit des Details bei Dostojewski ist im letzten nichts anderes als eine unerhörte Feinhörigkeit. Die Weltliteratur kennt keine vollkommeneren plastischen Gebilde als die Aussprüche der Menschen Dostojewskis. Die Wortstellung ist symbolisch, die Sprachbildung charakteristisch, nichts zufällig, jede abgebrochene Silbe, jeder weggesprungene Ton die Notwendigkeit selbst. Jede Pause, jede Wiederholung, jedes Atemholen, jedes Stottern ist wesentlich, denn immer hört man unter dem ausgesprochenen Wort das unterdrückte Mitschwingen: mit dem Gespräch flutet die ganze heimliche Erregung der Seele auf. Man weiß aus der Rede bei Dostojewski nicht nur, was jeder einzelne Mensch sagt und sagen will, sondern auch, was er verschweigt. Und dieser geniale Realismus des seelischen Hörens geht restlos mit in die geheimnisvollsten Zustände des Wortes, in die sumpfige, stockende Fläche des trunkenen Irueredens, in die beflügelte, keuchende Ekstase des epileptischen Anfalles, in das Dickicht der lügnerischen Verworrenheit. Aus dem Dampf der erhitzten Rede ersteht die Seele, aus der Seele kristallisiert sich allmählich der Körper. Ohne daß man es selbst weiß, beginnt durch den Dunst des Wortes, durch den Haschischrauch der Rede bei Dostojewski die Vision des Sprechenden im körperlichen Bild aufzusteigen. Was die anderen durch fleißiges Mosaik erzielen, durch Farbe, Zeichnung und Beschränkung, dieses

Bild ballt sich bei ihm visionär aus dem Wort. Man träumt bei Dostojewski hellseherisch seine Menschen, sobald man sie sprechen hört. Dostojewski kann es sich ersparen, sie graphisch zu zeichnen, denn wir selber werden in der Hypnose ihrer Rede zum Visionär. Ich will ein Beispiel wählen. Im „Idioten" geht der alte General, der pathologische Lügner, neben dem Fürsten Myschkin her und erzählt ihm Erinnerungen. Er beginnt zu lügen, gleitet immer tiefer in seine Lügen hinein und verstrickt sich gänzlich darin. Er redet, redet, redet. Über Seiten flutet seine Lüge hin.

Mit keiner Zeile nun schildert Dostojewski seine Haltung, aber aus seinem Wort, aus seinem Stolpern, seinem Stocken, seiner nervösen Hast spüre ich, wie er neben Myschkin hergeht, wie er sich verstrickt hat, sehe, wie er aufschaut, von der Seite den Fürsten vorsichtig anblickt, ob er ihm nicht mißtraue, wie er stehen bleibt, hoffend, der Fürst würde ihn unterbrechen. Ich sehe, wie der Schweiß auf seiner Stirne perlt, sehe, wie sein Gesicht, das zuerst begeisterte, nun sich immer mehr verkrampft in Angst, sehe, wie er in sich zusammenkriecht, ein Hund, der fürchtet, Prügel zu bekommen, und ich sehe den Fürsten, der selbst alle Anstrengungen des Lügners in sich fühlt und niederhält. Wo ist dies beschrieben bei Dostojewski? Nirgends, nicht in einer einzelnen Zeile, und doch sehe ich jedes Fältchen in seinem Gesicht mit leidenschaftlicher Klarheit. Irgendwo ist da das Arkanum des Visionären in der Rede, im Tonfall, in der Stellung der Silben, und so magisch ist diese Kunst der Wiedergabe, daß selbst durch die unumgängliche Verdickung, die ja jede Übertragung in eine fremde Sprache darstellt, noch die ganze Seele seiner Menschen schwingt. Der ganze Charakter des Menschen ist bei Dostojewski im Rhythmus seiner Rede.

Und diese Komprimierung gelingt seiner genialen Intuition oft in einer winzigen Einzelheit, durch eine Silbe fast. Wenn Fjedor Karamasoff auf das Briefkuvert der Gruschenka zu ihrem Namen schreibt: „Mein Küchelchen!" so sieht man das Antlitz des senilen Wüstlings, sieht die schlechten Zähne, durch die ihm der Speichel über die schmunzelnden Lippen rinnt. Und wenn in den „Aufzeichnungen aus einem Totenhause" der sadistische Major beim Stockprügeln „Hie–be, Hie–be" schreit, so ist in dieser winzigen Apostrophe sein ganzer Charakter, ein brennendes Bild, ein Keuchen von Gier, flackernde Augen, das gerötete Gesicht, das Keuchen der bösen Lust. Diese kleinen realistischen Details bei Dostojewski, die sich wie spitze Angelhaken ins Gefühl einbohren und widerstandslos mit ins fremde Erleben reißen, sie sind sein erlesenstes Kunstmittel und gleichzeitig der höchste Triumph des intuitiven Realismus über den programmatischen Naturalismus. Dostojewski verschwendet durchaus nicht diese seine Details. Er setzt ein einziges ein, wo andere Hunderte applizieren, aber er spart sich diese kleinen grausamen Einzelheiten der letzten Wahrheit mit einem wollüstigen Raffinement auf, er überrascht mit ihnen gerade im Augenblick der höchsten Ekstase, wo man sie am wenigsten erwartet. Immer gießt er mit unerbittlicher Hand den Galletropfen Irdischkeit in den Kelch der Ekstase, denn für ihn heißt wirklich und wahrhaftig sein: antiromantisch und antisentimental wirken. Dostojewski ist, nie darf man es eine Sekunde vergessen, nicht nur der Gefangene seines Kontrastes, sondern auch sein Prediger. Es ist seine Leidenschaft, auch in der Kunst die beiden Enden des Lebens, die grausamste, nackteste, kälteste, schmutzigste Wirklichkeit mit den edelsten, sublimsten Träumen zu gatten. Er will, daß wir

in allem Irdischen das Göttliche fühlen, im Realistischen das Phantastische, im Erhabenen das Gemeine, im lautern Geist das bittere Salz der Erde, und immer all dies gleichzeitig. Er will, daß wir zwiespältig genießen, wie er selber zwiespältig empfindet, er will auch hier keine Harmonie, keinen Ausgleich. Immer in allen seinen Werken sind diese schneidenden Zerrissenheiten, wo er mit satanischem Detail die sublimsten Sekunden aufsprengt und dem Heiligsten des Lebens seine Banalität entgegengrinst. Ich erinnere nur an die Tragödie des „Idioten", um einen solchen Augenblick des Kontrastes sichtlich zu machen. Rogoschin hat Nastasja Filippowna ermordet, nun sucht er Myschkin, den Bruder. Er findet ihn auf der Straße, er rührt ihn an mit der Hand. Sie brauchen nicht sprechen zueinander, furchtbare Ahnung weiß alles voraus. Sie gehen über die Straße in das Haus, wo die Ermordete liegt: irgendein ungeheueres Vorempfinden von Größe und Feierlichkeit hebt sich in einem auf, alle Sphären erklingen. Die beiden Feinde eines Lebens, Brüder im Gefühl, schreiten in das Zimmer zur Ermordeten. Nastasja Filippowna liegt tot. Man spürt, diese Menschen werden sich nun das Letzte sagen, wie sie einander gegenüberstehen an der Leiche der Frau, die sie entzweite. Und dann kommt das Gespräch – und alle Himmel sind zerschlagen von der nackten, brutalen, brennend irdischen, teuflisch geistigen Sachlichkeit. Sie sprechen davon als erstes, als einziges – ob die Leiche riechen wird. Und Rogoschin erzählt mit schneidender Sachlichkeit, er habe „gute amerikanische Wachsleinwand" gekauft und „vier Fläschchen einer desinfizierenden Flüssigkeit" darauf gegossen.

Solche Details sind es, die ich bei Dostojewski die sadistischen, die satanischen nenne, weil hier der Realismus mehr

ist als ein bloßer Kunstgriff der Technik, weil er eine metaphysische Rache ist, Ausbruch geheimnisvoller Wollust, einer gewaltsamen ironischen Enttäuschung. „Vier Fläschchen!“, das Mathematische der Zahl, „amerikanische Wachsleinwand!“, die grauenhafte Präzision des Details – das sind absichtliche Zerstörungen der seelischen Harmonie, grausame Revolten gegen die Einheit des Gefühls. Hier wird Wahrheit über sich selbst hinaus schon Exzeß, Laster und Marter, und diese entsetzlichen Niederstürze aus den Himmeln des Gefühls in die schmutzigen Steinbrüche der Wirklichkeit würden Dostojewski unerträglich machen, wäre die gleiche Gewalt des Kontrastes nicht auch im Gegenspiel vorhanden, entstünde nicht immer wieder auch die ungeheuere seelische Ekstase bei ihm aus den schmutzigsten Winkeln der Wirklichkeit. Man erinnere sich nur an die Welt Dostojewskis. Sie ist, rein sozial genommen, ein Wurmloch, knapp an der Gosse des Lebens, immer in den dumpfesten Sphären der Armut und Kläglichkeit. Mit absichtlicher Bewußtheit (er ist der Antiromantiker, wie er der Antisentimentale ist) stellt er seine Szenerie mitten in die Banalität hinein. Schmutzige Kellerlokale, stinkend von Bier und Schnaps, dumpfe, enge „Särge“ von Zimmern, nur abgetrennt durch Holzwände, nie Salons, Hotels, Paläste, Kontore. Und mit Absicht sind seine Menschen äußerlich „uninteressant“, schwindsüchtige Frauen, verlumpte Studenten, Nichtstuer, Verschwender, Tagediebe, niemals aber soziale Persönlichkeiten. Aber gerade in diese dumpfe Alltäglichkeit stellt er die größten Tragödien der Zeit. Aus dem Erbärmlichen steigt das Erhabene phantastisch auf. Nichts wirkt dämonischer bei ihm als dieser Kontrast äußerer Nüchternheit und seelischer Trunkenheit, räumlicher Armut und Verschwendung des Herzens. In

Schnapszimmern verkünden trunkene Menschen die Wiederkehr des Dritten Reiches, sein Heiliger Aljescha erzählt die tiefste Legende, während ihm eine Dirne auf dem Schoße sitzt, in Bordellen und Spielhäusern entfalten sich die Apostolate der Güte und Verkündung, und die erhabenste Szene Raskolnikows, wo der Mörder sich niederwirft und vor dem Leiden der ganzen Menschheit sich beugt, sie spielt im Zimmerwinkel einer Dirne bei dem stotternden Schneider Kapernaumow.

Ein ununterbrochener Wechselstrom, kalt oder warm, warm oder kalt, aber nie lau, ganz im Sinne der Apokalypse, durchblutet seine Leidenschaft das Leben. In einer Phrenesie von Kontrasten stellt der Dichter hier das Erhabene mit dem Banalen stetig Stirn an Stirn, von Unruhe zu Unruhe wirft er die aufgereizten Gefühle. Nie gerät man darum bei den Romanen Dostojewskis zur Rast, nie in die sanfte, musikalische Rhythmik des Lesens, nie läßt er einem ruhig den Atem rinnen, immer zuckt man wie unter elektrischen Schlägen beunruhigt auf, heißer, brennender, unruhiger, neugieriger von Seite zu Seite. Solange wir in seiner dichterischen Gewalt sind, werden wir ihm selber ähnlich. Wie in sich selbst, dem ewigen Dualisten, dem Menschen am Kreuzholz des Zwiespalts, wie in seinen Gestalten, zersprengt Dostojewski auch dem Leser die Einheit des Gefühls.

Das ist ewige Eigenart seiner Darstellung, und es wäre Herabwürdigung, sie mit dem Handwerkerwort „Technik" zu benennen, denn diese Kunst kommt mitten aus Dostojewskis Persönlichkeit, aus dem brennenden Urzwiespalt seines Gefühls. Seine Welt ist offenbare Wahrheit und Geheimnis, zugleich hellseherische Erkenntnis der Wirklichkeit, Wissen und Magie. Das Unfaßbarste scheint verständ-

lich, das Verständlichste unfaßbar: beugen sich die Probleme schon über den äußersten Rand der Möglichkeiten hinaus, so stürzen sie doch nie ins Gestaltlose hinab. Mit unerhörtester Kraft klemmen die visionär-realen Einzelheiten seine Figuren im Irdischen fest, nie gleitet eine ins Schattenhafte hinüber. Wen Dostojewski schildert, dessen Wesen hat er visionär inne bis in die letzte Wirrnis seiner Nervenstränge, er tastet ihm nach bis in den Meeresgrund seiner Träume, durchfiebert seine Leidenschaft, durchsiebt ihre Trunkenheit, nie geht ein Atemzug seelischer Substanz bei ihm verloren, wird ein Gedanke übersprungen. Glied um Glied hämmert er die psychologische Kette um die in der Kunst Gefangenen. Es gibt bei ihm keine psychologischen Irrtümer, keine Verknotung, die sein visionärer Intellekt, seine hellseherische Logik nicht durchleuchtete. Nie einen Fehler, einen Verstoß gegen die innere Wahrheit. Welche Kunstbauten des Geistes und der Vision sind da errichtet, unübersehbar und unzerstörbar! Der dialektische Zweikampf des Porfiri Petrowitsch mit Raskolnikow, die Architektonik der Verbrechen, das logische Labyrinth der Karamasoff, das ist geistige Architektonik ohnegleichen, fehllos wie Mathematik und doch berauschend wie Musik. Sie vereinigen die höchsten Kräfte des Geistes mit den seherischen der Seele zu einer neuen, tieferen Wahrheit, als die Menschheit sie vordem gekannt.

Aber doch – die Frage muß beantwortet sein –, warum wirkt trotz solcher dämonischer Vollendung der Wahrheit Dostojewskis Werk, dieses irdischeste aller Werke, doch wiederum unirdisch auf uns, als Welt zwar, aber doch wie eine neben oder über unserer Welt, nur nicht sie selbst? Warum stehen wir innen mit unserem tiefsten Gefühl und sind doch

irgendwie befremdet? Warum brennt in allen seinen Romanen etwas wie künstliches Licht und ist Raum darinnen wie aus Halluzinationen und Träumen? Warum empfinden wir ihn, diesen äußersten Realisten, immer mehr als Somnambulen denn als Darsteller der Wirklichkeit? Warum ist trotz aller Feurigkeit, ja Überhitztheit doch nicht fruchtbare Sonnenwärme darin, sondern irgendein schmerzhaftes Nordlicht, blutig und blendend, warum empfinden wir diese wahrste Darstellung des Lebens, die je gegeben wurde, doch irgendwie nicht als das Leben selbst? Als unser eigenes Leben?

Ich versuche zu antworten. Das höchste Maß der Vergleiche ist für Dostojewski nicht zu gering, und am Erhabensten, am Unvergänglichsten der Weltliteratur können sie gewertet werden. Für mich ist die Tragödie der Karamasoffs nicht geringer als die Verstrickungen der Oreftie, die Epik Homers, der erhabene Umriß von Goethes Werk. Sie alle, diese Werke, sind sogar einfältiger, schlichter, weniger erkenntnisreich, weniger zukunftsträchtig als die Dostojewskis. Aber sie sind doch irgendwie weicher und freundsamer für die Seele, sie geben Erlösung des Gefühls, während Dostojewski nur Erkenntnis gibt. Ich glaube: diese ihre Entspannung danken sie, daß sie nicht so menschlich, nur menschlich sind. Sie haben um sich einen heiligen Rahmen von strahlendem Himmel, von Welt, einen Atem von Wiesen und Feldern, einen Sternblick von Himmel, wo sich das Gefühl, das verschreckte, entspannt hinflüchtet und befreit. Im Homer, mitten in den Schlachten, im blutigsten Gemetzel der Menschen stehen ein paar Zeilen der Schilderung, und man atmet salzigen Wind vom Meer, das silberne Licht Griechenlands glänzt über die Blutstatt, beseligt erkennt das Gefühl den schmetternden Kampf der Menschen als einen kleinen nich-

tigen Wahn gegen das Ewige der Dinge. Und man atmet auf, man ist erlöst von der menschlichen Trübe. Auch Faust hat seinen Ostersonntag, schwingt die eigene Qual in die zerklüftete Natur, wirft seinen Jubel in den Frühling der Welt. In allen diesen Werken erlöst die Natur von der Menschenwelt. Dostojewski aber fehlt die Landschaft, fehlt die Entspannung. Sein Kosmos ist nicht die Welt, sondern nur der Mensch. Er ist taub für Musik, blind für Bilder, stumpf für Landschaft: mit einer ungeheueren Gleichgültigkeit gegen die Natur, gegen die Kunst ist sein unergründliches, sein unvergleichliches Wissen um den Menschen bezahlt. Und alles Nur-Menschliche hat eine Trübe von Unzulänglichkeit. Sein Gott wohnt nur in der Seele, nicht auch in den Dingen, ihm fehlt jenes kostbare Korn Pantheismus, das die deutschen, das die hellenischen Werke so selig und so befreiend macht. Seine, Dostojewskis, Werke, sie spielen alle irgendwie in ungelüfteten Stuben, in rußigen Straßen, in dunstigen Kneipen, eine dumpfe menschliche, allzu menschliche Luft ist darinnen, die nicht klärend durchwühlt wird vom Wind aus den Himmeln und dem Sturz der Jahreszeiten. Man versuche doch einmal sich zu entsinnen bei seinen großen Werken, bei „Schuld und Sühne", dem „Idioten", bei den „Karamasoffs", den „Werdejahren", in welcher Jahreszeit, in welcher Landschaft sie spielen. Ist es Sommer, Frühling oder Herbst? Vielleicht ist es irgendwo gesagt. Aber man fühlt es nicht. Man atmet es, man schmeckt es, man spürt, man erlebt es nicht. Sie spielen alle nur irgendwo im Dunkel des Herzens, das die Blitzschläge der Erkenntnis sprunghaft erhellen, im luftleeren Hohlraum des Hirnes, ohne Sterne und Blumen, ohne Stille und Schweigen. Großstadtrauch verdunkelt den Himmel ihrer

Seele. Es fehlen ihnen die Ruhepunkte der Erlösung vom Menschlichen, jene seligsten Entspannungen, die besten des Menschen, wenn er den Blick von sich selbst und seinen Leiden gegen die fühllose, leidenschaftslose Welt kehrt. Das ist das Schattenhafte in seinen Büchern: wie von einer grauen Wand von Elend und Dunkelheit heben sich seine Gestalten ab, sie stehen nicht frei und klar in einer wirklichen Welt, sondern in einer Unendlichkeit bloß des Gefühls. Seine Sphäre ist Seelenwelt und nicht Natur, seine Welt nur die Menschheit.

Aber auch seine Menschheit selbst, so wunderbar wahrhaftig jeder einzelne ist, so fehllos ihr logischer Organismus, auch sie ist in ihrer Gesamtheit in einem gewissen Sinne unwirklich: etwas von Gestalten aus Träumen haftet ihnen an, und ihr Schritt geht im Raumlosen wie der von Schatten. Damit sei nicht gesagt, daß sie irgendwie unwahr wären. Im Gegenteil: sie sind überwahr. Denn Dostojewskis Psychologie ist eine fehllose, aber seine Menschen sind nicht plastisch, sondern sublim gesehen und durchfühlt, weil sie einzig aus Seele gestaltet sind und nicht aus Körperlichkeit. Dostojewskis Menschen kennen wir alle nur als wandelndes und gewandeltes Gefühl, Wesen aus Nerven und Seelen, bei denen man es fast vergißt, daß dieses Blut durch Fleisch rinnt. Nie rührt man sie gewissermaßen körperlich an. Auf den zwanzigtausend Seiten seines Werkes ist nie geschildert, daß einer seiner Menschen sitzt, daß er ißt, daß er trinkt, immer fühlen, sprechen oder kämpfen sie nur. Sie schlafen nicht (es sei denn, daß sie hellseherisch träumen), sie ruhen nicht, immer sind sie im Fieber, immer denken sie. Nie sind sie vegetativ, pflanzlich, tierisch, stumpf, immer nur bewegt, erregt, gespannt, und immer, immer wach. Wach und sogar

überwach. Immer im Superlativ ihres Seins. Alle haben sie die seelische Übersichtigkeit Dostojewskis, alle sind sie Hellseher, Telepathen, Halluzinanten, alle pythische Menschen, und alle durchtränkt bis in die letzten Tiefen ihres Wesens von psychologischer Wissenschaft. Im gemeinen, im banalen Leben stehen – erinnern wir uns nur – die meisten Menschen im Konflikt miteinander und dem Schicksal einzig darum, weil sie sich nicht verstehen, weil sie einen bloß irdischen Verstand haben. Shakespeare, der andere große Psychologe der Menschheit, baut die Hälfte seiner Tragödien auf diese eingeborene Unwissenheit, auf dieses Fundament von Dunkel, das zwischen Mensch und Mensch als Verhängnis, als Stein des Anstoßes liegt. Lear mißtraut seiner Tochter, denn er ahnt ihren Edelmut nicht, die Größe der Liebe, die sich hier in Schamhaftigkeit verschanzt, Othello wiederum nimmt sich Jago als Einflüsterer, Cäsar liebt Brutus, seinen Mörder, alle sind sie dem wahren Wesen der irdischen Welt, der Täuschung verfallen. Bei Shakespeare wird wie im realen Leben das Mißverständnis, die irdische Unzulänglichkeit, zeugende tragische Kraft, die Quelle aller Konflikte. Die Menschen Dostojewskis aber, diese Überwissenden, sie kennen kein Mißverstehen. Jeder ahnt immer prophetisch den anderen, sie verstehen einander restlos bis in die letzten Tiefen, sie saugen sich das Wort aus dem Munde, noch ehe es gesagt ist, und den Gedanken noch aus dem Mutterleib der Empfindung. Sie wittern, sie ahnen einander alle im voraus, nie enttäuschen sie sich, nie staunen sie, jedes einzelnen Seele umfaßt in geheimnisvoller Witterung schon der anderen Sinn. Das Unbewußte, das Unterbewußte ist bei ihnen überentwickelt, alle sind sie Propheten, alle Ahnende und Visionäre, überladen von Dostojewski mit seiner eigenen mystischen Durch-

bringung des Seins und des Wissens. Ich will ein Beispiel wählen, um deutlicher zu sein. Nastasja Filippowna wird von Rogoschin ermordet. Sie weiß es vom ersten Tage, da sie ihn erblickt, weiß es in jeder Stunde, in der sie ihm angehört, daß er sie ermorden wird, sie flieht vor ihm, weil sie es weiß, und flüchtet zurück, weil sie ihr eigenes Schicksal begehrt. Sie kennt das Messer sogar Monate voraus, das ihr die Brust durchstößt. Und Rogoschin weiß es, auch er kennt das Messer, und ebenso Myschkin. Seine Lippen zittern, wenn er einmal im Gespräch zufällig Rogoschin mit diesem Messer spielen sieht. Und gleicherweise beim Morde Fjedor Karamasoffs ist das Wissensunmögliche allen bewußt. Der Greis fällt in die Knie, weil er das Verbrechen wittert, selbst der Spötter Rakitin weiß diese Zeichen zu deuten. Alescha küßt seines Vaters Schulter, wie er von ihm Abschied nimmt, auch sein Gefühl weiß es, daß er ihn nicht mehr sieht. Iwan fährt nach Tschermaschnja, um nicht Zeuge des Verbrechens zu sein. Der Schmutzfink Smerdjakoff sagt es ihm lächelnd voraus. Alle, alle wissen sie es, und den Tag und die Stunde und den Ort aus einer Überladenheit mit prophetischer Erkenntnis, die unwahrscheinlich ist in ihrer Zuvielfältigkeit. Alle sind sie Propheten, Erkenner, alle Allesversteher.

Hier wieder in der Psychologie erkennt man jene zwiefache Form aller Wahrheit für den Künstler. Obwohl Dostojewski den Menschen tiefer kennt als irgendeiner vor ihm, so ist ihm doch Shakespeare überlegen als Kenner der Menschheit. Er hat das Gemischte des Daseins erkannt, das Gemeine und Gleichgültige neben das Grandiose gestellt, wo Dostojewski einen jeden ins Unendliche steigert. Shakespeare hat die Welt im Fleisch erkannt, Dostojewski im Geist. Seine

Welt ist vielleicht die vollkommenste Halluzination der Welt, ein tiefer und prophetischer Traum von der Seele, ein Traum, der die Wirklichkeit noch überflügelt: aber Realismus, der über sich selbst hinaus ins Phantastische reicht. Der Überrealist Dostojewski, der Überschreiter aller Grenzen, er hat die Wirklichkeit nicht geschildert: er hat sie über sich selbst hinaus gesteigert.

Von innen also, von der Seele allein, ist hier die Welt in Kunst gestaltet, von innen gebunden, von innen erlöst. Diese Art von Kunst, die tiefste und menschlichste aller, hat keine Vorfahren in der Literatur, weder in Rußland noch irgendwo in der Welt. Dieses Werk hat nur Brüder in der Ferne. An die griechischen Tragiker gemahnt manchmal der Krampf und die Not, dieses Übermaß von Qual in den Menschen, die unter dem Griff des übermächtigen Schicksales sich krümmen, an Michelangelo manchmal durch die mystische, steinerne, unerlösbare Traurigkeit der Seele. Aber der wahre Bruder Dostojewskis durch die Zeiten ist Rembrandt. Beide stammen sie aus einem Leben von Mühsal, Entbehrung, Verachtung, Ausgestoßene der Irdischkeit, gepeitscht von den Bütteln des Geldes in die tiefste Tiefe des menschlichen Seins hinab. Beide wissen sie um den schöpferischen Sinn der Kontraste, den ewigen Streit von Dunkel und Licht, und wissen, daß keine Schönheit tiefer ist als die heilige der Seele, die aus der Nüchternheit des Seins gewonnen ist. Wie Dostojewski seine Heiligen aus russischen Bauern, Verbrechern und Spielern, gestaltet sich Rembrandt seine biblischen Figuren von den Modellen der Hafengassen; beiden ist in den niedersten Formen des Lebens irgendeine geheimnisvolle, neue Schönheit verborgen, beide finden sie ihren Christus im Abhub des Volks. Beide wissen sie von dem ständigen

Spiel und Widerspiel der Erdenkräfte, von Licht und Dunkel, das gleich mächtig im Lebendigen wie im Beseelten waltet, und hier wie dort ist alles Licht aus dem letzten Dunkel des Lebens genommen. Je mehr man in die Tiefe der Bilder Rembrandts, der Bücher Dostojewskis blickt, sieht man das letzte Geheimnis der weltlichen und geistigen Formen sich entringen: Allmenschlichkeit. Und wo die Seele zuerst nur schattenhafte Form, nur trübe Wirklichkeit zu schauen meint, erkennt sie, tiefer blickend, mit erkennender Lust entrungenes Licht: jenen heiligen Glanz, der als Märtyrerkrone über den letzten Dingen des Lebens liegt.

Architektur und Leidenschaft

Que celui aime peu, qui aime la mesure! La Boetie

„Alles treibst du bis zur Leidenschaft." Das Wort Nastasja Filippownas trifft alle Menschen Dostojewskis und trifft vor allem ihn, Dostojewski selbst, mitten in die Seele. Nur leidenschaftlich kann dieser Gewaltige den Phänomenen des Lebens entgegentreten und darum am leidenschaftlichsten seiner leidenschaftlichsten Liebe: der Kunst. Selbstverständlich, daß der schöpferische Prozeß, die künstlerische Bemühung, bei ihm nicht eine geruhige, ordnend aufbauende, kühl berechnend architektonische ist. Dostojewski schreibt im Fieber, wie er im Fieber denkt, im Fieber lebt. Unter der Hand, die die Worte in fließenden kleinen Perlenketten (er hat die nervöse Eilschrift aller hitzigen Menschen) über das Papier rinnen läßt, hämmert der Puls in verdoppelten Schlägen, seine Nerven zucken im Krampf. Schöpfung ist ihm Ekstase, Qual, Entzückung und Zerschmetterung, eine zum Schmerz gesteigerte Wollust, ein zur Wollust gesteigerter

Schmerz, das ewige Spasma, der immer wiederholte vulkanische Ausbruch seiner übermächtigen Natur. „Unter Tränen" schreibt der Fünfundzwanzigjährige sein erstes Werk „Arme Leute", und seitdem ist jede Arbeit eine Krise, eine Krankheit. „Ich arbeite nervös, unter Qual und Sorgen. Wenn ich angestrengt arbeite, bin ich auch physisch krank." Und tatsächlich, die Epilepsie, seine mystische Krankheit, dringt ein mit ihrem fiebrigen, entzündlichen Rhythmus, mit ihren dunklen, dumpfen Hemmungen, bis in die feinsten Vibrationen seines Werks. Immer aber schafft Dostojewski mit dem Ganzen seines Wesens, im hysterischen Furor. Selbst die kleinsten, scheinbar gleichgültigen Partien seines Werkes, wie die journalistischen Aufsätze, sind gegossen und geschmolzen in der feurigen Esse seiner Leidenschaft. Nie schafft er mit dem bloß abgelösten, frei wirkenden Teil seiner schaffenden Kraft, gleichsam aus dem Handgelenk, aus der spielhaften Leichtigkeit der Technik, immer ballt er seine ganze physische Erregbarkeit in das Geschehnis, bis an den letzten Nerv seines Lebens leidend und mitleidend in seinen Gestalten. Alle seine Werke sind gleichsam explosiv in rasenden Wetterschlägen durch einen ungeheuren atmosphärischen Druck herausgeschwemmt. Dostojewski kann nicht gestalten ohne inneren Anteil, und für ihn gilt das bekannte Wort über Stendhal: „Lorsqu'il n'avait pas d'émotion, il était sans esprit." Wenn Dostojewski nicht leidenschaftlich war, war er nicht Dichter.

Aber Leidenschaft in der Kunst wird ebenso zerstörendes Element, als sie bildnerisches war. Sie schafft nur das Chaos der Kräfte, dem der klare Geist erst die ewigen Formen erlöst. Alle Kunst braucht die Unruhe als Antrieb der Gestaltung, aber nicht minder eine überlegen-überlegte Ruhe

2.)

выручение Безмыгина. Безмыгин — это знакомый Левиньки и Бориньки и между нами голова и действительно гениальная голова! Не далее как вчера он сказал к разговору: дурак, сознавшийся что он дурак, есть уже не дурак! Какова правда! Такие изречения у него поминутно. Он сыплет истинами.

— Действительно гениально! заметил князь.

— Ты все смеешься, отец. Но ведь я от тебя ничего, никогда не слыхал такого, чтобы восхищало меня, заставило прояснить мой ум а сердце биться благородными ощущениями, — и от ~~[illegible]~~ всего вашего общества тоже никогда не слыхал. У вас, напротив, все это как-то прячут, все бы пониже пригнуть, чтобы весь рост, все носы выходили непременно по таким-то меркам, по таким-то правилам, — точно это возможно! точно это не в тысячу раз невозможнее, чем то, об чем мы говорим и что думаем. А еще называют нас утопистами!

— Но что же, об чем вы говорите и думаете? расскажи Алеша, я до сих пор как-то не понимаю, сказала Наташа.

— Вообще обо всем, что ведет к прогрессу, к гуманности, к любви; все это говорится по поводу современных вопросов. Мы говорим о гласности, о начинающихся реформах, о любви к человечеству, о современных деятелях; мы их разбираем, читаем. Но, главное, мы дали друг другу слово быть совершенно между собой откровенными и прямо говорить друг другу все о самих себе, не стесняясь. Только откровенность, только прямота могут достигнуть цели. Эту идею особенно развивает Безмыгин. Я рассказал об этом Кате и она совершенно сочувствует Безмыгину. ~~[illegible]~~ : ~~[illegible]~~ ~~[illegible]~~ — И потому мы все, под руководством Безмыгина, дали себе слово действовать честно и прямо всю жизнь и что бы ни говорили о нас, как бы ни судили о нас, — ничем не смущаться, не стыдиться нашей восторженности, наших увлечений, наших ошибок, и идти напрямик. Если ты хочешь, чтоб тебя уважали, во-первых и главное, уважай сам себя; только этим, только самоуважением ты заставишь и других уважать себя. Это говорит Безмыгин и Катя совершенно с ним согласна. Вообще мы теперь уговариваемся в наших убеждениях и положили заниматься изучением самих себя ~~[illegible]~~ порознь, а всем вместе толковать друг другу, друг друга!...

— Что за галиматья! вскричал князь, с беспокойством. — И кто этот Безмыгин! — Нет, этого так оставить нельзя:

— ~~[illegible]~~ — ~~[illegible]~~ — Чего нельзя оставить? подхватил Алеша, — слушай, отец, почему я говорю все это теперь, при тебе? ~~[illegible]~~ потому что хочу и надеюсь ввести и тебя в наш круг. Я дал уж там за тебя слово. Ты смеешься, — ну, я так и знал что ты будешь смеяться! Но выслушай: ты добр, ты благороден и потому должен отозваться на мой призыв. Ведь ты не знаешь, ты не видал никогда этих людей, не слыхал их самих. Положим что ты обо всем этом слышал, все изучил, ты ужасно учен; но самих-то их ты не видал, у них не был, а потому как же ты можешь судить о них верно и окончательно? Ты только воображаешь, что знаешь. Нет, ты побудь у них, послушай их и тогда, — и тогда я даю слово за тебя, что ты будешь наш! А, главное, я хочу употребить все средства, чтоб спасти тебя от гибели в твоем обществе, к которому ты так прилепился и от твоих убеждений!

Князь молча и с ядовитейшей насмешкой ~~[illegible]~~ выслушал эту выходку; злость была в лице его. Наташа ~~[illegible]~~ следила за ним с нескрываемым отвращением. Он видел это, но показывал, что не замечает. Но как только Алеша кончил, князь вдруг разразился смехом. Он даже упал на спинку стула; как будто не в силах сдержать себя. Но смех этот был решительно выделанный. Слишком заметно было, что он смеялся единственно для того, чтоб как можно сильнее обидеть и унизить своего сына. Алеша действительно огорчился, все лицо его изобразило чрезвычайную грусть. Но он терпеливо переждал, когда кончится веселость отца.

— Отец, начал он грустно, для чего же ты смеешься надо мной? Я шел к тебе прямо и откровенно. Если по твоему мнению я говорю глупости, — вразуми меня, а не смейся надо мною. Да и над чем смеяться? Над тем что свято, честно, благородно. Ну пусть я заблуждаюсь, пусть это все неверно, ошибочно, пусть я дурачок, как ты несколько раз называл меня; но если я заблуждаюсь, ~~[illegible]~~ то искренно, честно, я не потерял своего благородства. Я восторгаюсь ~~[illegible]~~ высокими идеями. Пусть они ошибочны, но основание их свято. Я ведь сказал тебе, что ты и все ваши ничего еще не сказали мне,

Ein Blatt aus dem Manuskript des Romans „Erniedrigte und Beleidigte"

такого-же, отчего-бы мог воспламениться мой ум, что непременно-бы меня увлекло-бы. Опровергни же, скажи мне что нибудь лучше этого и я пойду за тобой, но не смейся надо мной, потому что это очень огорчает меня.

Алеша произнес это чрезвычайно благородно и с каким-то строгим достоинством. (Наташа с сочувствием следила за ним.) Князь даже с удивлением выслушал сына и тотчас-же переменил свой тон.

— Я вовсе не хотел оскорбить тебя, друг мой, отвечал он. Напротив, я о тебе сожалею. Ты приготовляешься к такому шагу в жизни, при котором пора-бы уже перестать быть таким легкомысленным мальчиком. Вот моя мысль. Я смеялся невольно и совсем не хотел оскорбить тебя.

— Почему-же так показалось мне? — продолжал Алеша, с горьким чувством. — Почему уже давно мне кажется, что ты смотришь на меня враждебно, с холодной насмешкой, а не как отец на сына? Почему мне кажется, что если б я был на твоем месте, я бы не осмеял так оскорбительно своего сына, как теперь ты меня. Послушай, отец: объяснимся откровенно, сейчас и навсегда, так чтоб уж не оставалось больше никаких недоразумений. И.... я хочу говорить всю правду: когда я вошел сюда, мне показалось, что здесь произошло какое-то недоразумение; не так как-то ожидал я всех встретить здесь вместе. Так ли это? Если так, то не лучше-ли каждому высказать свои чувства? Сколько зла можно устранить откровенностью!

— Говори, говори, Алеша! вскричал князь. То что ты предлагаешь нам очень умно, и я этому вполне сочувствую. Может быть с этого и надо-было начать! прибавил он, взглянув на Наташу.

— Не рассердись-же за полную мою откровенность, — начал Алеша, — ты сам ее хочешь, сам вызываешь. Слушай: ты согласился на мой брак с Наташей; ты дал нам это счастье и для этого победил себя самого. Ты был великодушен и мы все оценили твой благородный поступок. Но почему-же теперь, ты с какою-то радостью беспрерывно намекаешь мне, что я еще смешной мальчик и вовсе не гожусь быть мужем; мало того, ты как-будто хочешь осмеять, унизить, даже как-будто очернить меня в глазах Наташи. Ты очень рад, всегда, когда можешь хоть чем-нибудь выставить меня с смешной стороны; это я заметил еще не теперь, а уже давно. Как-будто ты именно стараешься для чего-то доказать нам теперь, что брак наш смешон, нелеп и что мы не пара. Право как-будто ты сам не веришь тому, что для нас предназначаешь; как будто смотришь на все это как на шутку, на забавную выдумку, на какой-то смешной водевиль.... Я ведь не из сегодняшних только слов твоих это вывожу. Я в тот-же вечер, во вторник-же, как воротился к тебе отсюда, слышал от тебя несколько странных выражений, изумивших, даже огорчивших меня. И в среду, уезжая, ты тоже сделал несколько намеков на наше теперешнее положение, сказал и об ней, — не оскорбительно, напротив, но все-таки как-то не так, как бы я хотел слышать от тебя, — как-то слишком легко, как-то без любви, без такого уважения к ней... Это трудно рассказать, но тон ясен; сердце слышит. Скажи-же мне что я ошибаюсь. Разубеди меня, ободри меня и... и ее; потому что ты и ее огорчил. Я это угадал с первого взгляда, как вошел сюда.....

der Auswägung zu einer Vollendung. Dostojewskis mächtiger, die Wirklichkeit diamanten durchdringender Geist weiß nun wohl um die marmorne, eherne Kühle, die das große Kunstwerk umwittert. Er liebt, er vergöttert die große Architektonik, er entwirft prachtvolle Maße, erhabene Ordnungen des Weltbildes. Aber immer wieder überflutet das leidenschaftliche Gefühl die Fundamente. Der Zwiespalt, der ewige zwischen Herz und Geist, wirkt auch im Werke und nennt sich hier Kontrast von Architektonik und Leidenschaft. Vergebens sucht Dostojewski als Künstler objektiv zu schaffen, außen zu bleiben, bloß zu erzählen und zu gestalten, Epiker zu sein, Referent von Geschehnissen, Analytiker der Gefühle. Unwiderstehlich reißt ihn seine Leidenschaft in Leiden und Mitleiden immer wieder in die eigene Welt. Immer ist etwas vom Chaos des Anfangs selbst in den vollendeten Werken Dostojewskis, nie die Harmonie erreicht („Ich hasse die Harmonie", so schreit Iwan Karamasoff, der Verräter seiner geheimsten Gedanken). Auch hier ist zwischen Form und Wille kein Friede, kein Ausgleich, sondern – o ewige Zweiheit seines Wesens, alle Formen durchdringend von der kalten Schale bis zum glühendsten Kerne! – ein unablässiger Kampf zwischen außen und innen. Der ewige Dualismus seines Wesens heißt im epischen Werke Kampf zwischen Architektur und Leidenschaft.

Nie erreicht Dostojewski in seinen Romanen, was man fachmännisch „den epischen Vortrag" nennt, jenes große Geheimnis, bewegtes Geschehen in ruhiger Darstellung zu bändigen, das von Homer bis Gottfried Keller und Tolstoi sich in unendlicher Ahnenreihe von Meister auf Meister vererbt. Leidenschaftlich formt er seine Welt, und nur leidenschaftlich, nur erregt kann man sie genießen. Nie stellt sich

in seinen Büchern jenes sanfte rhythmische, einwiegende Gefühl der Behaglichkeit ein, nie fühlt man sich sicher und außen gegenüber den Geschehnissen, gleichsam an dem sicheren Ufer, Brandung und Tumult eines erregten Meeres schauspielhaft betrachtend. Immer ist man innen bei ihm eingewühlt, verstrickt in die Tragödie. Wie eine Krankheit erlebt man die Krise seiner Menschen im Blute, wie eine Entzündung brennen die Probleme im aufgepeitschten Gefühl. Mit allen unseren Sinnen taucht er uns in seine brennende Atmosphäre, stößt er uns an den Abgrundrand der Seele, wo wir keuchend stehen, schwindeligen Gefühls, mit abgerissenem Atem. Und erst wenn unsere Pulse jagen wie die seinen, wir selbst der dämonischen Leidenschaft verfallen sind, erst dann gehört sein Werk ganz uns, gehören wir ihm ganz. Dostojewski will eben nur angespannte, gesteigerte Menschen als Mitempfinder seiner Epik, so wie er sie als seine Helden wählt. Die Leihbibliothekskonsumenten, die behaglichen Flaneure des Lesens, die Spaziergänger auf den Bürgersteigen ausgetretener Probleme müssen auf ihn und er auf sie verzichten. Nur der brennende Mensch, der leidenschaftlich entzündete, der glühende im Gefühl, findet hinab in seine wahre Sphäre.

Es läßt sich nicht verleugnen, nicht verbergen, nicht verschönern: das Verhältnis Dostojewskis zum Leser ist weder ein freundschaftliches noch ein behagliches, sondern eine Zwietracht voll gefährlicher, grausamer, wollüstiger Instinkte. Es ist eine leidenschaftliche Beziehung wie zwischen Mann und Weib, nicht wie bei den andern Dichtern ein Verhältnis der Freundschaft und des Vertrauens. Dickens oder Gottfried Keller, seine Zeitgenossen, führen mit sanfter Überredung, mit musikalischer Lockung den Leser in ihre

Welt, sie plaudern ihn freundlich ins Geschehnis hinein, sie reizen nur die Neugier, die Phantasie, nicht aber wie Dostojewski das ganze aufschäumende Herz. Er, der Leidenschaftliche, will uns ganz haben, nicht bloß unsere Neugier, unser Interesse, er begehrt unsere ganze Seele, selbst unsere Körperlichkeit. Zuerst lädt er die innere Atmosphäre mit Elektrizität, raffiniert steigert er unsere Reizbarkeit. Eine Art Hypnose setzt ein, ein Willensverlust in seinen leidenschaftlichen Willen: wie das dumpfe Murmeln des Beschwörenden, endlos und sinnlos umtut er den Sinn mit breiten Gesprächen, reizt mit Geheimnis und Andeutungen die Anteilnahme bis tief nach innen. Er duldet nicht, daß wir zu früh uns hingeben, er dehnt in wollüstigem Wissen die Marter der Vorbereitung, Unruhe beginnt in einem leise zu kochen, aber immer wieder verzögert er, neue Figuren vorschiebend, neue Bilder entrollend, den Einblick in das Geschehnis. Ein wissender, ein wollüstiger Erotiker, hält er seine, hält er unsere Hingebung mit teuflischer Willenskraft zurück und steigert damit den innern Druck, die Gereiztheit der Atmosphäre ins Unendliche. Schicksalsträchtig fühlt man über sich ein Gewölk von Tragik (wie lange dauert es in „Schuld und Sühne", ehe man weiß, daß all diese sinnlosen seelischen Zustände Vorbereitungen zu einem Morde sind, und doch spürt man längst in den Nerven Furchtbares voraus!), auf dem Himmel der Seele wetterleuchtet schaurige Ahnung. Aber Dostojewskis sinnliche Wollüstigkeit berauscht sich im Raffinement der Verzögerung, sie prickelt wie Nadelstiche kleine Andeutungen in die Haut des Empfindens. Mit satanischer Verlangsamung stellt Dostojewski vor seinen großen Szenen noch Seiten und Seiten mystischer und dämonischer Langweile, bis er in dem Reizmen-

schen (ein anderer fühlt ja nichts von diesen Dingen) ein geistiges Fieber, eine physische Qual erzeugt. Auch das Lustgefühl der Spannung treibt dieser Fanatiker des Kontrastes bis in den Schmerz hinein, und erst dann, wenn im überheizten Kessel der Brust das Gefühl schon brodelt und die Wände sprengen will, dann erst schlägt er einem mit dem Hammer auf das Herz, dann zuckt eine jener sublimen Sekunden nieder, wo wie ein Blitz die Erlösung aus dem Himmel seines Werkes in die Tiefe unserer Herzen fährt. Erst wenn die Spannung unerträglich geworden ist, zerreißt Dostojewski das epische Geheimnis und löst das zerspannte Gefühl in weiche, flutende, tränenfeuchte Empfindung.

So feindlich, so wollüstig, so raffiniert leidenschaftlich umstellt, umfaßt Dostojewski seine Leser. Nicht im Ringkampf zwingt er sie nieder, sondern wie ein Mörder, der stundenlang und stundenlang sein Opfer umkreist, durchstößt er einem dann plötzlich in einer spitzen Sekunde das Herz. So leidenschaftlich ist er im eigenen Aufruhr, daß man zweifelt, ihn noch einen Epiker nennen zu dürfen. Seine Technik ist eine explosive: er höhlt nicht kärrnerhaft, Schaufel um Schaufel, die Straße in sein Werk hinein, sondern von innen herauf mit einer ins kleinste geballten Kraft sprengt er die Welt auf und die erlöste Brust. Ganz unterirdisch sind seine Vorbereitungen, gleichsam eine Verschwörung, eine blitzartige Überraschung für den Leser. Nie weiß man, obwohl man fühlt, daß man einer Katastrophe entgegengeht, in welchen Menschen er die Stollen seiner Minengänge eingräbt, von welcher Seite, in welcher Stunde die furchtbare Entladung erfolgt. Von jedem einzelnen führt ein Schacht in den Mittelpunkt des Geschehens, jeder

einzelne ist geladen mit dem Zündstoff der Leidenschaft. Wer aber den Kontakt zündet (zum Beispiel, wer von den vielen, die alle innerlich von den Gedanken vergiftet sind, den Fjedor Karamasoff tötet), das ist mit einer unerhörten Kunst verborgen bis zum letzten Augenblick, denn Dostojewski, der alles ahnen läßt, verrät nichts von seinem Geheimnis. Man fühlt nur immer das Schicksal wie einen Maulwurf unter der Fläche des Lebens wühlen, fühlt, wie sich bis hart unter unser Herz die Mine vorschiebt, und vergeht, verzehrt sich in unendlicher Spannung bis zu den kleinen Sekunden, die wie ein Blitz die Schwüle der Atmosphäre zerschneiden.

Und für diese kleinen Sekunden, für die unerhörte Konzentration des Zustandes benötigt der Epiker Dostojewski eine bisher ungekannte Wucht und Breite der Darstellung. Nur eine monumentale Kunst kann solch eine Intensität, eine solche Konzentration erzielen, nur eine Kunst urweltlicher Größe und mythischer Wucht. Hier ist Breite nicht Geschwätzigkeit, sondern Architektur: wie für die Spitzen der Pyramiden riesige Fundamente, sind für die spitzen Höhepunkte bei Dostojewski die gewaltigen Dimensionen seiner Romane notwendig. Und wirklich, wie die Wolga, der Dnjepr, die großen Ströme seiner Heimat, rollen diese Romane dahin. Etwas Stromhaftes ist ihnen allen zu eigen, langsam wogend rollen sie ungeheuere Mengen des Lebens heran. Auf ihren Tausenden und Tausenden Seiten schwemmen sie, gelegentlich die Ufer des künstlerischen Gestaltens übertretend, viel politisches Geröll und polemisches Gestein mit sich fort. Manchmal, wo die Inspiration nachläßt, haben sie auch breite, sandige Stellen. Schon scheinen sie zu versiegen. In stockendem Lauf winden sich mühsam durch Krüm-

mungen und Wirrungen die Geschehnisse weiter, die Flut stagniert an den Sandbänken der Gespräche für Stunden, bis sie wieder dann die eigene Tiefe und den Schwung ihrer Leidenschaft findet.

Aber dann, in der Nähe des Meeres, der Unendlichkeit, kommen plötzlich jene unerhörten Stellen der Stromschnelle, wo sich die breite Erzählung zum Wirbel zusammenballt, die Seiten gleichsam fliegen, das Tempo beängstigend wird, die Seele mitgerissen in den Abgrund des Gefühls hinpfeilt. Schon fühlt man die nahe Tiefe, schon donnert der Wassersturz her, die ganze breite schwere Masse ist plötzlich in schäumende Geschwindigkeit verwandelt, und wie die Strömung der Erzählung, gleichsam magnetisch vom Katarakt angezogen, der Katharsis zuschäumt, so sausen wir selbst unwillkürlich rascher durch diese Seiten und stürzen dann plötzlich in den Abgrund des Geschehens, gleichsam mit zerschmetterten Gefühlen.

Und dieses Gefühl, wo gleichsam die ungeheuere Summe des Lebens in einer einzigen Ziffer gezogen ist, dieses Gefühl äußerster Konzentration, qualvoll und schwindlig zugleich, das er selbst einmal das „Turmgefühl" nennt, – den göttlichen Wahnsinn, sich über die eigene Tiefe zu beugen und die Seligkeit des tödlichen Niedersturzes vorempfindend zu genießen – dieses äußerste Gefühl, in dem man mit dem ganzen Leben auch noch den Tod empfindet, es ist immer auch die unsichtbare Spitze der großen epischen Pyramiden Dostojewskis. Alle Romane sind vielleicht nur geschrieben um dieser Augenblicke der weißglühenden Empfindung willen. Zwanzig oder dreißig solcher grandioser Stellen hat Dostojewski geschaffen, und alle sind sie von so unvergleichlicher Vehemenz der leidenschaftlichen Zusammenballung,

daß sie einem nicht nur beim ersten Lesen, da sie einen gleichsam noch wehrlos überfallen, sondern noch beim vierten oder fünften Wiederholen wie eine Stichflamme durch das Herz fahren. Immer sind in diesem Augenblick plötzlich alle Menschen des ganzen Buches in einem Zimmer versammelt, immer alle in der äußersten Intensität ihres Eigenwillens. Alle Straßen, alle Ströme, alle Kräfte laufen magisch zusammen, lösen sich auf in einer einzigen Geste, einer einzigen Gebärde, einem einzigen Wort. Ich erinnere nur an die Szene in den „Teufeln", wo die Ohrfeige Schatows mit ihrem „feuchten Schlag" das Spinnweb des Geheimnisses zerreißt, wie im „Idioten" Nastasja Filippowna die 100000 Rubel ins Feuer wirft, oder die Geständnisszenen in „Schuld und Sühne" und in den „Brüdern Karamasoff". In diesen höchsten, schon nicht mehr stofflichen, in diesen ganz elementaren Momenten seiner Kunst gattet sich restlos Architektur und Leidenschaft. Nur in der Ekstase ist Dostojewski der einheitliche Mensch, nur in diesen kurzen Augenblicken der vollendete Künstler. Aber diese Szenen sind rein künstlerisch ein Triumph der Kunst über den Menschen ohnegleichen, denn erst rücklesend wird man gewahr, mit einer wie genialen Berechnung alle Anstiege zu diesem Höhepunkt geführt sind, mit welch wissender Verteilung hier Menschen und Umstände sich magisch ergänzen, wie die ungeheuere Gleichung, die tausendstellige und verschränkte, sich plötzlich auflöst in die kleinste Zahl, die letzte, restlose Einheit des Gefühls: die Ekstase. Das ist das größte künstlerische Geheimnis Dostojewskis, alle seine Romane zu solchen Spitzen hinaufzubauen, in denen sich die ganze elektrische Atmosphäre des Gefühls sammelt und die den Blitz des Schicksals mit unfehlbarer Sicherheit in sich auffangen.

Muß noch besonders auf den Ursprung dieser einzigartigen Kunstform hingewiesen sein, die vor Dostojewski keiner besessen und vielleicht nie ein Künstler in gleichem Maße besitzen wird? Muß es noch gesagt sein, daß dieses Aufzucken der gesamten Lebenskräfte zu einzigen Sekunden nichts anderes ist als in Kunst verwandelte, sinnfällige Form seines eigenen Lebens, seiner dämonischen Krankheit? Nie ist das Leiden eines Künstlers fruchtbarer gewesen als diese künstlerische Verwandlung der Epilepsie, denn nie hat sich vor Dostojewski in der Kunst eine ähnliche Konzentration von Lebensfülle in das engste Maß von Raum und Zeit gebannt. Er, der am Semenowski-Platz gestanden, die Augen verschnürt, und in zwei Minuten sein ganzes vergangenes Leben noch einmal durchlebte, der bei jedem epileptischen Anfall in der Sekunde zwischen dem wankenden Taumel und dem harten Niedersturz vom Sessel auf den Boden Welten visionär durchirrt, nur er konnte diese Kunst erreichen, in eine Nußschale von Zeit einen Kosmos von Geschehnissen einzubetten. Nur er das Unwahrscheinliche solcher explosiver Sekunden so dämonisch ins Wirkliche zwingen, daß wir dieser Fähigkeit der Überwindung von Raum und Zeit kaum gewahr werden. Wahre Wunder der Konzentration sind seine Werke. Ich erinnere nur an ein Beispiel: Man liest den ersten Band des „Idioten", der über dreihundert Seiten umfaßt. Ein Tumult von Schicksal hat sich erhoben, ein Chaos von Seelen ist durchflogen, eine Vielzahl von Menschen innerlich belebt. Man hat mit ihnen Straßen durchwandert, in Häusern gesessen, und plötzlich, bei zufälligem Besinnen, entdeckt man, daß diese ganze ungeheure Fülle von Geschehnissen in einem Ablauf von kaum zwölf Stunden vor sich ging, von Morgen bis Mitternacht. Ebenso

ist die phantastische Welt der Karamasoff in bloß ein paar Tage, die Raskolnikoffs in eine Woche zusammengeballt, – Meisterstücke der Gedrängtheit, wie sie ein Epiker noch nie und selbst das Leben nur in den seltensten Augenblicken erreicht. Einzig die antike Tragödie des Ödipus etwa, der in der engen Spanne von Mittag bis Abend ein ganzes Leben und das vergangener Generationen zusammendrängt, kennt diesen rasenden Niedersturz von Höhe zu Tiefe, von Tiefe zu Höhe, diese erbarmungslosen Wetterstürze des Geschicks, aber auch diese reinigende Kraft der seelischen Gewitter. Mit keinem epischen Werk läßt sich diese Kunst vergleichen, und darum wirkt Dostojewski immer in seinen großen Augenblicken als Tragiker, seine Romane gleichsam wie umhüllte, verwandelte Dramen; im letzten sind die Karamasoff Geist vom Geiste der griechischen Tragödie, Fleisch vom Fleische Shakespeares. Nackt steht in ihnen, wehrlos und klein, der riesige Mensch unter dem tragischen Himmel des Schicksals.

Und seltsam, in diesen leidenschaftlichen Augenblicken der Niederstürze verliert plötzlich der Roman Dostojewskis auch seinen erzählerischen Charakter. Die dünne epische Umschalung schmilzt ab in der Hitze des Gefühls und verdunstet; nichts bleibt als der blasse weißglühende Dialog. Die großen Szenen in Dostojewskis Romanen sind nackte dramatische Dialoge. Man kann sie, ohne ein Wort beizufügen oder fortzulassen, auf die Bühne pflanzen, so festgezimmert ist jede einzelne Figur, so zur dramatischen Sekunde verdichtet sich in ihnen der breite strömende Gehalt der großen Romane. Das tragische Gefühl in Dostojewski, das immer zu Endgültigem drängt, zur gewaltsamen Spannung, zur blitzartigen Entladung, schafft in diesen Höhepunkten sein episches Kunstwerk scheinbar restlos zum dramatischen um.

Was in diesen Szenen an dramatischer, ja theatralischer Schlagkraft enthalten ist, haben selbstverständlich die eilfertigen Theaterhandwerker und Boulevarddramatiker zuerst erkannt, lang vor den Philologen, und rasch einige robuste Theaterstücke aus „Schuld und Sühne", dem „Idioten", den „Karamasoff" gezimmert. Aber hier hat sich erwiesen, wie kläglich solche Versuche scheitern, Figuren Dostojewskis von außen, von ihrer Körperlichkeit und ihrem Schicksal zu fassen, sie aus ihrer Sphäre, der Seelenwelt, zu heben und von der gewitternden Atmosphäre der rhythmischen Reizbarkeit abzulösen. Wie abgeschälte Baumstämme, nackt und leblos, wirken diese Figuren dramatisch im Vergleich zu ihrer lebendigen, raunenden, rauschenden Wipfelhaftigkeit, die an die Himmel rührt und jede doch mit tausend geheimen Nervenfäden im epischen Erdreich wurzelt. Ihr Aderwerk, breitfältig verästelt auf Hunderten von Seiten, zieht seine stärkste bildnerische Kraft aus dem Dunkel, aus Andeutung und Ahnung. Die Psychologie Dostojewskis ist keine für grelles Lampenlicht, sie spottet ihrer „Bearbeiter" und Vereinfacher. Denn in dieser epischen Unterwelt gibt es geheimnisvolle psychische Kontakte, Unterströmungen und Nuancierungen. Nicht aus sichtbaren Gesten, sondern aus tausend und tausend einzelnen Andeutungen bildet und formt sich bei ihm eine Gestalt, nichts Spinnwebzarteres kennt die Literatur als dies seelische Netzwerk. Um einmal die Durchgängigkeit dieser subkutanen, gleichsam unter der Haut fließenden Unterströmungen der Erzählung zu empfinden, versuche man zur Probe einen Roman Dostojewskis in einer der gekürzten französischen Ausgaben zu lesen. Es fehlt anscheinend nichts darin: der Film der Geschehnisse rollt geschwinder ab, die Figuren er-

scheinen sogar agiler, geschlossener, leidenschaftlicher. Aber doch, sie sind irgendwo verarmt, ihrer Seele fehlt jener wunderbare irisierende Glanz, ihrer Atmosphäre die funkelnde Elektrizität, jene Schwüle der Spannung, die erst die Entladung so furchtbar und so wohltätig macht. Irgend etwas ist zerstört, das nicht wieder zu ersetzen ist, ein Zauberkreis gebrochen. Und gerade aus diesen Versuchen von Kürzungen und Dramatisierung erkennt man den Sinn der Breite bei Dostojewski, die Zweckhaftigkeit seiner scheinbaren Weitschweifigkeit. Denn die kleinen, flüchtigen, gelegentlichen Andeutungen, die ganz zufällig und überflüssig scheinen, sie haben Erwiderung hundert und hundert Seiten später. Unter der Oberfläche der Erzählung laufen solche Leitungen verborgener Kontakte, die Meldungen weitertragen, geheimnisvolle Reflexe tauschen. Es gibt bei ihm seelische Chiffrierungen, ganz winzige physische und psychische Zeichen, deren Sinn erst beim zweiten, beim dritten Lesen offenbar wird. Kein Epiker hat ein gleichsam so durchnervtes System des Erzählens, ein so unterirdisches Gewirr der Begebenheit unter dem Knochenwerk des Geschehnisses, unter der Haut des Dialogs. Und doch, System kann man es kaum nennen: nur mit der scheinbaren Willkürlichkeit und doch geheimnisvollen Ordnung des Menschen selbst läßt sich dieser psychologische Prozeß vergleichen. Während die anderen epischen Künstler, insbesondere Goethe, mehr die Natur als den Menschen nachzuahmen scheinen und das Geschehnis organisch wie eine Pflanze, bildhaft wie eine Landschaft genießen lassen, erlebt man einen Roman Dostojewskis wie die Begegnung mit einem sonderbar tiefen und leidenschaftlichen Menschen. Dostojewskis Kunstwerk ist urirdisch bei aller Ewigkeit, ein zweispältiges, wissendes, erregt

leidenschaftliches Nervenwesen, immer gegorenes Fleisch und Hirn, nie ehernes Metall, reines ausgeglühtes Element. Es ist unberechenbar und unergründbar, wie die Seele es in den Grenzen ihrer Körperlichkeit ist, und unvergleichbar innerhalb der Formen der Kunst.

Unvergleichbar: Bewunderung seiner Kunst, seiner seelischen Meisterschaft, sie ist jenseitig allen Maßes, und je tiefer man sich in sein Werk versenkt, desto unwahrscheinlicher und gewaltiger scheint ihre Größe. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß diese Romane an sich alle vollendete Kunstwerke wären, ja sie sind es viel weniger als manche ärmere Werke, die engere Kreise ziehen und sich mit Schlichterem bescheiden. Der Maßlose kann das Ewige erreichen, aber nicht nachbilden. Viel ihrer unerhörten Architektonik ist von Leidenschaft verschwemmt, manche heroische Konzeption von Ungeduld zerstört. Aber diese Ungeduld Dostojewskis, sie führt von der Tragödie seiner Kunst in die seines Lebens zurück. Denn dies war äußeres Schicksal und nicht innere Leichtfertigkeit bei ihm ebenso wie bei Balzac, daß er getrieben war vom Leben zur Eiligkeit und zu sehr gehetzt, um die Werke vollendet zu gestalten. Man vergesse nicht, wie diese Werke entstanden sind. Immer war schon der ganze Roman verkauft, während Dostojewski noch das erste Kapitel schrieb, jede Arbeit eine Hetzjagd von Vorschuß zu neuem Vorschuß. „Wie ein alter Postgaul" arbeitend, auf der Flucht durch die Welt, fehlt es ihm manchmal an Zeit und Ruhe, die letzte Feile anzulegen, und er weiß es selbst, der Wissendste aller, und empfindet es wie Schuld! „Mögen sie doch sehen, in welchem Zustande ich arbeite. Sie verlangen von mir schlackenlose Meisterwerke, und aus bitterster, elendster Not bin ich zur Eile gezwungen", schreit er erbittert auf.

Er flucht Tolstoi und Turgenjeff, die, gemächlich auf ihren Gütern sitzend, die Zeilen runden und ordnen können, und denen er um nichts sonst neidisch ist. Keine Armut scheut er persönlich, aber der Künstler, erniedrigt zum Proletarier der Arbeit, schäumt gegen die „Gutsherrnliteratur" aus der unbändigen Sehnsucht des Artisten, einmal in Ruhe, einmal in Vollendung gestalten zu können. Jeden Fehler in seinen Werken kennt er, er weiß, daß nach seinen epileptischen Anfällen die Spannung nachläßt, die straffe Hülle des Kunstwerks gleichsam undicht wird und Gleichgültiges einströmen läßt. Oft müssen ihn Freunde oder seine Frau auf grobe Vergeßlichkeiten aufmerksam machen, die er in jener Verdunklung der Sinne nach dem Anfall begeht, wenn er die Manuskripte liest. Dieser Proletarier, dieser Taglöhner der Arbeit, dieser Sklave des Vorschusses, der in der Zeit seiner ärgsten Not drei gigantische Romane hintereinander schreibt, ist innerlich der bewußteste Artist. Er liebt fanatisch die Goldschmiedearbeit, den Filigran der Vollendung. Noch unter der Peitsche der Not feilt und bosselt er stundenlang an einzelnen Seiten, zweimal vernichtet er den „Idioten," obzwar seine Frau hungert und die Hebamme noch nicht bezahlt ist. Unendlich ist sein Wille zur Vollendung, aber auch die Not ist unendlich. Wieder ringen die beiden gewaltigsten Mächte um seine Seele, der äußere Zwang und der innere. Auch als Künstler bleibt er der große Zerspaltene der Zweiheit. Wie der Mensch in ihm ewig nach Harmonie und Ruhe, so dürstet der Künstler in ihm ewig nach Vollendung. Hier wie dort hängt er mit zerrissenen Armen am Kreuze seines Schicksals.

Auch die Kunst also, auch sie, die Einzig-Eine, ist nicht Erlösung dem Gekreuzigten des Zwiespalts, auch sie Qual,

Unruhe, Hast und Flucht, auch sie nicht Heimat dem Heimatlosen. Und die Leidenschaft, die ihn in die Gestaltung treibt, sie jagt ihn über die Vollendung hinaus. Auch hier wird er über die Vollendung gehetzt dem ewig Endlosen zu; mit ihren abgebrochenen Türmen, den nicht zu Ende gebauten (denn die „Karamasoff" ebenso wie „Schuld und Sühne" versprechen beide einen zweiten, nie geschriebenen Teil), ragen seine Romanbauten in den Himmel der Religion, in das Gewölk der ewigen Fragen. Nennen wir sie nicht Roman mehr und werten wir sie nicht mit epischem Maß: sie sind längst nicht mehr Literatur, sondern irgendwie geheime Anfänge, prophetische Vorklänge, Präludien und Prophetien eines Mythus vom neuen Menschen. So sehr er die Kunst liebt, Dostojewski, sie ist ihm nicht das Letzte, und wie alle seine erlauchten russischen Ahnen empfindet er sie nur als Brücke des Bekenntnisses vom Menschen zu Gott. Erinnern wir uns nur: Gogol wirft nach den „Toten Seelen" die Literatur fort und wird Mystiker, geheimnisvoller Bote des neuen Rußlands, Tolstoi verflucht, ein Sechzigjähriger, die Kunst, die eigene und die fremde, und wird Evangelist der Güte und Gerechtigkeit, Gorki verzichtet auf den Ruhm und wird Verkünder der Revolution. Dostojewski hat bis zur letzten Stunde die Feder nicht gelassen, aber was er gestaltet, ist längst nicht mehr ein Kunstwerk im irdischen engen Sinne, sondern das Evangelium des Dritten Reiches, irgendein Mythus der neuen russischen Welt, eine apokalyptische Verkündung, dunkel und rätselhaft. Kunst war dem ewig Ungenügsamen nur ein Anfang, und sein Ende war im Endlosen. Sie war ihm nur eine Stufe und nicht der Tempel selbst. In der Vollkommenheit seiner Werke ist noch ein Größeres, das sich in Worte nicht mehr gestaltet, und eben

weil dies Letzte in ihnen nur geahnt und nicht in vergängliche Form gegossen ist, sind sie Wege zur Vollendung des Menschen und der Menschheit.

Der Überschreiter der Grenzen

Daß du nicht enden kannst, das macht dich groß. Goethe

Tradition ist steinerne Grenze von Vergangenheiten um die Gegenwart: wer ins Zukünftige will, muß sie überschreiten. Denn die Natur will kein Innehalten im Erkennen. Zwar scheint sie Ordnung zu fordern und liebt doch nur den, der sie zerstört um einer neuen Ordnung willen. Immer schafft sie sich in einzelnen Menschen durch Übermaß ihrer eigenen Kräfte jene Konquistadoren, die von den heimischen Ländern der Seele in die dunklen Ozeane des Unbekannten hinausfahren zu neuen Zonen des Herzens, neuen Sphären des Geistes. Ohne diese kühnen Überschreiter wäre die Menschheit in sich gefangen, ihre Entwicklung ein Kreisgang. Ohne diese großen Boten, in denen sie sich gleichsam selbst vorauseilt, wäre jede Generation unkund ihres Weges. Ohne diese großen Träumer wüßte die Menschheit nicht um ihren tiefsten Sinn. Nicht die ruhigen Erkenner, die Geographen der Heimat, haben die Welt weit gemacht, sondern die Desparados, die über unbekannte Ozeane zum neuen Indien fuhren: nicht die Psychologen, die Wissenschaftler, haben die moderne Seele in ihrer Tiefe erkannt, sondern die Maßlosen unter den Dichtern, die Überschreiter der Grenzen.

Von diesen großen Grenzüberschreitern der Literatur ist Dostojewski in unseren Tagen der größte gewesen, und keiner hat so viel Neuland der Seele entdeckt als dieser Ungestüme, dieser Maßlose, dem nach seinem eignen Wort „das Uner-

meßliche und Unendliche so notwendig war wie die Erde selbst". Nirgends hat er innegehalten, „überall habe ich die Grenze überschritten," schreibt er stolz und selbstanklagend in einem Briefe, „überall". Und unmöglich ist es fast, alle seine Taten aufzuzählen, die Wanderungen über die eisigen Grate des Gedankens, die Niederstiege zu den verborgensten Quellen des Unbewußten, die Aufstiege, die gleichsam traumwandlerischen Aufstiege zu den schwindelnden Gipfeln des Selbsterkennens. Wo kein gewöhnlicher Weg war, er hat ihn beschritten, wo Labyrinth und Wirrnis war, am liebsten gelebt. Nie hat die Menschheit zuvor so tief den Mechanismus und die Mystik ihres seelischen Wesens erkannt, sie ist wacher und bewußter geworden in seinem Blick und gleichzeitig geheimnisvoller und göttlicher in seinem Gefühl. Ohne ihn, den großen Überschreiter alles Maßes, wüßte die Menschheit weniger um ihr eingeborenes Geheimnis, weiter als je blicken wir von der Höhe seines Werkes in das Zukünftige hinein.

Die erste Grenze, die Dostojewski durchstieß, die erste Ferne, die er uns auftat, war Rußland. Er hat seine Nation für die Welt entdeckt, unser europäisches Bewußtsein erweitert, als erster die Seele des Russen uns als Fragment, und als ein Kostbarstes der Weltseele erkennen lassen. Vor ihm bedeutete Rußland für Europa eine Grenze: den Übergang gegen Asien, einen Fleck Landkarte, ein Stück Vergangenheit unserer eigenen barbarischen, überwundenen Kulturkindheit. Er aber zeigte als erster uns die zukünftige Kraft in dieser Öde, seit ihm fühlen wir Rußland als eine Möglichkeit neuer Religiosität, als ein kommendes Wort im großen Gedichte der Menschheit. Er hat das Herz der Welt so reicher gemacht um eine Erkenntnis und um eine Erwartung. Pusch-

kin (der uns ja schlecht zugänglich ist, weil sein poetisches Medium in jeder Übertragung die elektrische Kraft verliert) hat uns nur die russische Aristokratie gezeigt, Tolstoi wiederum den einfachen, patriarchalischen bäurischen Menschen, die Wesen der alten, abgeteilten, abgelebten Welt. Erst er entzündet uns die Seele mit der Verkündung neuer Möglichkeiten, erst er entflammt den Genius dieser neuen Nation und läßt uns fast sehnsüchtig werden, daß dieser glühende Tropfen Weltkindheit und Seelenanfang seines Russenvolkes in die müde, stagnierende Welt des alten Europa einglühe. Und gerade in diesem Kriege haben wir gefühlt, daß wir alles, was wir von Rußland wußten, nur durch ihn wußten und daß er es uns möglich gemacht, dieses Feindesland auch als Bruderland der Seele zu empfinden.

Aber tiefer noch und bedeutsamer als diese kulturelle Erweiterung des Weltwissens um die Idee Rußlands (denn diese hätte vielleicht schon Puschkin erreicht, wäre ihm nicht im 38. Jahre die Duellkugel durch die Brust gefahren) ist jene ungeheure Erweiterung unseres seelischen Selbstwissens, die ohne Beispiel ist in der Literatur. Dostojewski ist der Psychologe der Psychologen. Die Tiefe des menschlichen Herzens zieht ihn magisch an, das Unbewußte, das Unterbewußte, das Unergründliche ist seine wahre Welt. Seit Shakespeare haben wir nicht soviel vom Geheimnis des Gefühls und den magischen Gesetzen seiner Verschränkung gelernt, und wie Odysseus, der einzige, der vom Hades wiederkehrte, von der unterirdischen Welt, erzählt er von der Unterwelt der Seele. Denn auch er, wie Odysseus, war begleitet von einem Gotte, von einem Dämon. Seine Krankheit, ihn aufreißend zu Höhen des Gefühls, die der gemeine Sterbliche nicht erreicht, ihn niederschmetternd in Zustände der Angst und des Grauens,

die schon jenseits des Lebens liegen, ließen ihn erst atmen in dieser bald frostigen, bald feurigen Atmosphäre des Unbelebten und Überlebendigen. Wie die Nachttiere in der Finsternis sehen, sieht er in den Dämmerzuständen klarer wie andere am lichten Tag. In den feurigen Elementen, wo andere verbrennen, wird ihm erst wahre, wohlige Wärme des Gefühls; er ist weit über die gesunde Seele hinaus gewachsen und hat in der kranken gehaust und damit im tiefsten Geheimnis des Lebens. Atemnah hat er dem Wahnsinn ins Gesicht geleuchtet, wie ein Mondsüchtiger ist er sicher über die Spitzen des Gefühls geschritten, von denen die Wachenden und Wissenden in Ohnmacht abstürzen. Dostojewski ist tiefer in die Unterwelt des Unbewußten gedrungen als die Ärzte, die Juristen, die Kriminalisten und Psychopathen. Alles was die Wissenschaft erst später entdeckte und benannte, was sie in Experimenten gleichsam wie mit einem Skalpell von toter Erfahrung losschabte, alle die telepathischen, hysterischen, halluzinativen, perversen Phänomene hat er voraus geschildert aus jener mystischen Fähigkeit des hellseherischen Mitwissens und Mitleidens. Bis an den Rand des Wahnsinns (den Exzeß des Geistes), bis an die Klippe des Verbrechens (den Exzeß des Gefühls) hat er den Phänomenen der Seele nachgespürt und unendliche Strecken seelischen Neulandes damit durchschritten. Eine alte Wissenschaft schlägt mit ihm das letzte Blatt zu in ihrem Buch, Dostojewski beginnt in der Kunst eine neue Psychologie.

Eine neue Psychologie: denn auch die Wissenschaft der Seele hat ihre Methoden, auch die Kunst, die vorerst durch die Zeiten eine unendliche Einheit scheint, ewig neue Gesetze. Auch hier gibt es Wandlungen des Wissens, Fortschritte des Erkennens durch immer neue Auflösung und

Determinierung, und so wie etwa die Chemie durch Experimente die Anzahl der Urelemente, der anscheinend unteilbaren, immer mehr verringert hat und im scheinbar Einfachen noch die Zusammensetzungen erkennt, so löst die Psychologie durch immer weiter schreitende Differenzierung die Einheit des Gefühls in eine Unendlichkeit von Trieb und Widertrieb auf. Trotz aller vorausschauenden Genialität einiger einzelner Menschen ist eine Grenzlinie zwischen der alten Psychologie und der neuen nicht zu verkennen. Von Homer und weit bis nach Shakespeare gibt es eigentlich nur die Psychologie der Einlinigkeit. Der Mensch ist noch Formel, eine Eigenschaft in Fleisch und Knochen: Odysseus ist listig, Achilles mutig, Ajax zornvoll, Nestor weise ... jede Entschließung, jede Tat dieser Menschen liegt klar und offen in der Schußfläche ihres Willens. Und noch Shakespeare, der Dichter an der Wende der alten und der neuen Kunst, zeichnet seine Menschen so, daß immer eine Dominante die widerstreitende Melodik ihres Wesens auffängt. Aber gerade er ist es auch, der den ersten Menschen aus dem seelischen Mittelalter in unsere neuzeitliche Welt voraussendet. In seinem Hamlet erschafft er die erste problematische Natur, den Ahnherrn des modernen differenzierten Menschen. Hier ist zum ersten Male im Sinne der neuen Psychologie der Wille durch Hemmungen gebrochen, der Spiegel der Selbstbetrachtung in die Seele selbst gestellt, der um sich selbst wissende Mensch gestaltet, der zwiefach lebt, außen und innen zugleich, im Handeln denkend, im Denken sich verwirklichend. Hier lebt der Mensch zum erstenmal sein Leben, wie wir es leben, fühlt, wie wir Gegenwärtigen fühlen, freilich noch aus einer Dämmerung des Bewußtseins heraus: noch ist er, der Dänenprinz, umwoben vom Requisit einer abergläu-

bischen Welt, noch wirken Zaubertränke und Geister auf seinen beunruhigten Sinn, statt bloß Wahn und Ahnung. Aber doch, hier ist es schon vollendet, das ungeheuere psychologische Geschehnis der Verzweifachung des Gefühls. Der neue Kontinent der Seele ist entdeckt, die zukünftigen Forscher haben freie Bahn. Der romantische Mensch Byrons, Goethes, Shelleys, Childe Harold und Werther, den leidenschaftlichen Widerspruch seines Wesens zur nüchternen Welt im ewigen Gegensatz empfindend, fördert durch seine Unruhe die chemische Zersetzung der Gefühle. Die exakte Wissenschaft gibt inzwischen noch manche wertvolle Einzelerkenntnis. Dann kommt Stendhal. Er weiß schon mehr als alle früheren von der kristallinischen Bildung der Gefühle, der Vieldeutigkeit und Verwandlungsfähigkeit der Empfindungen. Er ahnt den geheimnisvollen Widerstreit der Brust um jeden einzelnen ihrer Entschlüsse. Aber die seelische Trägheit seines Genies, die spaziergängerische Lässigkeit seines Charakters vermögen noch nicht die ganze Dynamik des Unbewußten zu erhellen.

Erst Dostojewski, der große Zerstörer der Einheit, der ewige Dualist, dringt ein in das Geheimnis. Er oder keiner schafft die vollkommene Analyse des Gefühls. Bei Dostojewski ist die Einheit des Gefühls in eine Masse zerrissen, als wäre seinen Menschen eine andere Seele eingebaut wie all den früheren. Die kühnsten Seelenanalysen aller Dichter vor ihm scheinen irgendwie oberflächenhaft neben seinen Differenzierungen, sie wirken, wie etwa ein Lehrbuch der Elektrotechnik wirken mag, das dreißig Jahre alt ist, in dem eben nur die Anfangsgründe angedeutet und das Wesentliche noch nicht einmal geahnt ist. Nichts ist in seiner Seelensphäre einfaches Gefühl, unteilbares Element – alles Konglome-

rat, Zwischengangsform, Durchgangsform, Übergangsform. In unendlicher Verkehrung und Verwirrung taumelt und schwankt die Empfindung zur Tat, ein rasender Tausch von Wille und Wahrheit schüttelt die Gefühle durcheinander. Immer meint man, schon am letzten Grunde eines Entschlusses, eines Begehrens angelangt zu sein, und immer wieder deutet es wieder weiter zurück in ein anderes. Haß, Liebe, Wollust, Schwäche, Eitelkeit, Stolz, Herrschgier, Demut, Ehrfurcht, alle Triebe sind ineinander verschlungen in ewigen Verwandlungen. Die Seele ist eine Wirrnis, ein heiliges Chaos in Dostojewskis Werk. Es gibt bei ihm Trunkenbolde aus Sehnsucht nach Reinheit, Verbrecher aus Gier nach der Reue, Mädchenschänder aus Verehrung der Unschuld, Gotteslästerer aus religiösem Bedürfnis. Wenn seine Menschen begehren, tun sie es ebenso aus Hoffnung auf Zurückgestoßensein wie auf Erfüllung. Ihr Trotz, faltet man ihn ganz auf, ist nichts anderes als eine verborgene Scham, ihre Liebe ein verkümmerter Haß, ihr Haß eine verborgene Liebe. Gegensatz befruchtet den Gegensatz. Es gibt bei ihm Lüstlinge aus Gier nach dem Leiden und wieder Selbstquäler aus Gier nach der Lust, in rasendem Kreislauf dreht sich der Wirbel ihres Wollens. In der Begierde genießen sie schon den Genuß, im Genuß schon den Ekel, in der Tat genießen sie die Reue und in der Reue wieder, rückfühlend, die Tat. Es gibt gleichsam ein Oben und Unten, eine Vervielfachung der Empfindungen bei ihnen. Die Taten ihrer Hände sind nicht die ihrer Herzen, die Sprache ihrer Herzen wieder nicht die ihrer Lippen, jedes einzelne Gefühl ist so Zerspaltenheit, Vielfalt und Vieldeutigkeit. Nie wird es gelingen, bei Dostojewski eine Einheit des Gefühls zu fassen, nie einen Menschen im Netz eines Sprachbegriffes zu fangen. Man

nenne Fjedor Karamasoff einen Wüstling: der Begriff scheint ihn zu erschöpfen, aber doch, ist nicht Swidrigailoff auch einer und jener namenlose Student in den „Werdejahren“, und doch: welche Welt zwischen ihnen und ihren Gefühlen! Bei Swidrigailoff ist die Wollust eine kalte, seelenlose Ausschweifung, er ist der berechnende Taktiker seiner Unzucht. Karamasoffs Wollust wieder ist Lebenslust, Ausschweifung bis zur Selbstbeschmutzung betrieben, ein tiefer Trieb, sich in das Niederste des Lebens noch einzumengen, nur weil es Leben ist, sein Unterstes, seinen Absud noch zu genießen aus einer Ekstase der Vitalität. Jener ist Wollüstling aus Mangel, der andere aus Exzeß des Gefühls, was bei diesem kranke Erregung des Geistes, ist bei jenem eine chronische Entzündung. Swidrigailoff wieder ist der Mittelmensch der Wollust, der „Lasterchen“ hat statt der Laster, ein kleines schmutziges Tierchen, ein Insekt der Sinne, und jener, der namenlose Student der „Werdejahre“, wiederum ist Perversion geistiger Bosheit ins Sexuelle. Man sieht, Welten des Gefühls stehen zwischen diesen Menschen, die sonst ein einziger Begriff zusammenfaßt, und so wie hier die Wollust differenziert ist und aufgelöst in ihre geheimnisvollen Verwurzlungen und Komponenten, so ist bei Dostojewski jedes Gefühl, jeder Trieb immer zurückgeführt in die letzte Tiefe, in den Ursprung aller Kraftströmung, in jenen letzten Gegensatz zwischen Ich und Welt, Behauptung und Hingabe, Stolz und Demut, Verschwendung und Sparsamkeit, Vereinzelung und Gemeinschaft, zentripetale und zentrifugale Kraft, Selbststeigerung oder Selbstvernichtung, Ich oder Gott. Man mag die Gegensatzpaare nennen, wie es der Augenblick fordert, immer sind es letzte, sind es Urgefühle jener Welt zwischen Geist und Fleisch. Nie haben wir vor ihm von dieser wim-

melnden Vielfalt des Gefühls, von unserer seelischen Gemengtheit so viel gewußt.

Am überraschendsten aber wird diese Auflösung des Gefühls bei Dostojewski in der Liebe. Es ist die Tat seiner Taten, daß er den Roman, ja die ganze Literatur, die seit Hunderten von Jahren, seit der Antike, immer nur in diesem Zentralgefühl zwischen Mann und Weib, als in den Urquell alles Seins gemündet hatte, noch tiefer hinab, noch höher hinauf, in letzte Erkenntnisse geführt hat. Liebe, anderen Dichtern der Endzweck des Lebens, das Erzählungsziel des Kunstwerkes, ihm ist sie nicht Urelement, sondern nur Stufe des Lebens. Für die anderen dröhnt die glorreiche Sekunde der Versöhnung, der Ausgleich aller Widerstreite im Augenblicke, wo Seele und Sinne, Geschlecht und Geschlecht sich restlos in himmlische Gefühle lösen. Im letzten Grunde ist bei ihnen, den anderen Dichtern, der Lebenskonflikt lächerlich primitiv im Vergleich zu Dostojewski. Liebe rührt den Menschen an, ein Zauberstab aus göttlicher Wolke, Geheimnis, die große Magie, unerklärbar, unerläuterbar, letztes Mysterium des Lebens. Und der Liebende liebt: er ist glücklich, erlangt er die Begehrte, er ist unglücklich, erlangt er sie nicht. Wiedergeliebt sein ist der Himmel der Menschheit bei allen Dichtern. Aber Dostojewskis Himmel sind höher. Umarmung ist bei ihm noch nicht Vereinigung, Harmonie noch nicht die Einheit. Für ihn ist Liebe nicht ein Glückszustand, ein Ausgleich, sondern erhobener Streit, intensiveres Schmerzen der ewigen Wunde und darum ein Leidensmoment, ein stärkeres Am-Leben-leiden als in den gemeinen Augenblicken. Wenn Dostojewskis Menschen einander lieben, so ruhen sie nicht. Im Gegenteil, nie sind seine Menschen mehr durchschüttelt von allem Wider-

streit ihres Wesens als im Augenblick, da Liebe sich von Liebe erwidert fühlt, denn sie lassen sich nicht versinken in ihrem Überschwang, sondern suchen ihn zu übersteigern. Sie machen, echte Kinder seiner Entzweiung, nicht halt in dieser letzten Sekunde. Sie verachten die sanfte Gleichung des Augenblicks (den alle anderen als den schönsten ersehnen), daß Geliebter und Geliebte sich gleich stark lieben und geliebt werden, weil dies Harmonie wäre, ein Ende, eine Grenze, und sie leben nur für das Grenzenlose. Dostojewskis Menschen wollen nicht ebenso lieben, wie sie geliebt werden: sie wollen immer nur lieben und wollen das Opfer sein, derjenige, der mehr gibt, derjenige, der weniger empfängt, und sie steigern einander in wahnsinnigen Lizitationen des Gefühls, bis es gleichsam ein Keuchen, ein Stöhnen, ein Kampf, eine Qual wird, was als sanftes Spiel begann. In rasender Verwandlung sind sie dann glücklich, wenn sie zurückgestoßen, wenn sie verhöhnt, wenn sie verachtet werden, denn dann sind sie es ja, die geben, unendlich geben und nichts dafür verlangen, und darum ist bei ihm, dem Meister der Gegensätze, der Haß immer so ähnlich der Liebe und die Liebe immer so ähnlich dem Haß. Aber auch in den kurzen Intervallen, da sie einander gleichsam konzentriert lieben, ist die Einheit des Gefühls noch einmal gesprengt, denn nie können Dostojewskis Menschen gleichzeitig mit den geschlossenen Kräften ihrer Sinne und Seele einander lieben. Sie lieben mit der einen oder mit der anderen, nie ist Fleisch und Geist bei ihnen in Harmonie. Man sehe nur auf seine Frauen: alle sind sie Kundrys, gleichzeitig in zwei Welten des Gefühles lebend, mit ihrer Seele dem heiligen Gral dienend und gleichzeitig wollüstig ihren Leib verbrennend in den Blumenhainen Titurels. Das Phäno-

men der Doppelliebe, eines der kompliziertesten bei anderen Dichtern, ist ein alltägliches, ein selbstverständliches bei Dostojewski. Nastasja Filippowna liebt in ihrem spirituellen Wesen Myschkin, den sanften Engel, und liebt gleichzeitig mit geschlechtlicher Leidenschaft Rogoschin, seinen Feind. Vor der Kirchentür reißt sie sich von dem Fürsten los in das Bett des anderen, vom Gelage des Trunkenen stürzt sie zurück zu ihrem Heiland. Ihr Geist steht gleichsam oben und sieht erschreckt zu, was unten ihr Körper treibt, ihr Körper schläft gleichsam im hypnotischen Schlaf, während ihre Seele sich in Ekstase dem anderen zuwendet. Und ebenso Gruschenka, sie liebt gleichzeitig und haßt ihren ersten Verführer, liebt in Leidenschaft ihren Dmitri und mit ihrer Verehrung schon ganz unkörperlich Aljoscha. Die Mutter des Jünglings in den „Werdejahren" liebt aus Dankbarkeit ihren ersten Mann und gleichzeitig aus Sklaverei, aus übersteigerter Demut Wersilow. Unendlich, unermeßlich sind die Verwandlungen des Begriffes, den die anderen Psychologen unter dem Namen „Liebe" leichtfertig zusammenfaßten, so wie Ärzte vergangener Zeiten ganze Gruppen von Krankheiten in einen Namen drängten, für die wir heute hundert Namen und hundert Methoden haben. Liebe kann bei Dostojewski verwandelter Haß sein (Alexandra), Mitleid (Dunia), Trotz (Rogoschin), Sinnlichkeit (Fjedor Karamasoff), Selbstvergewaltigung, immer aber steht hinter der Liebe noch ein anderes Gefühl, ein Urgefühl. Nie ist Liebe bei ihm elementar, unteilbar, unerklärbar, Urphänomen, Wunder: immer erklärt, zerlegt er das leidenschaftlichste Gefühl. O, unendlich, unendlich diese Verwandlungen, und jede einzelne wieder in allen Farben schillernd, von Kälte zu Frost erstarrend und wieder erglühend,

unendlich und undurchdringlich wie die Vielfalt des Lebens. Ich will nur erinnern an Katerina Iwanowna. Sie sieht Dmitri auf einem Ball, er läßt sich ihr vorstellen, er beleidigt sie, und sie haßt ihn. Er nimmt Rache, er erniedrigt sie, – und sie liebt ihn, oder eigentlich sie liebt nicht ihn, sondern die Erniedrigung, die er ihr zugefügt. Sie opfert sich ihm auf und meint ihn zu lieben, aber sie liebt nur ihre eigene Aufopferung, liebt ihre eigene Pose der Liebe, und je mehr sie ihn so zu lieben scheint, um so mehr haßt sie ihn wieder. Und dieser Haß fährt los auf sein Leben und zerstört es, und in dem Augenblick, wo sie es zerstört hat, wo gleichsam ihre Aufopferung sich als Lüge offenbart, ihre Erniedrigung gerächt ist, – liebt sie ihn wieder! So kompliziert ist bei Dostojewski ein Liebesverhältnis. Wie es vergleichen mit den Büchern, die schon bei der letzten Seite sind, wenn die beiden einander lieben und durch alle Fährnisse des Lebens sich gefunden haben? Wo die anderen enden, beginnen erst die Tragödien Dostojewskis, denn er will nicht Liebe, nicht laue Aussöhnung der Geschlechter als Sinn und Triumph der Welt. Er knüpft wieder an die große Tradition der Antike an, wo nicht ein Weib zu erringen, sondern die Welt und alle Götter zu bestehen Sinn und Größe eines Schicksals war. Bei ihm hebt sich der Mensch wieder auf, nicht mit dem Blick zu den Frauen, sondern mit der offenen Stirne zu seinem Gott. Seine Tragödie ist größer als die von Geschlecht zu Geschlecht und vom Mann zum Weib.

Hat man nun Dostojewski in dieser Tiefe der Erkenntnis, in dieser restlosen Auflösung der Empfindung erkannt, so weiß man: es gibt von ihm keinen Weg wieder zurück ins Vergangene. Will eine Kunst wahrhaft sein, so darf sie von nun an nicht die kleinen Heiligenbilder des Gefühls

aufstellen, die er zerschlagen, nie mehr den Roman in die kleinen Kreise der Gesellschaft und Gefühle sperren, nie mehr das geheimnisvolle Zwischenreich der Seele verschatten wollen, das er durchleuchtet. Als erster hat er uns die Ahnung des Menschen gegeben, die Wir als erste selbst sind, im Gegensatz zu der Vergangenheit, differenzierter im Gefühl, weil beladener mit mehr Erkenntnis als alle früheren. Niemand kann ermessen, um wieviel wir in den fünfzig Jahren seit seinen Büchern den Dostojewskischen Menschen schon ähnlicher geworden sind, wie viele Prophezeiungen sich schon in unserem Blute, in unserem Geiste von seiner Ahnung erfüllen. Das Neuland, das er als erster beschritten, ist vielleicht schon unser Land, die Grenzen, die er überwunden, unsere sichere Heimat.

Unendliches aus unserer letzten Wahrheit, die wir jetzt erleben, hat er uns prophetisch aufgetan. Er hat der Tiefe des Menschen ein neues Maß gegeben; nie hat ein Sterblicher vor ihm so viel vom unsterblichen Geheimnis der Seele gewußt. Aber wunderbar: so sehr er unser Wissen um uns selbst erweitert, so viel wir an ihm gelernt, nie verlernen wir an seiner Erkenntnis das hohe Gefühl, demütig zu sein und das Leben als etwas Dämonisches zu empfinden. Daß wir bewußter wurden durch ihn, hat uns nicht freier gemacht, sondern nur gebundener. Denn so wenig die modernen Menschen der Blitz, seit sie ihn als elektrisches Phänomen, als Spannung und Entladung der Atmosphäre erkennen und benennen, als minder gewaltig empfinden wie die vorherigen Geschlechter, so wenig kann unsere erhöhte Erkenntnis des seelischen Mechanismus im Menschen die Ehrfurcht vor der Menschheit vermindern. Gerade Dostojewski, der alle Einzelheiten der Seele uns wissend zeigte,

dieser große Zerleger, dieser Anatom des Gefühles, gibt gleichzeitig tieferes, universaleres Weltgefühl als alle Dichter unserer Zeit. Und der so tief den Menschen gekannt wie keiner vor ihm, hat wie keiner Ehrfürchtigkeit vor dem Unbegreiflichen, das ihn gestaltet: vor dem Göttlichen, vor Gott.

Die Gottesqual

Gott hat mich mein ganzes Leben lang gequält. Dostojewski

„Gibt es einen Gott oder nicht?" fährt Iwan Karamasoff in jenem furchtbaren Zwiegespräch seinen Doppelgänger, den Teufel, an. Der Versucher lächelt. Er hat keine Eile zu antworten, die schwerste Frage einem gemarterten Menschen abzunehmen. „Mit grimmiger Hartnäckigkeit" dringt Iwan nun in seiner Gottesraserei auf den Satan ein: er soll, er muß ihm Antwort stehen in dieser wichtigsten Frage der Existenz. Aber der Teufel schürt nur den Rost der Ungeduld. „Ich weiß es nicht", antwortet er dem Verzweifelten. Nur um den Menschen zu quälen, läßt er ihm die Frage nach Gott unbeantwortet, läßt er ihm die Gottesqual.

Alle Menschen Dostojewskis und nicht als letzter er selbst haben diesen Satan in sich, der die Gottesfrage stellt und nicht beantwortet. Allen ist jenes „höhere Herz" gegeben, das fähig ist, sich mit diesen qualvollen Fragen zu quälen. „Glauben Sie an Gott?" herrscht Stawrogin, ein anderer, Mensch gewordener Teufel, plötzlich den demütigen Schatow an. Wie einen Brandstahl stößt er ihm die Frage mörderisch ins Herz. Schatow taumelt zurück. Er zittert, er wird bleich, denn gerade die Aufrichtigsten bei Dostojewski zittern vor diesem letzten Bekenntnis (und er, wie hat er selbst davor gebebt in heiligen Ängsten). Und erst wie ihn Stawrogin

mehr und mehr bedrängt, stammelt er aus blassen Lippen die Ausflucht: „Ich glaube an Rußland." Und nur um Rußlands willen bekennt er sich zu Gott.

Dieser verborgene Gott ist das Problem aller Werke Dostojewskis, der Gott in uns, der Gott außer uns und seine Erweckung. Als echtem Russen, dem größten und wesenhaftesten, den dies Millionenvolk gebildet, ist ihm nach seiner eigenen Definition diese Frage um Gott und die Unsterblichkeit die „wichtigste des Lebens". Keiner seiner Menschen kann der Frage entweichen: sie ist ihm angewachsen als Schatten seiner Tat, bald ihnen vorauslaufend, bald ihnen als Reue im Rücken. Sie können ihr nicht entfliehen, und der einzige, der versucht, sie zu verneinen, dieser ungeheuere Märtyrer des Gedankens, Kirillow, in den „Teufeln", muß sich selbst töten, um Gott zu töten – und beweist damit, leidenschaftlicher als die anderen, seine Existenz und Unentrinnbarkeit. Man blicke doch auf seine Gespräche, wie die Menschen vermeiden wollen, von Ihm zu sprechen, wie sie Ihm ausweichen und ausbiegen: sie möchten immer gern unten bleiben im niedern Gespräch, im „small talk" des englischen Romans, sie reden von der Leibeigenschaft, von Frauen, von der Sixtinischen Madonna, von Europa, aber die unendliche Schwerkraft der Gottesfrage hängt sich an jedes Thema und zieht es schließlich magisch in seine Unergründlichkeit. Jede Diskussion bei Dostojewski endet beim russischen Gedanken oder beim Gottesgedanken – und wir sehen, daß diese beiden Ideen für ihn eine Identität sind. Russische Menschen, seine Menschen, können sie so wie in ihren Gefühlen auch in ihren Gedanken nicht haltmachen, sie müssen unvermeidlich vom Praktischen und Tatsächlichen in das Abstrakte, vom End-

lichen ins Unendliche, immer ans Ende. Und aller Fragen Ende ist die Gottesfrage. Sie ist der innere Wirbel, der ihre Ideen rettungslos in sich reißt, der schwärende Splitter in ihrem Fleische, der ihre Seelen mit Fieber erfüllt.

Mit Fieber. Denn Gott – Dostojewskis Gott – ist das Prinzip aller Unruhe, weil er, Urvater der Kontraste, zugleich das Ja und das Nein ist. Nicht wie auf den Bildern der alten Meister, in den Schriften der Mystiker ist er die sanfte Schwebe über den Wolken, selig-beschauliches Erhobensein – Dostojewskis Gott ist der springende Funke zwischen den elektrischen Polen der Urkontraste, er ist kein Wesen, sondern ein Zustand, ein Spannungszustand, ein Verbrennungsprozeß des Gefühls, er ist Feuer, ist die Flamme, die alle Menschen erhitzt und überkochen macht in Ekstase. Er ist die Geißel, die sie aus sich, aus ihrem warmen ruhigen Leib, in die Unendlichkeit treibt, der sie verlockt in alle Exzesse des Wortes und der Tat, sie hinstürzt in den brennenden Dornbusch ihrer Laster. Er ist, wie seine Menschen, wie der Mensch, der ihn schuf, ein ungenügsamer Gott, den keine Anstrengung bewältigt, kein Gedanke erschöpft, keine Hingabe befriedigt. Er ist der ewig Unerreichbare, ist aller Qualen Qual, und mitten aus Dostojewskis Brust bricht darum Kirillows Schrei: „Gott hat mich mein ganzes Leben lang gequält."

Das ist Dostojewskis Geheimnis: er braucht Gott und findet ihn doch nicht. Manchmal meint er ihm schon zu gehören, und schon umfaßt ihn seine Ekstase, da klirrt sein Verneinungsbedürfnis ihn wieder zur Erde. Keiner hat das Gottesbedürfnis stärker erkannt. „Gott ist schon darum für mich notwendig," sagt er einmal, „weil dies das einzige Wesen ist, das man lebenslänglich lieben kann", und

ein anderes Mal: „Es gibt keine unaufhörlichere und quälendere Angst für den Menschen, als etwas zu finden, vor dem er sich beugen kann.“ Sechzig Jahre leidet er an dieser Gottesqual und liebt Gott wie jedes seiner Leiden, liebt ihn mehr als alles, weil er das ewigste aller Leiden ist und Leidensliebe den tiefsten Gedanken seines Seins bedeutet. Sechzig Jahre kämpft er sich zu ihm und lechzt „wie trockenes Gras“ nach dem Glauben. Das ewig Zersprengte will eine Einheit, der ewig Gejagte eine Rast, der ewig Getriebene durch alle Stromschnellen der Leidenschaft, der sich Zerströmende den Ausgang, die Ruhe, das Meer. So träumt er ihn als Beruhigung und findet ihn doch nur als Feuer. Er möchte selbst ganz klein werden, ganz wie die Dumpfen im Geiste, um in ihn eingehen zu können, möchte glauben können im Köhlerglauben, wie die „zehn Pud dicke Kaufmannsfrau“, möchte es aufgeben, der Wissendste, der Bewußte zu sein, um der Gläubige zu werden, wie Verlaine fleht er: „Donnez-moi de la simplicité!“ Das Gehirn verbrennen im Gefühl, hinströmen in die Gottesruhe, tierhaft dumpf, das ist sein Traum. O, wie streckt er sich ihm entgegen, er tobt brünstig, er schreit, er wirft die Harpunen der Logik aus, ihn zu fassen, legt ihm die verwegensten Fuchsfallen der Beweise; wie ein Pfeil schießt seine Leidenschaft auf, ihn zu treffen, ein Lechzen nach Gott ist seine Liebe, eine „fast unanständige Leidenschaft“, ein Paroxysmus, ein Überschwang.

Ist er aber darum schon gläubig, weil er so fanatisch glauben will? War Dostojewski, der beredteste Anwalt der Rechtgläubigkeit, der Pravoslavie, selbst ein Bekenner, ein poeta christianissimus? Sicherlich in Sekunden: da zuckt sein Spasma ins Unendliche hinein, da krampft er sich ein

in Gott, da hält er die Harmonie, die irdisch versagte, in Händen, da ist er, der Gekreuzigte seines Zwiespaltes, auferstanden in den alleinigen Himmeln. Aber doch: irgend etwas bleibt auch dann noch wach in ihm und schmilzt nicht hin im Seelenbrand. Während er schon ganz aufgelöst scheint, ganz überirdische Trunkenheit, bleibt jener grausame Geist der Analyse mißtrauisch auf der Lauer und mißt das Meer aus, in das er versinken will. Der unerbittliche Doppelgänger wehrt sich gegen die Aufgabe der Persönlichkeit. Auch im Gottesproblem klafft der unheilbare Zwiespalt, der in jedem von uns eingeboren ist, aber den kein Irdischer bisher zu solcher Spannweite des Abgrunds aufgerissen wie Dostojewski. Er ist der Gläubigste aller und der äußerste Atheist in einer Seele, er hat in seinen Menschen die polarsten Möglichkeiten beider Formen gleich überzeugend dargestellt (ohne sich selbst zu überzeugen, ohne sich selbst zu entscheiden), die Demut, sich hinzugeben, sich, ein Staubkorn, aufzulösen in Gott, und andererseits das grandioseste Extrem, selber Gott zu werden: „Erkennen, daß ein Gott ist, und gleichzeitig erkennen, daß man nicht zum Gott geworden ist, wäre ein Unsinn, durch den man zum Selbstmord getrieben wird.“ Und sein Herz ist bei beiden, beim Gottesknecht und beim Gottesleugner, bei Aljescha und bei Iwan Karamasoff. Er entscheidet sich nicht in dem unablässigen Konzil seiner Werke, bleibt bei den Bekennern und den Häretikern. Seine Gläubigkeit ist feuriger Wechselstrom zwischen dem Ja und Nein, den beiden Polen der Welt. Auch vor Gott bleibt Dostojewski der große Ausgestoßene der Einheit.

So bleibt er Sisyphos, der ewige Wälzer des Steins zur Höhe der Erkenntnis, der er immer wieder entrollt. Der

ewig Bemühte zu Gott, den er nie erreicht. Aber irre ich denn nicht: Ist Dostojewski nicht den Menschen der große Prediger des Glaubens? Geht nicht durch seine Werke der große orgelnde Hymnus an Gott? Bezeugen nicht alle seine politischen, seine literarischen Schriften einhellig, diktatorisch, unzweifelhaft seine Notwendigkeit, seine Existenz, dekretieren sie denn nicht die Rechtgläubigkeit, verwerfen sie nicht den Atheismus als das äußerste Verbrechen? Aber man verwechsle hier nicht Wille mit Wahrheit, nicht den Glauben mit dem Postulat des Glaubens. Dostojewski, der Dichter der ewigen Umkehrung, dieser fleischgewordene Kontrast, predigt den Glauben als Notwendigkeit, predigt ihn um so inbrünstiger den anderen, als – er selbst nicht glaubt (im Sinne eines ständigen, sicheren, ruhenden, vertrauenden Glaubens, der „geklärte Begeisterung" als höchste Pflicht formuliert). Von Sibirien schreibt er an eine Frau: „Ich will Ihnen von mir sagen, daß ich ein Kind dieser Zeit bin, ein Kind des Unglaubens und des Zweifels, und es ist wahrscheinlich, ja, ich weiß es bestimmt, daß ich es bis an mein Lebensende bleiben werde. Wie entsetzlich quälte mich und quält mich auch jetzt die Sehnsucht nach dem Glauben, die um so stärker ist, je mehr ich Gegenbeweise habe." Nie hat er es klarer gesagt: er hat Sehnsucht nach dem Glauben aus Glaubenslosigkeit. Und hier ist eine jener erhabenen Umwertungen Dostojewskis: eben weil er nicht glaubt und die Qual dieses Unglaubens kennt, weil, nach seinem eigenen Worte, er die Qual immer nur für sich liebt und Mitleid hat mit den andern – darum predigt er den andern den Glauben an einen Gott, den er selbst nicht glaubt. Der Gottgequälte will eine gottselige Menschheit, der schmerzlich Glaubenslose die glücklich Gläubigen. An das Kreuz

seines Unglaubens genagelt, predigt er dem Volke die Orthodoxie, er vergewaltigt seine Erkenntnis, weil er weiß, daß sie zerreißt und verbrennt, und predigt die Lüge, die Glück gibt, den strikten, textlichen Bauernglauben. Er, der „kein Senfkorn Glauben hat", der gegen Gott revoltierte und, wie er selbst stolz sagte, „den Atheismus mit ähnlicher Kraft ausgedrückt hat, wie niemand in Europa", er verlangt die Unterwürfigkeit unter das Popentum. Um die Menschen vor der Gottesqual zu behüten, die er wie keiner im eigenen Fleische erlebt, verkündet er die Gottesliebe. Denn er weiß: „Das Schwanken, die Unruhe des Glaubens – das ist für einen gewissenhaften Menschen eine solche Qual, daß es besser ist, sich zu erhängen." Er selbst ist ihr nicht ausgewichen, als Märtyrer hat er den Zweifel auf sich genommen. Aber der Menschheit, der unendlich geliebten, will er ihn ersparen, wie sein Großinquisitor will er der Menschheit die Qual der Gewissensfreiheit sparen und sie einwiegen in den toten Rhythmus der Autorität. So schafft er, statt hochmütig die Wahrheit seines Wissens zu verkünden, die demütige Lüge eines Glaubens. Er verschiebt das religiöse Problem ins Nationale, dem er den Fanatismus des göttlichen gibt. Und wie sein getreuester Knecht antwortet er auf die Frage: „Glauben Sie an Gott?" in der aufrichtigsten Konfession seines Lebens: „Ich glaube an Rußland."

Denn das ist seine Flucht, seine Ausflucht, seine Rettung: Rußland. Hier ist sein Wort nicht mehr Zwiespalt, hier wird es Dogma. Gott hat ihm geschwiegen: so schafft er sich als Mittler zwischen sich und dem Gewissen selbst einen Christus, den neuen Verkünder einer neuen Menschheit, den russischen Christus. Aus der Wirklichkeit, aus der Zeit stürzt er sein ungeheueres Glaubensbedürfnis einem Unbestimm-

ten entgegen – denn nur einem Unbestimmten, einem Grenzenlosen kann dieser Maßlose sich ganz hingeben – in die ungeheuere Idee Rußland, in dieses Wort, das er anfüllt mit allem Unmaß seiner Gläubigkeit. Ein anderer Johannes, verkündigt er diesen neuen Christus, ohne ihn geschaut zu haben. Aber er spricht in seinem Namen, in Rußlands Namen für die Welt.

Diese seine messianischen Schriften – es sind die politischen Aufsätze und manche Ausbrüche der Karamasoff – sind dunkel. Verworren enttaucht ihnen dieses neue Christusantlitz, der neue Erlösungs- und Allversöhnungsgedanke: ein byzantinisches Antlitz mit harten Zügen, strengen Falten. Wie von den alten rauchgeschwärzten Ikonen starren fremde stechende Augen uns an, Inbrunst, unendliche Inbrunst in sich, aber auch Haß und Härte. Und furchtbar ist Dostojewski selbst, wenn er diese russische Erlösungsbotschaft uns Europäern wie verlorenen Heiden kündet. Ein böser, fanatischer, mittelalterlicher Mönch, das byzantinische Kreuz wie eine Geißel in der Hand, so steht der Politiker, der religiöse Fanatiker uns gegenüber. Wie ein Delirant, ein Heimgesuchter in mystischen Krämpfen, nicht in sanfter Predigt kündet er seine Lehre, in dämonischen Zornausbrüchen entlädt sich seine maßlose Leidenschaft. Mit Keulen schlägt er jeden Einwand nieder, ein Fiebernder, gegürtet mit Hochmut, funkelnd von Haß, stürmt er die Tribüne der Zeit. Schaum steht vor seinem Munde, und mit zitternden Händen schleudert er den Exorzismus über unsere Welt.

Ein Bilderstürmer, ein rasender Ikonoklast, fällt er her über die Heiligtümer der europäischen Kultur. Alles stampft er nieder, der große Tobsüchtige, von unseren Idealen, um seinem neuen, dem russischen Christus den Weg zu bereiten.

Bis zum Irrwitz schäumt seine moskowitische Unduldsamkeit. Europa, was ist es? Ein Kirchhof, mit teuern Gräbern vielleicht, aber jetzt stinkend von Fäulnis, nicht einmal Dünger mehr für die neue Saat. Die blüht einzig aus russischer Erde. Die Franzosen – eitle Laffen, die Deutschen – ein niedriges Wurstmachervolk, die Engländer – Krämer der Vernünftelei, die Juden – stinkender Hochmut. Der Katholizismus – eine Teufelslehre, eine Verhöhnung Christi, der Protestantismus – ein vernünftlerischer Staatsglaube, alles Hohnbilder des einzig wahren Gottesglaubens: der russischen Kirche. Der Papst – der Satan in der Tiara, unsere Städte – Babylon, die große Hure der Apokalypse, unsere Wissenschaft – ein eitles Blendwerk, Demokratie – die dünne Brühe weicher Gehirne, Revolution – ein loses Bubenstück von Narren und Genarrten, Pazifismus – ein Altweibergeschwätz. Alle Ideen Europas ein verblühter verwelkter Blumenstrauß, gut genug, in die Jauche geschmissen zu werden. Nur die russische Idee ist die einzig wahre, einzig große, einzig richtige. Im Amoklauf stürmt der rasende Übertreiber weiter, jeden Einwand mit dem Dolche niederstoßend: „Wir verstehen euch, aber ihr versteht nicht uns" – schon bricht jede Diskussion blutend zusammen. „Wir Russen sind die Allverstehenden, ihr seid die Begrenzten", dekretiert er. Rußland allein ist richtig und alles in Rußland, der Zar und die Knute, der Pope und der Bauer, die Troika und die Ikone, und um so richtiger, je mehr es antieuropäisch, asiatisch, mongolisch, tatarisch, um so richtiger, als er konservativ, rückständig, unfortschrittlich, ungeistig, byzantinisch ist. O, wie tobt er sich hier aus, der große Übertreiber! „Seien wir Asiaten, seien wir Sarmaten!" jauchzt er auf. „Weg von Petersburg, dem europäischen, zurück zu Mos-

kau, hinüber nach Sibirien, das neue Rußland ist das Dritte Reich!" Diskussion darüber duldet dieser gottrunkene mittelalterliche Mönch nicht. Nieder die Vernunft! Rußland ist das Dogma, das widerspruchslos zu bekennen ist. „Man versteht Rußland nicht mit der Vernunft, sondern mit dem Glauben." Wer ihm nicht in die Knie stürzt, ist der Feind, der Antichrist: Kreuzzug wider ihn! Hell schmettert er in die Fanfare des Krieges. Zerstampft muß Österreich werden, der Halbmond von der Hagia Sofia Konstantinopels gerissen, Deutschland gedemütigt, England besiegt – ein wahnwitziger Imperialismus hüllt seinen Hochmut in mönchische Kutte und ruft: „Dieu le veut!" Um des Gottesreiches willen die ganze Welt für Rußland.

Rußland also ist Christus, der neue Erlöser, und wir sind die Heiden. Nichts errettet uns Verworfene aus dem Fegefeuer unserer Schuld: wir haben die Erbsünde begangen, keine Russen zu sein. Unserer Welt ist kein Raum in diesem neuen Dritten Reich: erst muß unsere europäische Welt untergehen im russischen Weltreiche, im neuen Gottesreiche, dann erst kann sie erlöst werden. Wörtlich sagt er: „Jeder Mensch muß vorerst Russe werden." Dann erst beginnt die neue Welt. Rußland ist das Gottträgervolk: erst muß es noch mit dem Schwerte die Erde erobern, dann erst wird es sein „letztes Wort" der Menschheit sagen. Und dieses letzte Wort heißt für Dostojewski: Versöhnung. Für ihn besteht das russische Genie in der Fähigkeit, alles zu verstehen, alle Gegensätze zu lösen. Der Russe ist der Allversteher und darum der Nachgiebige im höchsten Sinn. Und sein Staat, der Zukunftsstaat, wird die Kirche sein, die Form der brüderlichen Gemeinschaft, der Durchdringung statt der Unterordnung. Und es klingt wie ein Prolog zu den Ereignissen

dieses Krieges (der in seinem Anbeginn so genährt war von seinen Ideen, wie in seinem Ende von jenen Tolstois), wenn er sagt: „Wir werden die ersten sein, die der Welt verkünden, daß wir nicht durch Unterdrückung der Persönlichkeit und fremder Nationalitäten das eigene Gedeihen erreichen wollen, sondern im Gegenteil letzteres nur in der freiesten und selbständigsten Entwicklung aller Nationen und in der brüderlichen Vereinigung suchen.“ Lenin und Trotzky sind in dieser Verheißung, gleichzeitig aber auch der Krieg, den er, der ewige Anwalt des Anspannens aller Gegensätze, so leidenschaftlich gepriesen. Allversöhnung als Ziel, aber Rußland als der einzige Weg – „von Osten her wird die Erde erschaffen“. Über die Berge des Ural wird das ewige Licht aufsteigen und das schlichte Volk, nicht der wissende Geist, nicht die europäische Kultur, mit seinen dunklen Geheimnissen der Erde verbundenen Kräften unsere Welt erlösen. Statt der Macht wird die werktätige Liebe sein, statt des Widerstreits der Persönlichkeiten das allmenschliche Gefühl, der neue, der russische Christus wird die Allversöhnung bringen, die Auflösung der Gegensätze. Und der Tiger wird neben dem Lamme weiden und der Rehbock neben dem Löwen – wie zittert Dostojewskis Stimme, wenn er vom Dritten Reich spricht, vom Allrußland der Erde, wie bebt er selbst in der Ekstase der Gläubigkeit, wie wunderbar ist er, der Wissendste aller Wirklichkeiten, in seinem messianischen Traum.

Denn in das Wort Rußland, in die Idee Rußland hinein träumt Dostojewski diesen Christustraum, die Idee der Versöhnung der Gegensätze, die er in seinem Leben, in der Kunst und selbst in Gott durch sechzig Jahre vergeblich gesucht. Aber dieses Rußland, welches ist es, das reale oder

das mystische, das politische oder das prophetische? Wie immer bei Dostojewski: beides zugleich. Vergeblich, von einem Leidenschaftlichen Logik zu verlangen und von einem Dogma seine Begründung. In den messianischen Schriften Dostojewskis, den politischen, den literarischen Werken taumeln die Begriffe wie rasend durcheinander. Bald ist Rußland Christus, bald Gott, bald das Reich Peters des Großen, bald das neue Rom, die Vereinigung des Geistes und der Macht, Tiara und Kaiserkrone, seine Hauptstadt bald Moskau, bald Konstantinopel, bald das neue Jerusalem. Die demütigsten, allmenschlichsten Ideale wechseln brüsk mit machtgierigen slawophilen Eroberungsgelüsten, politische Horoskope von verblüffender Treffsicherheit mit phantastischen apokalyptischen Verheißungen. Bald jagt er den Begriff Rußland in die Enge der politischen Stunde, bald schnellt er ihn in das Grenzenlose empor – auch hier wie im Kunstwerk die gleiche zischende Mischung von Wasser und Feuer, von Realismus und Phantastik offenbarend. Der Dämonische in ihm, der rasende Übertreiber, in ein Maß gezwungen sonst in seinen Romanen, hier lebt er sich aus in pythischen Krämpfen: mit der ganzen Inbrunst seiner glühenden Leidenschaft predigt er Rußland als das Heil der Welt, die alleinmachende Seligkeit. Nie ward eine Nationalidee hochmütiger, genialer, werbender, verführender, berauschender, ekstatischer Europa als Weltidee verkündet, wie die russische in den Büchern Dostojewskis.

Ein unorganischer Auswuchs der großen Gestalt scheint dieser Fanatiker seiner Rasse zuerst, dieser mitleidlose, ekstatische russische Mönch, dieser hochmütige Pamphletist, dieser unwahrhaftige Bekenner. Aber gerade er ist notwendig für die Einheit von Dostojewskis Persönlichkeit. Wo immer

wir bei Dostojewski ein Phänomen nicht verstehen, müssen wir seine Notwendigkeit im Kontrast suchen. Vergessen wir nicht: Dostojewski ist immer ein Ja und Nein, die Selbstvernichtung und Selbstüberhebung, der zur Spitze getriebene Kontrast. Und dieser übertriebene Hochmut ist nur das Widerspiel einer übertriebenen Demut, sein gesteigertes Volksbewußtsein nur das polare Empfinden seines überreizten persönlichen Nichtigkeitsempfindens. Er spaltet sich gleichsam selbst in zwei Hälften: in Stolz und in Demut. Seine Persönlichkeit erniedrigt er: man durchsuche seine sämtlichen Werke nach einem einzigen Worte der Eitelkeit, des Stolzes, der Überhebung! Nur Selbstverkleinerung findet man darin, Ekel, Anklage, Erniedrigung. Und alles, was er an Stolz besitzt, gießt er aus in die Rasse, in die Idee seines Volkes. Alles was seiner isolierten Persönlichkeit gilt, vernichtet er, alles was dem Unpersönlichen in ihm, dem Russen, dem Allmenschen gilt, erhebt er zur Vergötterung. Aus dem Unglauben an Gott wird er Gottesprediger, aus dem Unglauben an sich der Verkünder seiner Nation und der Menschheit. Auch im Ideellen ist er der Märtyrer, der sich selbst an das Kreuz schlägt, um die Idee zu erlösen.

Das ist sein großes Geheimnis: durch Gegensatz fruchtbar zu werden. Ihn ausspannen ins Unendliche, damit er die ganze Welt umfasse, und dann die ihm entspringende Kraft zur Zukunft wenden. Die andern Dichter schaffen ihr Ideal gewöhnlich aus der Steigerung ihrer Persönlichkeit, indem sie sich selbst nachbilden, gereinigt, verklärt, verbessert, erhoben, indem sie den zukünftigen Menschen gewissermaßen als den geläuterten Typus ihrer selbst betrachten. Dostojewski, der Gegensatzmensch, der schöpferische Dualist,

bildet sein Ideal, seinen Gott, durch die Antithese zu sich selbst: er erniedrigt sich, den Lebendigen, zum Negativ. Er will nur der Ton, der Lehm sein, aus dem die neue Form gegossen wird, seinem Links entspricht ein Rechts im zukünftigen Bilde, seiner Tiefe eine Erhebung, seinem Zweifel eine Gläubigkeit, seinem Zwiespalt eine Einheit. „Möge ich selbst untergehen, wenn nur die andern glücklich sind" – das Wort seines Staretz verwandelt er in Geist. Er vernichtet sich, um in dem zukünftigen Menschen aufzuerstehen.

Das Ideal Dostojewskis ist darum: Zu sein, wie er nicht ist. Zu fühlen, wie er nicht fühlt. Zu denken, wie er nicht denkt. Zu leben, wie er nicht lebt. Bis in das Kleinste, Zug um Zug, ist der neue Mensch seiner individuellen Form entgegengesetzt, aus jedem Schatten seines eigenen Wesens ein Licht gebildet, aus jedem Dunkel ein Glanz. Aus dem Nein zu sich selbst schafft er das Ja, das leidenschaftliche zur neuen Menschheit. Bis ins Körperliche hinein setzt sich diese beispiellose moralische Verurteilung seines Selbst zugunsten des zukünftigen Wesens fort, die Vernichtung des Ichmenschen um des Allmenschen willen. Man nehme sein Bild, seine Photographie, seine Totenmaske und lege sie neben die Bilder jener Menschen, in denen er sein Ideal geformt: neben Aljoscha Karamasoff, neben den Staretz Sosima, den Fürsten Myschkin, diese drei Skizzen zum russischen Christus, zum Heiland, die er entworfen. Und bis ins Kleinste wird hier jede Linie Gegensatz sagen und Kontrast zu ihm selbst. Dostojewskis Gesicht ist düster, erfüllt von Geheimnissen und Dunkelheit, jener Antlitz ist heiter und von friedlicher Offenheit, seine Stimme heiser und abrupt, die jener Menschen sanft und leise. Sein Haar ist wirr und dunkel, seine Augen tief und unruhig – jener Antlitz ist hell und umrahmt von sanften

Strähnen, ihr Auge glänzt ohne Unruhe und Angst. Ausdrücklich sagt er von ihnen, daß sie geradeaus schauen und ihr Blick das süße Lächeln von Kindern hat. Seine Lippen sind schmal umkräuselt von den raschen Falten des Hohnes und der Leidenschaft, sie verstehen nicht zu lachen – Aljoscha, Sosima haben das freie Lächeln des selbstsichern Menschen über den weißen Zähnen blinken. Zug um Zug setzt er so sein eigenes Bild als Negativ gegen die neue Form. Sein Antlitz ist das eines gebundenen Menschen, des Knechtes aller Leidenschaften, bebürdet von Gedanken – das ihre drückt die innere Freiheit aus, die Hemmungslosigkeit, die Schwebe. Er ist Zerrissenheit, Dualismus, sie die Harmonie, die Einheit. Er der Ichmensch, der in sich Eingekerkerte, sie der Allmensch, der von allen Enden seines Wesens in Gott überströmt.

Diese Schaffung eines moralischen Ideals aus Selbstvernichtung – nie war sie vollkommener in allen Sphären des Geistigen und des Sittlichen. Aus Selbstverurteilung, gleichsam, indem er sich die Adern seines Wesens aufschneidet, mit dem eigenen Blute malt er das Bild des zukünftigen Menschen. Er war noch der Leidenschaftliche, der Krampfige, der Mensch der kurzen tigerhaften Ansprünge, seine Begeisterung eine aus der Explosion der Sinne oder der Nerven aufschießende Stichflamme – jene sind die sanft, aber stetig bewegte, keusche Glut. Sie haben die stille Beharrlichkeit, die weiter reicht als die wilden Sprünge der Ekstase, sie haben die echte Demut, die nicht die Lächerlichkeit fürchtet, sie sind nicht wie er die ewig Erniedrigten und Beleidigten, die Gehemmten und Verkrümmten. Mit jedem können sie sprechen, und jeder fühlt Beruhigung an ihrer Gegenwart – sie haben nicht die ewige Hysterie der Angst, zu kränken oder gekränkt zu werden, sie blicken nicht bei jedem Schritt fragend um

sich. Gott quält sie nicht mehr, er befriedet sie. Sie wissen um alles, aber eben weil sie alles wissen, verstehen sie auch alles, sie richten nicht und sie verurteilen nicht, sie grübeln nicht nach den Dingen, sondern glauben sie dankbar. Seltsam: er, der ewig Beunruhigte, sieht in dem gelassenen, geklärten Menschen die höchste Form des Lebens, der Zwiespältige postuliert als letztes Ideal die Einheit, der Empörer die Unterwerfung. Seine Gottesqual ist in ihnen Gotteslust geworden, seine Zweifel Gewißheit, seine Hysterie Gesundung, sein Leid ein allumfassendes Glück. Das Letzte und Schönste der Existenz ist für ihn, was er selbst, der Bewußte und Überbewußte, nie gekannt und was er darum für den Menschen als das Erhabenste ersehnt: Naivität, Kindlichkeit des Herzens, die sanfte, die selbstverständliche Heiterkeit.

Sehet seine liebsten Menschen, wie sie schreiten: ein sanftes Lächeln ist auf ihren Lippen, um alles wissen sie und haben doch keinen Stolz, sie leben im Geheimnis des Lebens nicht wie in einer feurigen Schlucht, sondern schlagen es blau wie einen Himmel um sich. Sie haben die Urfeinde der Existenz, sie haben „Schmerz und Angst besiegt" und sind darum gottselig geworden in der unendlichen Brüderschaft der Dinge. Sie sind erlöst von ihrem Ich. Höchstes Glück der Erdenkinder ist die Unpersönlichkeit – so verwandelt der höchste Individualist die Weisheit Goethes in einen neuen Glauben.

Kein Beispiel kennt die Geschichte des Geistes einer ähnlichen moralischen Selbstvernichtung innerhalb eines Menschen, ähnlich fruchtbarer Erschaffung des Ideals aus dem Kontrast. Märtyrer seiner selbst, hat Dostojewski sich ans Kreuz geschlagen: sein Wissen, daß es den Glauben bezeuge, seinen Körper, daß er durch Kunst den neuen Menschen

zeuge, seine Eigenheit um der Allheit willen. Er will seinen eigenen Untergang als Typus, damit eine glücklichere bessere Menschheit entstehe: alles Leiden nimmt er auf sich um des Glücks der andern willen. Und der sich sechzig Jahre gespannt zur schmerzhaftesten Weite seines Gegensatzes, zerwühlt zu allen Tiefen seines Wesens, damit er Gott und damit den Sinn des Lebens finde – er wirft die gehäufte Erkenntnis weg für eine neue Menschheit, der er sein tiefstes Geheimnis sagt, die letzte Formel, seine unvergeßlichste: „Das Leben mehr lieben, als den Sinn des Lebens."

Vita Triumphatrix

Wie es auch war, das Leben, es ist schön.
Goethe

Wie dunkel der Weg durch Dostojewskis Tiefe, wie düster seine Landschaft, wie drückend seine Unendlichkeit, geheimnisvoll ähnlich seinem tragischen Antlitz, das allen Schmerz des Lebens in sich gemeißelt! Abgründige Höllenkreise des Herzens, purpurne Fegefeuer der Seele, der tiefste Schacht, den irdische Hand jemals in die Unterwelt des Gefühles hinabstieß. Wieviel Dunkel in dieser Menschenwelt, wieviel Leiden in diesem Dunkel! O welche Trauer auf seiner Erde, dieser Erde, „die mit Tränen getränkt ist bis zu ihrer untersten Kruste", welche Höllenkreise in ihrer Tiefe, finsterer, als Dante, der Seher, sie vor einem Jahrtausend erschaut. Unerlöste Opfer ihrer Irdischkeit, Märtyrer eigenen Gefühles, umschlungen von den Schlangen ihrer Leidenschaft, gequält von allen Geißeln des Geistes, schäumend im Schwall ohnmächtiger Empörung, o welche Welt, diese Welt Dostojewskis! Vermauert alle Freude, verbannt alle Hoffnung, ohne Rettung vor dem Leiden, das, unendlich getürmte

Mauer, um alle seine Opfer steht! – Kann kein Mitleid sie erlösen, seine Menschen, aus ihrer eigenen Tiefe, sprengt keine apokalyptische Stunde diese Hölle, die ein Gottesmensch schuf aus seiner Qual?

Tumult und Klage strömt aus dieser Tiefe, wie nie die Menschheit sie erhört. Nie war mehr Dunkelheit über einem Werk. Selbst Michelangelos Gestalten sind linder in ihrer Trauer, und über Dantes Tiefe glänzt der Paradiese seliger Schein. Ist wirklich das Leben nur ewige Nacht in Dostojewskis Werk und Leiden der Sinn alles Lebens? Zitternd beugt sich die Seele über den Abgrund und schauert, nur Qual und Klage zu hören von ihren Brüdern.

Aber da schwebt ein Wort aus der Tiefe, sanft im Getümmel und doch hoch sie überschwebend, wie eine Taube aufschwebt über stürmendem Meer. Sanft ist es gesprochen, und groß ist sein Sinn, selig das Wort: „Meine Freunde, fürchtet das Leben nicht." Und es ist ein Schweigen aus diesem Wort, schauernd lauscht die Tiefe, und sie schwebt, sie überschwebt alle Qualen, die Stimme, da sie spricht: „Nur durch Qual können wir das Leben lieben lernen."

Wer spricht dies tröstendste Wort des Leidens? Der Leidendste aller, er selbst, Dostojewski. Noch sind die gespreiteten Hände geschlagen an das Kreuz seines Zwiespalts, noch stehen die Nägel der Qual in seinem brüchigen Leibe, aber demütig küßt er das Marterholz dieser Existenz, und die Lippen sind sanft, wie sie zu den Mitbrüdern das große Geheimnis sagen: „Ich glaube, wir alle müssen erst das Leben lieben lernen."

Und anbricht der Tag aus seinen Worten, apokalyptische Stunde. Aufspringen die Gräber und Kerker: aus der Tiefe stehen sie auf, die Toten und Verschlossenen, alle, alle treten

sie heran, Apostel seines Wortes zu sein, aus ihrer Trauer erheben sie sich. Aus den Kerkern drängen sie her, aus der Katorga Sibiriens, klirrend in Ketten, aus Winkelstuben, Bordellen und Klosterzellen, sie alle, die großen Leidenden der Leidenschaft; noch klebt das Blut an ihren Händen, noch brennt ihr geknuteter Rücken, noch sind sie nieder in Zorn und Gebrest, aber schon ist die Klage zerbrochen in ihrem Munde, und ihre Tränen funkeln von Zuversicht. O ewiges Wunder Bileams, Fluch wird Segnung auf ihrer brennenden Lippe, da sie das Hosianna des Meisters hören, das Hosianna, das „durch alle Fegefeuer des Zweifels gegangen". Die Finstersten sind die ersten, die Traurigsten die Gläubigsten, alle drängen sie vor, dies Wort zu bezeugen. Und aus ihren Mündern, den rauhen und verlechzten, schäumt als großer Choral der Hymnus des Leidens, der Hymnus des Lebens mit der Urgewalt der Ekstase. Alle, alle sind sie zur Stelle, die Märtyrer, das Leben zu lobpreisen. Dmitri Karamasoff, der unschuldig Verdammte, Ketten an den Händen, jauchzt aus der Fülle seiner Kraft: „Alles Leid werde ich überwinden, um mir nur sagen zu können, ‚ich bin'. Wenn ich mich auch auf der Folterbank krümme, so weiß ich doch, ‚ich bin', angeschmiedet auf die Galeere, sehe ich noch die Sonne, und wenn ich sie auch nicht sehe, so lebe ich doch und weiß, daß sie ist." Und Iwan, der Bruder, tritt ihm zur Seite und kündet: „Es gibt kein unwiderrufliches Unglück als Totsein." Und wie ein Strahl dringt die Ekstase der Existenz in seine Brust, und er jubelt, der Gottesleugner: „Ich liebe dich, Gott, denn groß ist das Leben." Aus den Sterbekissen hebt sich, gefalteter Hand, der ewige Zweifler Stepan Trofimowitsch auf und stammelt: „O wie gerne würde ich wieder leben wollen. Jede Minute, jeder Augen-

blick muß eine Seligkeit des Menschen sein." Immer heller, immer reiner, immer erhobener werden die Stimmen. Fürst Myschkin, der Verwirrte, getragen von den schwankenden Flügeln seiner schweifenden Sinne, breitet die Arme und schwärmt: „Ich begreife nicht, wie man an einem Baum vorübergehen kann, ohne glücklich zu sein, daß er ist und daß man ihn liebt . . . wieviel wundervolle Dinge gibt es doch auf jedem Schritt dieses Lebens, Dinge, die selbst der Verworfenste noch als wundervoll empfindet." Der Greis Sosima predigt: „Die Gott und das Leben verfluchen, verfluchen sich selbst . . . Wenn du jedes Ding lieben wirst, wird sich dir das Geheimnis Gottes in allen Dingen offenbaren, und schließlich wirst du die ganze Welt mit allumfassender Liebe umspannen." Und selbst der „Mensch aus der Winkelgasse", der kleine verschüchterte Namenlose in seinem verschabten Mäntelchen, drängt heran und entbreitet die Arme: „Das Leben ist Schönheit, nur im Leiden ist Sinn, o wie schön ist das Leben!" Der „lächerliche Mensch" bricht auf aus seinem Traum, „das Leben, das große, zu verkünden", alle, alle kriechen sie wie Gewürm aus den Winkeln ihres Wesens, um mitzusprechen im großen Choral. Keiner will sterben, keiner das Leben lassen, das heilig geliebte, keines Leiden ist so tief, daß er es mit dem Tode noch tauschte, dem ewigen Widerpart. Und diese Hölle, Dunkelheit der Verzweiflung, hallt plötzlich an ihren harten Wänden Lobgesang des Schicksals wider, aus Fegefeuern entbrennt fanatische Glut der Dankbarkeit. Licht, unendliches Licht strömt ein, der Himmel Dostojewskis bricht über die Erde, und rauschend über alle dröhnt das letzte Wort, das Dostojewski schrieb, das Wort der Kinder bei der Rede am großen Stein, der heilig barbarische Ruf: „Hurra das Leben!"

O Leben, wunderbares, das du dir mit wissendem Willen Märtyrer schaffst, auf daß sie dich lobsingen, o Leben, weise-grausames, das du die Größten dir hörig machst mit Leiden, damit sie deinen Triumph verkünden! Den ewigen Schrei Hiobs, der durch die Jahrtausende tönt, da er in der Plage Gott erkennt, immer willst du ihn wieder hören und der Männer Daniels Jubelgesang, indes ihr Leib im feurigen Ofen brennt. Ewig entzündest du ihn, klingende Kohle, auf der Zunge der Dichter, die du zu Leidenden machst, auf daß sie dir hörig werden und dich nennen in Liebe! Beethoven schlägst du im Sinne der Musik, daß der Ertaubte das Brausen Gottes höre und, vom Tode berührt, dir die Hymne der Freude dichte, Rembrandt jagst du ins Dunkel der Armut, daß er Licht, dein Urlicht, in Farben sich suche, Dante verjagst du vom Vaterland, daß er Hölle und Himmel im Traum erschaue, alle hast du mit deinen Geißeln gejagt in deine Unendlichkeit. Und diesen, den du wie keinen gegeißelt, auch ihn hast du dir gezwungen zum Knechte, und siehe, von schäumender Lippe, hinfallend in Krämpfen jauchzt er dir Hosianna zu, das heilige Hosianna, das „durch alle Fegefeuer der Zweifel gegangen“. O wie siegst du in den Menschen, die du leiden läßt, aus Nacht machst du Tag, aus Leiden die Liebe, aus der Hölle holst du dir heiligen Lobgesang. Denn der Leidendste ist der Wissendste aller, und wer um dich weiß, muß dich segnen: und dieser, der dich zutiefst erkannte, siehe, er hat dich wie keiner bezeugt, er hat dich wie keiner geliebt!

Arme Leute

Nein, diese Romanschriftsteller! Statt etwas Nützliches, Angenehmes, Erfreuliches zu schreiben, graben sie allerlei Geheimnisse aus der Verborgenheit aus! . . . Ich würde ihnen geradezu verbieten zu schreiben! Was hat man davon: man liest und versinkt unwillkürlich in Gedanken, und dann kommt einem aller mögliche Unsinn in den Kopf! Wirklich, ich würde ihnen verbieten zu schreiben; einfach ganz und gar verbieten würde ich es ihnen.

Fürst W. F. Odojewski.

Den 8. April.

Meine teure Warwara Alexejewna!

Gestern war ich glücklich, über die Maßen glücklich, unglaublich glücklich! Wenigstens einmal im Leben haben Sie auf mich gehört, Sie Eigensinn! Am Abend so um acht Uhr wachte ich auf (Sie wissen, liebes Kind, daß ich nach dem Dienste gern ein oder zwei Stündchen schlafe), stellte die Kerze auf den Tisch, legte meine Papiere zurecht, machte die Feder rein, hob auf einmal zufällig die Augen in die Höhe – wahrhaftig, das Herz fing mir ordentlich an zu hüpfen! Also haben Sie doch verstanden, was ich wünschte, was mein Herz begehrte! Ich sah ein Eckchen des Rouleaus an Ihrem Fenster zurückgeschlagen und an den Balsaminentopf gehängt, genau so wie ich es Ihnen damals andeutete; und zugleich schien es mir, daß auch Ihr Gesichtchen einen Augenblick am Fenster sichtbar würde, daß auch Sie aus Ihrem Zimmer nach mir hinblickten, daß Sie an mich dächten. Und wie bekümmert war ich darüber, mein Täubchen, daß ich Ihr hübsches Gesichtchen nicht ordentlich unterscheiden konnte! Es hat eine Zeit gegeben, wo auch ich gut sehen konnte, liebes Kind! Das Alter ist keine Freude, meine Teure! Jetzt flimmert es mir immer vor den Augen; wenn ich am Abend ein bißchen gearbeitet und etwas geschrieben habe, so sind mir am andern Morgen gleich die Augen gerötet, und die Tränen fließen mir, so daß ich mich vor Fremden geradezu geniere. Aber vor meinem geistigen Blicke leuchtete Ihr Lächeln auf, mein Engelchen, Ihr gutes, freundliches Lächeln, und in meinem Herzen hatte ich ein ganz ebensolches Gefühl wie damals, als ich Sie küßte, liebe Warwara, – erinnern Sie sich wohl, mein Engelchen? Wissen Sie, mein Täubchen, es schien mir gestern sogar, als drohten Sie mir mit

dem Finger. Stimmt das, Sie Schelmin? Schreiben Sie mir das alles jedenfalls recht ausführlich in Ihrer Antwort!

Nun, und wie denken Sie über unsere Erfindung mit Ihrem Rouleau, liebe Warwara? Allerliebst, nicht wahr? Sitze ich bei der Arbeit, oder lege ich mich schlafen, oder wache ich auf, immer weiß ich, daß auch Sie an mich denken, sich meiner erinnern und selbst gesund und heiter sind. Lassen Sie das Rouleau herunter, so bedeutet das: „Gute Nacht, Makar Alexejewitsch; es ist Zeit, schlafen zu gehen!“ Ziehen Sie es in die Höhe, so bedeutet das: „Guten Morgen, Makar Alexejewitsch, wie haben Sie geschlafen? Wie ist Ihr Befinden, Makar Alexejewitsch? Was mich betrifft, so bin ich, Gott sei Dank, gesund und munter!“ Sehen Sie, mein Herzchen, wie geschickt das ausgedacht ist; da brauchen wir uns gar keine Briefe zu schreiben! Schlau, nicht wahr? Und das ist meine Erfindung! Was meinen Sie, verstehe ich mich auf diese Dinge nicht meisterhaft, Warwara Alexejewna?

Ich vermelde Ihnen, liebe Warwara Alexejewna, daß ich diese Nacht recht gut geschlafen habe, womit ich sehr zufrieden bin. Es war das ganz gegen mein Erwarten, da man ja in neuen Wohnungen nach dem Umzug meist nicht besonders schläft: es ist einem alles nicht so, wie man's haben möchte! Als ich heute aufstand, fühlte ich mich frisch und munter wie ein Falke und war seelenvergnügt! Was ist das heute für ein schöner Morgen, liebes Kind! Bei mir steht das Fenster offen; die liebe Sonne scheint; die Vögelchen zwitschern; die Luft ist von Frühlingsduft erfüllt und die ganze Natur wie neubelebt – na, und auch alles übrige war hier dementsprechend, alles in Ordnung, frühlingsmäßig. Ich habe mich heute sogar recht ange-

nehmen Träumereien überlassen, und diese meine Träumereien bezogen sich alle auf Sie, liebe Warwara. Ich verglich Sie mit einem Vögelchen unter dem Himmel, das zur Freude der Menschen und zur Verschönerung der Natur geschaffen ist. Und dann dachte ich noch, liebe Warwara, daß wir Menschen, die wir in Sorge und Unruhe leben, eigentlich die Vögel unter dem Himmel um ihr sorgloses, unschuldiges, glückliches Dasein beneiden müßten, – na, und dann dachte ich noch manches von derselben Art, dem Ähnliches; das heißt, ich stellte lauter solche kühnen Vergleiche an. Ich habe da ein Büchelchen, liebe Warwara, in dem ist ganz dasselbe, genau dasselbe sehr ausführlich geschildert. Ich schreibe dies deswegen, weil es ja verschiedene Arten von träumerischen Gedanken gibt, liebes Kind. Jetzt ist nun Frühling; da sind auch die Gedanken alle so angenehm und klar und erfinderisch, und es kommen einem zärtliche Phantasien, und man sieht alles in rosigem Lichte. Deswegen habe ich dies alles niedergeschrieben; übrigens habe ich es alles aus dem Büchelchen entnommen. Dort äußert der Verfasser einen ebensolchen Wunsch in Versen und schreibt:

„O, wär ich doch ein Vogel, ein Falke oder Ar!"

Na und so weiter. Da stehen auch sonst noch allerlei Gedanken, die ich weglasse! Aber was ich sagen wollte: wohin gingen Sie denn heute morgen, Warwara Alexejewna? Ich hatte mich noch nicht fertiggemacht, um zum Dienste zu gehen, als Sie schon, wirklich so fröhlich wie ein Vögelchen im Frühling, aus dem Zimmer und über den Hof gingen. Wie freute ich mich, als ich Sie so sah! Ach, liebe Warwara, liebe Warwara! – Grämen Sie sich nur nicht zu sehr; Tränen, sagt das Sprichwort, helfen nicht

gegen das Leid; das weiß ich, liebes Kind, das weiß ich aus Erfahrung. Jetzt haben Sie ja schöne Ruhe, und auch Ihre Gesundheit hat sich ein bißchen gebessert. – Na, was macht Ihre Fedora? Ach, was ist das für eine gute Person! Schreiben Sie mir doch, liebe Warwara, wie Sie mit ihr dort jetzt hausen, und ob Sie mit allem zufrieden sind. Fedora ist ein bißchen brummig; aber stoßen Sie sich daran nicht, liebe Warwara! Das muß man ihr nicht übelnehmen. Sie hat ein so gutes Herz.

Ich habe Ihnen schon von unserer Teresa hier geschrieben; das ist auch ein gutes, treues Wesen. Ich beunruhigte mich so wegen unserer Briefe, wie wir die einander zukommen lassen könnten; und nun hat uns Gott zu unserem Glücke diese Teresa gesandt. Sie ist eine gutherzige, sanfte, schweigsame Person. Aber unsere Wirtin ist geradezu erbarmungslos; sie überlastet sie mit Arbeit wie einen Packesel.

Na, aber in was für eine Räuberhöhle bin ich hier hereingeraten, Warwara Alexejewna! Ist das eine Wohnung! Ich wohnte früher, wie Sie wissen, in vollständiger Abgeschiedenheit, ganz still und friedlich; wenn in meinem Zimmer eine Fliege flog, so konnte man es hören. Hier dagegen ist viel Lärm, Geschrei und Spektakel! Aber Sie wissen ja noch gar nicht, wie das hier alles eingerichtet ist. Stellen Sie sich also einen langen Korridor vor, ganz dunkel und unsauber. Auf seiner rechten Seite ist eine Wand ohne Fenster und Türen, links aber sind lauter Türen und Türen; wie in einem Gasthofe ziehen sie sich in langer Reihe hin. Na also, die dahinter liegenden einzelnen Zimmer werden vermietet, und es wohnen in einem jeden zwei, auch drei Personen. Ob hier Ordnung herrscht, danach fragen Sie nur lieber gar nicht: es ist die reine Arche Noä! Es

scheinen jedoch gute Menschen zu sein; sie sind alle so gebildet, ja gelehrt. Da ist ein Beamter (er ist irgendwo auf literarischem Gebiete tätig), ein sehr belesener Mann; er redet von allem möglichen: von Homer, von Brambäus[1] und von allerlei anderen Schriftstellern; ein kluger Mensch! Auch zwei Offiziere wohnen hier; sie spielen fortwährend Karten. Ferner ein Schiffsfähnrich und ein Lehrer des Englischen. Warten Sie nur, ich werde Ihnen ein Amüsement bereiten, liebes Kind; ich werde sie Ihnen in einem späteren Briefe schildern, das heißt, wie jeder von ihnen beschaffen ist, mit allen Einzelheiten. Unsere Wirtin ist eine sehr kleine, unreinliche alte Frau, die den ganzen Tag über in Pantoffeln und im Negligé umhergeht und den ganzen Tag über auf Teresa schilt. Ich wohne in der Küche, oder es wird weit richtiger sein, wenn ich mich folgendermaßen ausdrücke: neben der Küche ist ein Zimmer (unsere Küche aber ist, wie ich Ihnen bemerken muß, rein, hell und sehr hübsch), ein kleines Zimmerchen, so ein bescheidenes Winkelchen . . . oder noch besser gesagt: die Küche ist groß und dreifenstrig, und da ist nun parallel mit der Seitenwand eine Halbwand gezogen, so daß gewissermaßen noch ein Extrazimmer herauskommt; es ist ganz geräumig und bequem und hat ein Fenster und alles; mit einem Worte: recht behaglich. Na, das ist also mein Winkelchen. Aber glauben Sie nicht, liebes Kind, daß die Sache doch noch so einen geheimen Haken hätte, weil es die Küche ist. Ich wohne ja allerdings eigentlich in der Küche, nur hinter einer Halbwand; aber das macht nichts; ich bin von allen abgesondert und wohne ganz still und ruhig für mich. Ich

[1] Pseudonym des Schriftstellers Senkowski, 1800–1858.

Anmerkung des Übersetzers.

habe mir in meinem Zimmer ein Bett, einen Tisch, eine Kommode und zwei Stühle aufgestellt und ein Heiligenbild aufgehängt. Es gibt freilich auch bessere Wohnungen, vielleicht sogar viel bessere; aber die Bequemlichkeit bleibt doch die Hauptsache, und ich bin ja um der Bequemlichkeit willen hierher gezogen; glauben Sie nicht, daß ich einen andern Grund gehabt hätte. Ihr Fensterchen liegt mir gegenüber, auf der andern Seite des Hofes, und der Hof ist nur schmal; da kann ich Sie denn mitunter flüchtig sehen, und das ist eine Aufheiterung für mich trübseligen Gesellen. Außerdem ist es auch billiger. Das geringste Zimmer kostet hier bei uns mit Beköstigung fünfunddreißig Rubel Papier. Das ist nichts für meinen Beutel! Mein Logis aber kostet mir sieben Rubel Papier und die Beköstigung siebzehn und einen halben Rubel, das macht vierundzwanzig und einen halben Rubel, und früher bezahlte ich dreißig Rubel und mußte mir dabei vieles versagen; Tee trank ich nicht immer, während mir jetzt für Tee und Zucker genug Geld übrigbleibt. Wissen Sie, meine Teure, keinen Tee zu trinken ist einem gewissermaßen peinlich; hier sind alle Mieter ziemlich bemittelt, und da geniert man sich. Ich trinke ihn eigentlich um der andern Leute willen, liebe Warwara, um des anständigen Aussehens, um des guten Tones willen; sonst wäre es mir ganz gleich; ich bin kein Genußmensch. Und rechnen Sie dann noch etwas für Taschengeld (denn dies und das braucht man ja doch, na z. B. ein Paar Stiefel oder ein Kleidungsstück), dann bleibt auch nicht viel übrig. So geht mein ganzes Gehalt darauf. Aber ich murre nicht und bin zufrieden. Mein Gehalt reicht aus. Es hat schon mehrere Jahre ausgereicht; manchmal bekommt man ja auch eine Gratifikation.

Na, nun leben Sie wohl, mein Engelchen. Ich habe ein paar Töpfe mit Balsaminen und Geranium gekauft – sie sind nicht teuer. Aber vielleicht haben Sie auch Reseda gern? Reseda ist auch zu haben; schreiben Sie mir nur; und wissen Sie, schreiben Sie mir nur möglichst ausführlich! Machen Sie sich übrigens nur keine Gedanken über mich, liebes Kind, daß ich ein solches Zimmer gemietet habe. Nein, es ist die Bequemlichkeit gewesen, die mich dazu veranlaßt hat; nur die Bequemlichkeit hat mich dazu verführt. Ich spare mir ja Geld, liebes Kind; ich lege etwas auf die hohe Kante; ich habe schon ein kleines Sümmchen. Achten Sie nicht darauf, daß ich ein so stiller Mensch bin, daß es scheint, eine Fliege könnte mich mit ihrem Flügel umwerfen. Nein, liebes Kind, ich bin nicht schwächlich und besitze durchaus einen Charakter, wie er sich für einen Menschen von ruhiger, fester Sinnesart geziemt. Leben Sie wohl, mein Engelchen! Da habe ich Ihnen nun beinah zwei Briefbogen vollgeschrieben, und es ist die höchste Zeit, daß ich in meinen Dienst gehe. Ich küsse Ihre Fingerchen, liebes Kind, und verbleibe

Ihr ergebenster Diener und treuester Freund

Makar Djewuschkin.

P. S. Eine Bitte: antworten Sie mir möglichst ausführlich, mein Engelchen! Ich schicke Ihnen anbei ein Pfündchen Konfekt, liebe Warwara; verspeisen Sie es mit Gesundheit, und machen Sie sich um Gotteswillen keine Sorgen um mich, und seien Sie mir nicht böse! Nun, also leben Sie wohl, liebes Kind!

Den 8. April.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Wissen Sie wohl, daß ich mich zuletzt doch noch mit Ihnen

ernstlich werde überwerfen müssen? Ich versichere Ihnen, bester Makar Alexejewitsch, daß es mir sehr peinlich ist, Ihre Geschenke anzunehmen. Ich weiß, wie vieles, was Sie selbst notwendig brauchen, Sie sich deswegen versagen und entbehren müssen. Wie oft habe ich Ihnen nicht gesagt, daß mir nichts mangelt, absolut nichts, und daß ich auch außerstande bin, Ihnen die Wohltaten zu vergelten, mit denen Sie mich bisher überschüttet haben. Und wozu schenken Sie mir diese Blumentöpfe? Nun, die Balsaminen, das mag noch angehen; aber wozu auch noch Geranium? Man braucht nur ein unvorsichtiges Wörtchen fallen zu lassen, wie zum Beispiel von diesem Geranium, da gehen Sie gleich hin und kaufen welches; das ist doch gewiß teuer? Aber was hat es für prachtvolle Blüten! Dunkelrot und von so schöner Form! Wo haben Sie dieses allerliebste Geranium nur herbekommen? Ich habe es mitten aufs Fensterbrett gestellt, an den sichtbarsten Platz; auf den Fußboden aber werde ich ein Bänkchen stellen und auf das Bänkchen noch mehr Blumen; lassen Sie mich nur erst selbst reich werden! Fedora kann sich gar nicht genug freuen; unser Zimmer ist jetzt das reine Paradies, alles so sauber und hübsch! Nun und das Konfekt, wozu das noch? Wahrhaftig, als ich Ihren Brief las, habe ich gleich gemerkt, daß da bei Ihnen etwas nicht richtig war: Frühling und Wohlgerüche kommen darin vor, und die Vögelchen zwitschern. Ei, ei, dachte ich, ob da nicht auch noch Verse kommen? Wahrhaftig, es fehlen nur noch Verse in Ihrem Briefe, Makar Alexejewitsch! Zärtliche Empfindungen und rosafarbene Schwärmereien – alles ist da! An das Rouleau habe ich überhaupt nicht gedacht; es ist gewiß von selbst hängen geblieben, als ich die Blumentöpfe umstellte; sehen Sie wohl!

Ach, Makar Alexejewitsch, was Sie auch immer reden mögen, und wie Sie mir auch immer Ihre Ausgaben vorrechnen mögen, um mich zu täuschen und mir zu beweisen, daß Sie alles nur für sich ausgeben, mir können Sie doch nichts verheimlichen und verbergen. Ich sehe klar, daß Sie sich um meinetwillen des Notwendigen berauben. Was ist Ihnen denn nur zum Beispiel eingefallen, daß Sie sich ein solches Logis gemietet haben? Da werden Sie ja doch gestört und belästigt, und Sie haben es eng und unbequem. Sie lieben die Einsamkeit; aber was haben Sie hier für ein Getreibe um sich? Und Sie könnten doch bei Ihrem Gehalte weit besser wohnen. Fedora sagt, Sie hätten früher unvergleichlich viel besser gewohnt als jetzt. Haben Sie denn wirklich Ihr ganzes Leben so verbracht, in solcher Abgeschiedenheit, unter Entbehrungen, freudlos, ohne ein freundschaftliches, herzliches Wort, in einem gemieteten Zimmerchen bei fremden Leuten? Ach, mein bester Freund, wie leid tun Sie mir! Schonen Sie wenigstens Ihre Gesundheit, Makar Alexejewitsch! Sie sagen, daß Sie schwache Augen haben; so schreiben Sie doch nicht bei Kerzenlicht! Wozu tun Sie denn das? Ihr Diensteifer wird Ihren Vorgesetzten gewiß auch ohne das bekannt sein.

Noch einmal bitte ich Sie inständig, nicht so viel Geld für mich auszugeben. Ich weiß, daß Sie mich lieben; aber Sie sind selbst nicht reich ... Heute bin ich ebenfalls vergnügt aufgestanden. Es war mir so froh zumute. Fedora arbeitete schon lange und hatte auch mir eine Arbeit verschafft. Ich freute mich so darüber; ich ging nur aus, um Seide zu kaufen, und setzte mich dann an die Arbeit. Den ganzen Vormittag war mir so leicht ums Herz; ich war so heiter! Aber jetzt sind wieder lauter schwarze, traurige Gedanken da, und das Herz tut mir weh.

Ach, was wird noch aus mir werden, welches wird mein Schicksal sein? Es ist eine gar zu drückende Empfindung, daß ich in solcher Ungewißheit lebe, daß ich gar keine gesicherte Zukunft habe, daß ich nicht einmal ahnen kann, was mir bevorsteht. Und der Rückblick auf die Vergangenheit ist schrecklich. Da liegt so viel Leid, daß mir bei der bloßen Erinnerung das Herz bricht. Mein Leben lang werde ich unter Tränen mich über die bösen Menschen beklagen, die mich zugrunde gerichtet haben!

Es wird dunkel. Ich muß mich wieder an die Arbeit machen. Ich hätte Ihnen gern noch über vieles geschrieben; aber ich habe keine Zeit; die Arbeit muß zu einem bestimmten Termine fertig sein. Ich muß mich beeilen. Briefe sind ja gewiß etwas sehr Hübsches; es ist einem dann gleich nicht so öde und langweilig zumute. Aber warum kommen Sie niemals selbst zu uns? Warum tun Sie das nicht, Makar Alexejewitsch? Sie haben es ja doch jetzt nah, und etwas freie Zeit werden Sie doch auch manchmal erübrigen können. Bitte, kommen Sie! Ich habe Ihre Teresa gesehen. Sie scheint recht krank zu sein; sie tat mir leid, und ich gab ihr zwanzig Kopeken. Ja! Beinah hätte ich es vergessen: schreiben Sie mir doch möglichst ausführlich alles, wie es Ihnen geht, und wie Sie leben. Was für Leute haben Sie da um sich, und leben Sie mit ihnen in gutem Einvernehmen? Ich möchte das gern alles wissen. Denken Sie daran, und schreiben Sie es mir jedenfalls! Heute werde ich absichtlich eine Ecke des Rouleaus zurückschlagen. Legen Sie sich nur recht früh schlafen; gestern habe ich noch bis Mitternacht bei Ihnen Licht gesehen. Nun leben Sie wohl! Heute herrscht bei mir Melancholie und Kummer und Traurigkeit. Das

ist nun einmal die Signatur dieses Tages. Leben Sie wohl!

Ihre
Warwara Dobroselowa.

Den 8. April.

Geehrtes Fräulein Warwara Alexejewna!

Ja, liebes Kind, ja, meine Teure, es ist mir armem Menschen wieder einmal ein unerfreulicher Tag beschieden gewesen! Ja, Sie haben mich alten Mann zum besten gehabt, Warwara Alexejewna! Aber ich bin selbst daran schuld, ganz allein daran schuld! Ich hätte mich auf meine alten Tage mit meinen paar Haaren auf dem Kopfe nicht auf bedenkliche Liebschaften einlassen sollen ... Und ich will noch das sagen, liebes Kind: der Mensch ist manchmal wunderlich, sehr wunderlich. Und, all ihr lieben Heiligen! wovon fängt er dann nicht mitunter an zu reden! Aber was kommt dabei heraus, was ist das Resultat? Ein Resultat hat es gar nicht, und herauskommen tut dabei ein solcher Unsinn, daß uns Gott behüten möge! Ich errege mich deswegen nicht übermäßig, liebes Kind; es ist mir nur verdrießlich, an all das zurückzudenken, und ich ärgere mich, daß ich Ihnen einen so blumenreichen, dummen Brief geschrieben habe. Auch zum Dienste ging ich heute mit einem geckenhaften Gefühl des Stolzes; ein solcher heller Glanz erfüllte mein Herz. Meine Seele war ohne allen Grund ganz feiertäglich gestimmt; es war mir so froh zumute! Ich machte mich mit Eifer an die Akten – und was wurde dann aus dieser ganzen Stimmung? Sowie ich um mich blickte, war alles wie früher, trüb und grau. Da waren dieselben Tintenflecke, dieselben Tische und Akten, und auch ich selbst war ganz derselbe; ich

war vollständig derselbe geblieben, der ich gewesen war, – also was hatte ich für einen Grund gehabt, auf dem Pegasus herumzureiten? Und woher war das alles gekommen? Daher, daß sich die Sonne zeigte und der Himmel sich blau gefärbt hatte! Nur daher! Und wie kann man da von Wohlgerüchen des Frühlings reden, wenn auf unserm Hofe unter unsern Fenstern alles mögliche herumliegt! Also war mir das alles nur dummerweise so vorgekommen. Aber es passiert dem Menschen ja manchmal, daß er sich in seinen eigenen Gefühlen irrt und Unsinn zusammenschwatzt. Der Grund dafür ist kein anderer als eine übermäßige dumme Glut des Herzens. Nach Hause ging ich nicht sowohl, sondern schleppte mich vielmehr nur so; ich hatte ohne eigentlichen Grund Kopfschmerzen bekommen; es kam also eben immer eins zum andern. Ich hatte wohl Zug in den Rücken bekommen. Ich Dummkopf hatte mich über den Frühling gefreut und war im leichten Mantel ausgegangen. Aber hinsichtlich meiner Gefühle haben Sie sich geirrt, meine Beste! Den Ausdruck derselben haben Sie völlig falsch aufgefaßt. Was mich erfüllt, ist ein väterliches Wohlwollen, nur ein rein väterliches Wohlwollen, Warwara Alexejewna; denn infolge Ihrer traurigen Verwaistheit nehme ich bei Ihnen die Stelle eines leiblichen Vaters ein; das sage ich aus tiefster Seele, aus reinem Herzen, unter Berufung auf unsere Verwandtschaft. Wie es auch damit stehen mag, bin ich doch ein entfernter Verwandter von Ihnen; und mag auch unsere Verwandtschaft noch so weitläufig sein, so bin ich doch immerhin Ihr Verwandter und jetzt Ihr nächster Verwandter und Beschützer; denn dort, wo Sie das nächste Recht hatten, Schutz und Beistand zu finden, haben Sie nur Verrat und Kränkung gefunden. Was aber die Verse betrifft, so muß

ich Ihnen sagen, liebes Kind, daß es sich für mich auf meine alten Tage nicht schickt, mich noch mit dem Versemachen abzugeben. Verse sind dummes Zeug! Für Versemachen bekommen heutzutage in den Schulen die Kinder sogar Schläge ... sehen Sie, so steht das, meine Teuerste.

Was schreiben Sie mir da von Bequemlichkeit, Warwara Alexejewna, und von Ruhe und allerlei solchen Dingen? Liebes Kind, ich bin nicht wählerisch und mäklerisch und habe nie besser gelebt als jetzt; also warum sollte ich jetzt auf meine alten Tage anspruchsvoll werden? Ich esse mich satt und habe Kleider auf dem Leibe und Schuhe an den Füßen, und wozu sollte ich mir irgendwelche besonderen Vergnügungen zuwenden? Ich bin nicht von gräflicher Herkunft! Mein Vater war kein Adliger und hatte mit seiner ganzen Familie eine geringere Einnahme als ich. Ich bin nicht verwöhnt! Übrigens war, die Wahrheit zu sagen, in meiner alten Wohnung alles unvergleichlich viel besser; es war freier, liebes Kind. Allerdings ist auch meine jetzige Wohnung gut, sogar in mancher Beziehung vergnüglicher und, man kann sagen, abwechselungsreicher; ich sage nichts gegen sie; aber doch denke ich mit Bedauern an die alte zurück. Ich bin eben ein alter, das heißt wenigstens schon ein bejahrter Mann! Da gewöhnt man sich an alte Dinge, als ob sie mit einem verwandt wären. Wissen Sie, die Wohnung war ja nur klein; die Wände waren ... na, was ist da zu sagen! ... Die Wände waren so, wie alle Wände sind; um die handelt es sich jedoch nicht; aber die Erinnerung an mein ganzes früheres Leben dort stimmt mich wehmütig. Sonderbar: es war eine schwere Zeit für mich, und doch ist die Erinnerung daran gewissermaßen angenehm. Selbst das, was schlecht war, und worüber ich mich manch-

mal ärgerte, auch das wird in der Erinnerung sozusagen von dem Schlechten gesäubert und tritt in reizvoller Gestalt vor meine Einbildungskraft. Wir führten ein stilles Leben, liebe Warwara, ich und meine alte Wirtin, die nun tot ist. Auch an diese meine Alte denke ich jetzt mit einem Gefühle der Trauer zurück! Sie war eine brave Frau und nahm mir für die Wohnung nicht viel ab. Sie pflegte immer aus allerlei Stoffresten mit ellenlangen Stricknadeln Bettdecken zu stricken; das war ihre einzige Beschäftigung. Beleuchtung hielt ich mir mit ihr gemeinsam, und daher arbeiteten wir an ein und demselben Tische. Sie hatte eine Enkelin namens Mascha; ich habe sie noch als ein kleines Kind in der Erinnerung; jetzt wird sie ein Mädchen von dreizehn Jahren sein. Sie war ein so mutwilliges, lustiges Ding; immer brachte sie uns zum Lachen; so lebten wir zu dreien zusammen. An langen Winterabenden pflegten wir uns an den runden Tisch zu setzen, Tee zu trinken und uns dann an die Arbeit zu machen. Die alte Frau aber erzählte manchmal Märchen, damit Mascha sich nicht langweilen und Possen treiben möchte. Und was waren das für Märchen! Da konnte nicht nur ein Kind, sondern auch ein vernünftiger, verständiger Mensch mit Interesse zuhören. Und ob! Ich selbst zündete mir manchmal eine Pfeife an und hörte so eifrig zu, daß ich die Arbeit darüber vergaß. Die Kleine aber, unser Wildfang, wurde ganz nachdenklich; sie stützte ihr rosiges Bäckchen auf die Hand, öffnete ihr hübsches Mündchen, und wenn es ein Märchen zum Fürchten war, schmiegte sie sich ganz dicht an die alte Frau an. Uns aber war es eine Freude, sie anzusehen; wir beachteten es gar nicht, wie das Licht herunterbrannte, und hörten es nicht, wie manchmal draußen der Wind heulte und der Schnee-

sturm wütete. Wir führten ein angenehmes Leben, liebe Warwara; und so verlebten wir beinahe zwanzig Jahre zusammen. – Aber da bin ich ins Schwatzen hineingekommen! Ihnen gefällt ein solches Thema vielleicht nicht, und auch für mich hat die Erinnerung etwas Melancholisches, besonders jetzt: es ist Dämmerzeit. Teresa wirtschaftet mit irgend etwas geräuschvoll herum; ich habe Kopfschmerzen, und auch der Rücken tut mir ein bißchen weh; ja, auch meine Gedanken sind von so wunderlicher Art, als ob sie mir ebenfalls weh täten; es ist mir heute traurig zumute, liebe Warwara! – Was schreiben Sie mir da, meine Teure? Wie kann ich denn zu Ihnen kommen? Was würden die Leute sagen, mein Täubchen? Ich müßte doch über den Hof gehen, und unsere Hausgenossen würden es bemerken und Nachforschungen anstellen, – es würde Gerede und Klatscherei geben; sie würden der Sache einen falschen Sinn beilegen. Nein, mein Engelchen, es ist schon besser, wenn ich Sie morgen bei der Abendmesse wiedersehe; das wird vernünftiger und für uns beide unschädlicher sein. Seien Sie mir nur nicht böse, liebes Kind, daß ich Ihnen einen solchen Brief geschrieben habe; ich habe ihn soeben noch einmal durchgelesen und dabei gesehen, daß alles zusammenhangslos ist. Ich bin ein alter Mensch ohne gelehrte Bildung, liebe Warwara; in meiner Jugend habe ich nicht allzuviel gelernt, und jetzt würde in meinen Kopf nichts mehr hineingehen, wenn ich von neuem anfinge zu lernen. Ich bekenne, liebes Kind, daß ich kein Meister in der Schilderung bin, und weiß, ohne daß mich jemand darauf hinweist und verspottet, daß, wenn ich etwas Amüsantes schreiben will, nur Unsinn herauskommt. – Ich sah Sie heute am Fenster; ich sah, wie Sie das Rouleau herunterließen. Leben Sie wohl,

leben Sie wohl, Gott behüte Sie! Leben Sie wohl, Warwara Alexejewna!

Ihr uneigennütziger Freund

Makar Djewuschkin.

P. S. Satiren werde ich jetzt über niemand schreiben, meine Teuerste. Ich bin zu alt geworden, liebe Warwara Alexejewna, um ohne Not die Zähne zu fletschen! Man würde sich auch über mich lustig machen, nach dem russischen Sprichworte: wer einem andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Den 9. April.

Geehrter Herr Makar Aléxejewitsch!

Aber schämen Sie sich denn nicht, mein Freund und Wohltäter Makar Alexejewitsch, sich Ihren melancholischen Launen in dieser Weise hinzugeben? Haben Sie sich wirklich beleidigt gefühlt? Ach, ich bin oft unvorsichtig; aber ich hätte doch nicht gedacht, daß Sie meine Worte als spöttischen Scherz auffassen würden. Seien Sie überzeugt, daß ich es niemals wagen würde, über Ihre Jahre und Ihren Charakter zu spotten. Das ist alles nur infolge meiner Unbedachtsamkeit geschehen, und besonders weil ich in so melancholischer Stimmung war, und was tut man nicht alles in solcher Stimmung! Ich habe meinerseits gedacht, Sie selbst hätten sich in Ihrem Briefe ein bißchen lustig machen wollen. Ich bin furchtbar traurig geworden, als ich sah, daß Sie mit mir unzufrieden sind. Nein, mein bester Freund und Wohltäter, Sie irren sich, wenn Sie mich im Verdacht der Gefühllosigkeit und Undankbarkeit haben. Ich weiß in meinem Herzen sehr wohl all das zu schätzen, was Sie für mich getan haben, indem Sie mich gegen schlechte Menschen

und deren Haß und Verfolgungen schützten. Ich werde lebenslänglich für Sie beten, und wenn mein Gebet zu Gott gelangt und der Himmel es erhört, so werden Sie glücklich sein.

Ich fühle mich heute sehr unwohl. Ich habe abwechselnd Fieberhitze und Schüttelfrost. Fedora ängstigt sich sehr um mich. Sie genieren sich ganz ohne Grund, zu uns zu kommen, Makar Alexejewitsch. Was geht das andre Leute an! Sie sind mit uns bekannt, das genügt! ... Leben Sie wohl, Makar Alexejewitsch! Mehr zu schreiben habe ich jetzt nicht, und ich könnte es auch nicht: ich bin sehr unwohl. Ich bitte Sie noch einmal, mir nicht zu zürnen und von der steten Hochachtung und Anhänglichkeit überzeugt zu sein, mit denen ich die Ehre habe zu verbleiben

Ihre ergebenste, gehorsamste

Warwara Dobroselowa.

Den 12. April.

Geehrtes Fräulein Warwara Alexejewna!

Ach, liebes Kind, was machen Sie für Geschichten! Sie jagen mir ja jedesmal einen solchen Schreck ein. Ich schreibe Ihnen in jedem Briefe, Sie möchten sich in acht nehmen, sich warm anziehen, bei schlechtem Wetter nicht ausgehen und in jeder Hinsicht vorsichtig sein; aber Sie hören nicht auf mich, mein Engelchen! Ach, mein Täubchen, Sie sind ja noch das reine Kind! Sie sind ja so schwächlich, so schwächlich wie ein Strohhalm; das weiß ich. Wenn nur ein bißchen Wind weht, dann werden Sie gleich krank. Darum sollten Sie sich in acht nehmen, selbst auf Ihre Gesundheit bedacht sein, die Gefahr vermeiden und nicht Ihren Freunden Kummer und Sorge machen.

Sie drückten den Wunsch aus, liebes Kind, Näheres über

meine Lebensweise und über meine ganze Umgebung zu erfahren. Mit Freuden beeile ich mich, Ihren Wunsch zu erfüllen, meine Teuerste. Ich fange vom Anfang an, liebes Kind; dann wird mehr Ordnung in meiner Darstellung sein. Erstens also, in unserm Hause ist die Treppe beim Vordereingang sehr passabel: sie ist rein, hell und breit, alles von Eisen und Mahagoni. Fragen Sie mich dagegen nicht nach der Hintertreppe: das ist eine feuchte, schmutzige Wendeltreppe; die Stufen sind ausgetreten und die Wände so schmierig, daß die Hand daran kleben bleibt, wenn man sie anfaßt. Auf jedem Absatz stehen zerbrochene Kasten, Stühle und Schränke; alte Lappen hängen zum Trocknen da; die Fensterscheiben sind zerschlagen; es stehen Kübel mit allerlei Unreinigkeiten umher: mit Schmutz, Kehricht, Eierschalen und Fischblasen; es herrscht ein übler Geruch ... kurz, es ist nicht schön.

Die Lage der Zimmer habe ich Ihnen bereits beschrieben; man kann nicht anders sagen, sie ist bequem, das ist die Wahrheit; aber es ist in ihnen eine drückende Luft, das heißt, nicht eigentlich daß es schlecht röche, sondern es ist, wenn man sich so ausdrücken kann, ein etwas fauliger, scharf-süßlicher Geruch. Der erste Eindruck davon ist ein unangenehmer; aber das hat nichts zu besagen; man braucht sich nur ein paar Minuten bei uns aufzuhalten, dann geht dieser Eindruck vorüber, und man spürt nicht einmal, wie er vorübergeht; denn man fängt selbst an so zu riechen, und die Hände riechen so und alles, was man an sich hat, – na, und da gewöhnt man sich daran. Aber Zeisige können bei uns nicht leben, sondern sterben bald. Der Schiffsfähnrich hat schon den fünften gekauft; aber sie vertragen unsere Luft nicht, dagegen ist nichts zu machen. Unsere Küche ist groß,

geräumig und hell. Allerdings ist vormittags etwas Fettdunst darin, wenn Fisch oder Rindfleisch gebraten wird, und auch sonst geht es beim Wirtschaften nicht ohne üblen Geruch ab; dafür ist sie am Abend das reine Paradies. In der Küche hängt bei uns immer alte Wäsche auf Leinen; und da mein Zimmer nicht weit davon ist oder eigentlich einen Teil der Küche bildet, so stört mich der Wäschegeruch ein wenig; aber das tut nichts: mit der Zeit werde ich mich schon daran gewöhnen.

Ganz früh am Morgen, liebe Warwara, beginnt bei uns ein unruhiges Treiben; die Mieter stehen auf, gehen umher und poltern. Es stehen nämlich alle auf, die in den Dienst müssen, manche aber auch aus eigenem Antriebe; und alle machen sich daran, ihren Tee zu trinken. Die Samoware, die in der Wohnung vorhanden sind, gehören größtenteils der Wirtin; es sind ihrer nur wenige, und daher müssen wir alle eine bestimmte Reihenfolge einhalten; und wer mit seiner Teekanne aus der Reihe fällt, dem wird gleich der Kopf gewaschen. Das ist denn auch mir das erstemal begegnet . . . aber es hat keinen Zweck, mehr davon zu schreiben! Beim Teetrinken bin ich denn auch mit allen bekannt geworden. Der erste, mit dem ich bekannt wurde, war der Schiffsfähnrich; das ist ein offenherziger Mensch, der mir gleich alles mögliche erzählte: von seinem Vater, von seiner Mutter, von seiner Schwester, daß sie mit einem Kreisassessor in Tula verheiratet ist, und von Kronstadt. Er versprach mir seine Protektion in jeder Hinsicht und lud mich sogleich ein, am Abend mit ihm Tee zu trinken. Ich fand ihn in dem Zimmer, wo bei uns gewöhnlich Karte gespielt wird. Dort wurde mir Tee gereicht, und sie wollten durchaus, ich sollte mit ihnen Hasard spielen. Ob sie sich über mich lustig machten

oder nicht, das weiß ich nicht; aber sie selbst spielten bis spät in die Nacht hinein ununterbrochen, und auch als ich eintrat, waren sie im Spiel begriffen. Der Tisch war voll Karten und Kreide, und im ganzen Zimmer war ein solcher Rauch, daß er einem in die Augen biß. Aber ich ließ mich auf das Mitspielen nicht ein, und sie sagten mir sogleich, ich spräche wie ein Philosoph. Darauf redete die ganze Zeit über niemand mehr mit mir, was mir, die Wahrheit zu sagen, ganz lieb war. Jetzt gehe ich nicht mehr zu ihnen hin; sie spielen immer nur Hasard, nichts als Hasard! Aber bei dem Beamten, der auf literarischem Gebiete tätig ist, finden ebenfalls abends Zusammenkünfte statt. Na, bei dem geht es nett, bescheiden, harmlos und taktvoll zu; dort herrscht in allem ein feiner Geschmack.

Beiläufig teile ich Ihnen, liebe Warwara, noch mit, daß unsere Wirtin ein ganz gräßliches Weib ist, die reine Hexe. Sie haben Teresa gesehen; na, in der Tat, was ist sie für ein armseliges Wesen! Mager wie ein gerupftes, schwindsüchtiges Hühnchen! Dienstboten sind in der Wohnung nur zwei vorhanden: Teresa und Faldoni, der Hausdiener der Wirtin. Ich weiß nicht, vielleicht hat er noch einen andern Namen; aber auf diesen hört er, und so rufen ihn denn auch alle. Er ist ein Finne, rothaarig, krummgewachsen, stülpnasig, ein grober Mensch; er schimpft Teresa fortwährend und prügelt sie beinahe. Im allgemeinen muß ich sagen, daß das Leben hier mir nicht in jeder Beziehung zusagt. Daß abends alle sich gleichzeitig schlafen legten und ruhig würden, das kommt niemals vor. Stets sitzen sie irgendwo noch auf und spielen, und manchmal kommen Dinge vor, die man anständigerweise gar nicht erzählen kann. Jetzt habe ich mich indessen schon daran gewöhnt; aber ich wun-

dere mich, wie verheiratete Leute in einem solchen Sodom und Gomorra leben können. Eine ganze arme Familie hat unserer Wirtin ein Zimmer abgemietet; dieses liegt aber nicht in einer Reihe mit den andern, sondern auf der andern Seite, in der Ecke, abgesondert. Es sind friedliche Leute! Niemand bekommt etwas von ihnen zu hören. Sie hausen in einem einzigen Zimmerchen, das durch eine Halbwand geteilt ist. Er ist ein stellenloser Beamter, der vor ungefähr sechs Jahren aus irgendwelchem Grunde seine Stelle verloren hat. Sein Familienname ist Gorschkow; er ist ein kleiner, grauhaariger Mann; er geht immer in einem so vollgefetteten, abgetragenen Rocke, daß es ein Schmerz ist, ihn anzusehen; er ist viel schlechter gekleidet als ich! So ein kläglicher, schwächlicher Mensch ist er (ich begegne ihm manchmal auf dem Korridor); die Knie zittern ihm und die Hände und der Kopf auch, ob infolge einer Krankheit, mag Gott wissen; er ist schüchtern, fürchtet sich vor allen und schleicht immer so an der Seite hin. Ich bin ja auch manchmal schüchtern, aber er ist es in noch viel höherem Grade. Seine Familie besteht aus seiner Frau und drei Kindern. Das älteste, ein Knabe, artet ganz nach dem Vater und sieht ebenso schwindsüchtig aus. Die Frau muß einmal sehr hübsch gewesen sein, das merkt man auch jetzt noch; die Arme geht immer in ganz jämmerlichen Lumpen. Sie sind, wie ich gehört habe, der Wirtin die Miete schuldig, und diese behandelt sie nicht sehr freundlich. Ich habe auch gehört, daß Gorschkow irgendwelche Unannehmlichkeiten hat, infolge deren er auch seiner Stelle verlustig gegangen ist: ob es sich nun um einen Prozeß handelt oder um eine gerichtliche Anklage oder um eine Disziplinaruntersuchung, das kann ich Ihnen nicht zuverlässig sagen. Sie sind arm, bitter arm, Herr du mein

Gott! In ihrem Zimmer ist es immer ganz still und ruhig, als ob niemand darin wohnte. Selbst die Kinder sind nicht zu hören. Daß sie einmal mutwillig wären oder spielten, kommt gar nicht vor, und das ist ein schlimmes Zeichen. Einmal traf es sich abends, daß ich an ihrer Tür vorbeikam; es war in jenem Augenblicke gerade ungewöhnlich still in der ganzen Wohnung; da hörte ich ein Schluchzen, dann ein Flüstern, dann wieder Schluchzen, als ob da jemand weinte, aber so leise und kläglich, daß mir beinahe das Herz brach und ich dann den Gedanken an diese armen Leute bis in die Nacht hinein nicht los wurde, so daß ich nicht einmal ordentlich einschlafen konnte.

Nun leben Sie wohl, meine teuerste Freundin, liebe Warwara! Ich habe Ihnen alles beschrieben, so gut ich es verstand. Heute denke ich den ganzen Tag immer nur an Sie. Ich habe mir um Sie das Herz ganz zergrämt, meine Beste. Ich weiß ja doch, mein liebes Seelchen, daß Sie keinen warmen Mantel haben. Und nun dieses Petersburger Frühjahrswetter, dieser Wind, dieser Regen, mit Schnee vermischt, – davon kann man den Tod haben, liebe Warwara! Das ist eine „schöne, gesunde Luft", vor der Gott einen behüten möge! Nehmen Sie mir mein Geschreibsel nicht übel, mein Seelchen; auf Stil verstehe ich mich nicht, liebe Warwara, absolut nicht. Wenn es doch nur der Fall wäre! Ich schreibe, was mir gerade in den Sinn kommt, bloß um Sie ein bißchen aufzuheitern. Ja, wenn ich ordentlich etwas gelernt hätte, das wäre ein ander Ding; aber was habe ich denn gelernt? Mein Schulunterricht hat kaum ein paar Groschen gekostet.

Stets Ihr treuer Freund

Makar Djewuschkin.

Den 25. April.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Heute bin ich meiner Kusine Sascha begegnet! Es ist entsetzlich! Auch sie wird zugrunde gehen, die Arme! Auch habe ich von andrer Seite gehört, daß Anna Fjodorowna mir immer noch nachspürt. Es scheint, daß sie nie aufhören wird, mich zu verfolgen. Sie sagt, sie wolle „mir verzeihen" und alles Vergangene vergessen, und sie werde mich jedenfalls einmal selbst besuchen. Sie sagt, Sie seien gar nicht mit mir verwandt; sie sei meine nächste Verwandte; Sie hätten kein Recht, sich in unsere Familienangelegenheiten hineinzumischen; es schicke sich nicht, daß ich von Ihren Wohltaten lebte und mich von Ihnen unterstützen ließe; ich müßte mich schämen, das zu tun. Sie sagt, ich hätte die Gastfreundschaft vergessen, die ich bei ihr genossen hätte; sie habe mich und meine Mutter vielleicht vor dem Hungertode gerettet; sie habe uns Essen und Trinken gegeben und sich mehr als zweiundeinhalbes Jahr lang für uns Ausgaben gemacht; und zu dem allen habe sie uns noch eine Schuld erlassen. Auch von meiner Mutter hat sie sich nicht entblödet Übles zu reden! Aber wenn meine arme Mutter wüßte, was diese Leute mir angetan haben! Gott hat es gesehen! ... Anna Fjodorowna sagt, ich hätte es aus Dummheit nicht verstanden, mein Glück festzuhalten; sie selbst habe mir den Weg zu meinem Glücke gezeigt; an allem übrigen trage sie keine Schuld, und ich selbst hätte es nicht verstanden, meine Ehre zu schützen, oder es vielleicht auch nicht gewollt. Aber wer trägt denn die Schuld, großer Gott! Sie sagt, Herr Bykow habe ganz recht, und man könne nicht eine jede heiraten, die ... aber wozu das schreiben! Es ist schrecklich, solche Unwahrheiten anzuhören, Makar Alexejewitsch! Ich

weiß nicht, was heute mit mir ist. Ich zittere und weine und schluchze; zu diesem Briefe an Sie habe ich schon zwei Stunden gebraucht. Ich hatte geglaubt, daß sie wenigstens das Unrecht einsähe, das sie mir angetan hat; und nun benimmt sie sich so! – Um Gottes willen, beunruhigen Sie sich nicht um mein Befinden, mein einziger aufrichtiger Freund! Fedora übertreibt alles: ich bin nicht krank. Ich habe mich gestern nur ein bißchen erkältet, als ich nach dem Wolkowski-Kirchhof gegangen war, um für meine Mutter eine Seelenmesse halten zu lassen. Warum sind Sie nicht mitgekommen? Ich hatte Sie doch so darum gebeten. Ach, meine arme, arme Mutter, wenn du aus dem Grabe aufständest und sähest, was man mit mir gemacht hat! . .'.

W. D.

Den 20. Mai.

Mein Täubchen, liebe Warwara!

Ich schicke Ihnen ein paar Weintrauben, mein Herzchen; man sagt, die seien gut für Rekonvaleszenten, und auch der Arzt empfiehlt sie zur Stillung des Durstes; essen Sie sie also lediglich als Mittel gegen den Durst! Sie sagten neulich, Sie möchten gern ein paar Röschen haben, liebes Kind; also da schicke ich Ihnen jetzt welche. Haben Sie auch Appetit, mein Herzchen? Das ist die Hauptsache. Gott sei Dank übrigens, daß alles vorüber und zu Ende ist, und daß unser Unglück ebenfalls vollständig ein Ende nimmt. Dafür wollen wir dem Himmel danken! Aber was Bücher anlangt, so kann ich augenblicklich nirgends welche bekommen. Es hat hier einer der Mieter ein Buch, das soll gut sein, in sehr hohem Stil geschrieben; ich selbst habe es nicht gelesen; aber es wird hier sehr gelobt. Ich habe darum gebeten, und der

Eigentümer hat mir versprochen, es mir zu überlassen. Aber werden Sie es auch lesen? Sie sind in dieser Hinsicht wählerisch, und es ist schwer, Ihren Geschmack zu treffen; ich kenne Sie ja, mein Täubchen; Sie wollen gewiß lauter Poesie haben, in der von Seufzern und Liebe die Rede ist; na, ich werde Ihnen auch Poesie verschaffen, alles werde ich Ihnen verschaffen; es existiert hier ein Heft mit lauter Abschriften von Gedichten.

Mir für meine Person geht es gut. Bitte, beunruhigen Sie sich um mich nicht, liebes Kind! Was Fedora Ihnen über mich gesagt hat, das ist alles dummes Zeug; sagen Sie ihr nur, sie habe gelogen; sagen Sie ihr das nur ja, der Klatschbase! Es ist ganz und gar nicht wahr, daß ich meinen neuen Dienstanzug verkauft hätte. Und sagen Sie selbst, warum sollte ich das tun? Es heißt, ich würde eine Gratifikation von vierzig Rubeln Silber erhalten; also warum sollte ich da etwas verkaufen? Beunruhigen Sie sich nicht, liebes Kind; sie ist zu argwöhnisch, Ihre Fedora, sie ist zu argwöhnisch. Wir werden noch ein vergnügtes Leben führen, mein Täubchen! Werden Sie nur erst wieder gesund, mein Engelchen; ich bitte Sie inständig, werden Sie wieder gesund, und betrüben Sie mich alten Mann nicht! Wer hat Ihnen das gesagt, daß ich mager geworden wäre? Verleumdung, wieder Verleumdung! Ich bin gesund wie ein Fisch im Wasser und so dick geworden, daß ich mich ordentlich schäme; ich bin wohlgenährt und mit meinem Befinden völlig zufrieden; wenn Sie nur erst wieder ganz gesund wären! Na, nun leben Sie wohl, mein Engelchen; ich küsse alle Ihre Fingerchen und verbleibe

Ihr lebenslänglich unwandelbarer Freund

Makar Djewuschkin.

P. S. Ach, mein Herzchen, was haben Sie da nur wieder geschrieben! Was ist das für ein toller Einfall! Wie kann ich denn so oft zu Ihnen kommen, liebes Kind? Wie ist das nur möglich, frage ich Sie. Soll ich etwa die Dunkelheit der Nacht benutzen? Aber es gibt ja jetzt in dieser Jahreszeit kaum Nächte. Ich habe Sie ja so schon während Ihrer ganzen Krankheit und Bewußtlosigkeit fast gar nicht verlassen, mein liebes Kind, mein Engelchen; ich weiß selbst nicht mehr, wie ich das fertigbekommen habe. Aber dann habe ich aufgehört zu Ihnen zu kommen; denn die Leute wurden neugierig und fingen an, sich zu erkundigen. Es war hier sowieso schon ein Gerede entstanden. Auf Teresa kann ich mich verlassen; die ist nicht schwatzhaft; aber sagen Sie selbst, liebes Kind, was soll daraus werden, wenn sie alles über uns erfahren? Was werden sie dann denken und sagen? Also nehmen Sie sich einmal zusammen, liebes Kind, und warten Sie bis zu Ihrer völligen Wiederherstellung; dann wollen wir uns irgendwo außerhalb des Hauses ein Rendezvous geben.

Den 1. Juni.

Liebster Makar Alexejewitsch!

Ich möchte Ihnen so gern etwas Angenehmes erweisen, Ihnen eine Freude machen, zum Danke für alle Ihre Mühe und Sorge um mich und für alle Ihre Liebe zu mir, daß ich mich schließlich entschlossen habe, zur Vertreibung der Langenweile in meiner Kommode herumzuwühlen und mein Heft hervorzusuchen, das ich Ihnen denn hierbei schicke. Ich begann es noch in der glücklichen Zeit meines Lebens niederzuschreiben. Sie haben oft mit teilnahmsvollem Interesse nach meinem früheren Leben gefragt, nach meiner Mutter,

nach Pokrowski, nach meinem Aufenthalte bei Anna Fjodorowna und endlich nach dem Unglück, das mich unlängst betroffen hat, und haben so lebhaft dieses Heft zu lesen gewünscht, in dem ich infolge eines wunderlichen Einfalls einige Momente aus meinem Leben aufgezeichnet habe, daß ich Ihnen durch die Zusendung desselben ein großes Vergnügen zu machen hoffe. Mich dagegen hat es ganz traurig gestimmt, als ich es jetzt wieder durchlas. Mir scheint, daß ich seit der Zeit, wo ich in diesem Hefte die letzte Zeile niederschrieb, noch einmal so alt geworden bin. Alles dies ist zu verschiedenen Zeiten geschrieben. Leben Sie wohl, Makar Alexejewitsch! Ich langweile mich jetzt schrecklich und leide oft an Schlaflosigkeit. Eine sehr langweilige Rekonvaleszenz!

W. D.

I

Ich war erst vierzehn Jahre alt, als mein Vater starb. Meine Kindheit war die glücklichste Zeit meines Lebens. Sie begann nicht hier, sondern weit von hier, in der Provinz, in ländlicher Stille. Mein Vater war der Verwalter des gewaltigen Besitztums des Fürsten P. im Gouvernement T. Wir wohnten auf einem der Güter des Fürsten und lebten still, ruhig und glücklich. Ich war ein richtiger kleiner Wildfang; manchmal tat ich den ganzen Tag über nichts anderes als auf den Feldern, im Walde und im Garten umherlaufen; kein Mensch kümmerte sich um mich. Mein Vater hatte ununterbrochen mit seinen Geschäften zu tun, und meine Mutter wurde durch die Wirtschaft in Anspruch genommen. Unterricht erhielt ich keinen und war darüber sehr froh. Manchmal lief ich schon am frühen Morgen an den Teich oder in den Wald oder zum Heumähen oder zu

den Schnittern, und es machte mir keine Sorgen, daß die Sonne brannte, daß ich selbst nicht wußte, wo ich beim Umherlaufen vom Dorfe hingeraten war, daß die Sträucher mich zerkratzten und mir das Kleid zerrissen. Ich wurde zwar nachher zu Hause gescholten; aber das machte mir nichts aus.

Ich glaube, ich wäre glücklich gewesen, wenn ich hätte lebenslänglich auf dem Lande bleiben und immer an einem Fleck wohnen können. Aber ich mußte schon als Kind meine Heimat verlassen. Ich war erst zwölf Jahre alt, als wir nach Petersburg übersiedelten. Ach, in wie schmerzlicher Erinnerung habe ich unsern traurigen Aufbruch! Wie weinte ich, als ich von allem, was mir so lieb war, Abschied nahm! Ich erinnere mich, daß ich mich meinem Vater um den Hals warf und ihn mit Tränen bat, doch wenigstens noch ein Weilchen auf dem Lande zu bleiben. Der Vater fuhr mich an, die Mutter weinte; sie sagte, daß es notwendig sei, daß die Geschäfte es verlangten. Der alte Fürst P. war gestorben, und die Erben entließen meinen Vater aus seiner Stellung. Mein Vater hatte einiges Geld bei Petersburger Geschäftsleuten angelegt. In der Hoffnung, seine Vermögensverhältnisse zu verbessern, hielt er seine persönliche Anwesenheit hier für notwendig. Alles dies erfuhr ich von meiner Mutter. Wir ließen uns hier in der Peterburgskaja[1] nieder und behielten diese Wohnung bis zu meines Vaters Tode.

Wie schwer wurde es mir, mich an das neue Leben zu gewöhnen! Wir kamen im Herbst nach Petersburg. Als wir das Gut verließen, war ein so heller, warmer, heiterer Tag

[1] Ein Stadtteil im Norden. Anmerkung des Übersetzers.

gewesen; die ländlichen Arbeiten waren beendet; auf den Tennen türmten sich schon gewaltige Getreidehaufen auf, um die sich Scharen von Vögeln mit lautem Geschrei drängten; alles war so klar und fröhlich. Aber hier fanden wir, als wir in die Stadt einfuhren, Regen, modrige Herbstkälte, häßliches Wetter, Schlackerschmutz und eine Menge neuer, unbekannter Gesichter, unzufriedener, ärgerlicher Gesichter, die für uns kein freundliches Willkommen hatten! Wir richteten uns notdürftig ein. Ich weiß noch, daß alle bei uns viel Mühe und Arbeit hatten, um die neue Wirtschaft in Gang zu bringen. Mein Vater war nie zu Hause, und meine Mutter hatte keinen ruhigen Augenblick; ich war vollständig vergessen. Es war ein trauriges Aufstehen für mich am Morgen nach der ersten Nacht in unserer neuen Wohnung. Unsere Fenster gingen auf einen gelben Zaun hinaus. Auf der Straße war ein beständiger Schmutz. Passanten gab es nur wenige, und alle hatten sich dicht eingemummt, alle froren.

Bei uns zu Hause war es ganze Tage lang schrecklich melancholisch und langweilig. Verwandte und nahe Bekannte hatten wir fast gar nicht. Mit Anna Fjodorowna hatte mein Vater sich entzweit. (Er war ihr etwas Geld schuldig.) Ziemlich häufig kamen Leute in Geschäftsangelegenheiten zu uns. Gewöhnlich gab es dann Streit, Lärm und Geschrei. Nach jedem derartigen Besuche war mein Vater sehr mißvergnügt und ärgerlich. Er ging dann manchmal stundenlang mit finsterer Miene von einer Ecke des Zimmers nach der andern und sprach mit niemandem ein Wort. Die Mutter wagte es zu solchen Zeiten nicht, ihn anzureden, und schwieg. Ich setzte mich still und leise mit einem Buche in eine Ecke und wagte nicht, mich zu rühren.

Drei Monate nach unserer Ankunft in Petersburg wurde

ich in eine Pension getan. Das war anfangs für mich ein trauriges Leben unter den fremden Menschen! Alles war so trocken und unfreundlich; die Gouvernanten schalten und zankten, die Pensionärinnen waren so spottlustig und ich so scheu und ängstlich. Es ging so streng und pedantisch zu! Die für alles festbestimmten Stunden, die gemeinsamen Mahlzeiten, die langweiligen Lehrer – alles das war mir anfangs eine wahre Qual und Pein. Ich konnte dort nicht einmal schlafen. Ich weinte manchmal die ganze lange, öde, kalte Nacht hindurch. Abends, wenn alle ihre Aufgaben lernten oder repetierten, saß ich manchmal für mich bei meinem Vokabelheft oder bei meinem Konversationsbuche und wagte nicht, mich zu rühren; dabei aber dachte ich immer an unser Stübchen zu Hause, an den Vater, an die Mutter, an meine alte Kinderfrau und an ihre Märchen ... ach, wie traurig wurde mir da zumute! Man erinnert sich dann an die unbedeutendsten Gegenstände zu Hause, und sogar an diese mit Vergnügen. Man denkt und denkt: ach, wie schön wäre es jetzt zu Hause! Ich würde in unserm kleinen Zimmerchen mit den Meinen zusammen beim Samowar sitzen, und es würde so warm und behaglich und traulich sein. Ach, denkt man, wie herzlich und innig würde ich jetzt mein Mütterchen umarmen! Und so denkt und denkt man und fängt still zu weinen an vor Heimweh und sucht die Tränen in der Brust zu unterdrücken, und man bekommt die Vokabeln nicht in den Kopf hinein, die man zum nächsten Tage zu lernen hat. Die ganze Nacht träumt man von dem Lehrer und von Madame und von den andern Mädchen; die ganze Nacht lernt man im Traum seine Aufgabe; aber am andern Tage kann man sie nicht. Man muß zur Strafe knien und bekommt mittags nur ein Gericht. Ich war so traurig und nieder-

geschlagen. In der ersten Zeit verspotteten und hänselten mich die andern Mädchen alle; sie machten mich konfus, wenn ich meine Aufgaben aufsagte, kniffen mich, wenn wir in einer Reihe zum Mittagessen oder zum Tee gingen, und beklagten sich ohne jeden Grund über mich bei der Gouvernante. Aber dafür: welche Wonne, wenn manchmal am Sonnabend abend die Kinderfrau kam, um mich abzuholen! Ganz unsinnig vor Freude umarmte ich meine gute Alte. Sie kleidete mich an und hüllte mich warm ein und konnte unterwegs mit mir gar nicht Schritt halten; ich aber redete und redete zu ihr ununterbrochen und erzählte ihr alles mögliche. Heiter und vergnügt kam ich nach Hause und umarmte die Meinigen so herzlich, wie wenn wir zehn Jahre lang getrennt gewesen wären. Und nun begannen die Gespräche und Erzählungen; alle, die zum Haushalt gehörten, begrüßte ich und lachte und lief umher und sprang vor Freuden. Mein Vater fing ein ernstes Gespräch an: über die Unterrichtsgegenstände, über unsere Lehrer, über das Französische, über die L'Homondsche Grammatik – und wir waren alle so vergnügt und so zufrieden. Die Erinnerung an diese Stunden bereitet mir auch jetzt noch Vergnügen. Ich gab mir die größte Mühe, zu lernen und meinen Vater zufriedenzustellen. Ich sah, daß er das Letzte für mich hingab und selbst sich aufs kümmerlichste durchhalf. Mit jedem Tage wurde er finsterer, unzufriedener, ärgerlicher; sein Charakter veränderte sich vollständig zum Schlechteren; seine geschäftlichen Unternehmungen mißlangen; er geriet tief in Schulden. Die Mutter fürchtete sich oft, zu weinen oder ein Wort zu sagen, um den Vater nicht aufzubringen; sie wurde ganz krank, magerte immer mehr ab und begann bedenklich zu husten. Wenn ich aus der Pension kam, fand ich so traurige Ge-

sichter; die Mutter weinte im stillen, der Vater war ärgerlich. Er fing an, mir Vorwürfe zu machen und mich zu beschuldigen. Er sagte, er erlebe an mir keine Freude, und ich brächte ihm keinen Trost; sie gäben das Letzte für mich hin, und ich könne immer noch nicht Französisch sprechen; kurz, alle Mißerfolge, alle Unglücksfälle, alles, alles wurde mir und der Mutter zur Last gelegt. Und wie konnte er nur so grausam sein, die arme Mutter so zu martern! Wenn man sie ansah, brach einem ja beinah das Herz: ihre Wangen waren eingefallen, die Augen lagen tief in den Höhlen, ihr Gesicht hatte so eine schwindsüchtige Färbung angenommen. Ich wurde am allermeisten gescholten. Solche Scheltreden nahmen immer mit Kleinigkeiten ihren Anfang und gerieten dann wer weiß wohin; oft verstand ich nicht einmal, wovon die Rede war. Was kam darin nicht alles vor! Daß meine Fortschritte im Französischen so gering seien, und daß ich gar keinen Verstand besäße, und daß die Vorsteherin unserer Pension ein nachlässiges, dummes Frauenzimmer sei und nicht für unsere geistige Ausbildung sorge, und daß der Vater noch immer keine Anstellung im Staatsdienst finden könne, und daß die L'Homondsche Grammatik nichts tauge und die Sapolskische viel besser sei, und daß sie für mich viel Geld nutzlos weggeworfen hätten, und daß ich offenbar ein gefühlloses, steinernes Herz hätte – kurz, ich Arme, die ich mich aus allen Kräften mit dem Erlernen französischer Gespräche und Vokabeln abquälte, war doch an allem schuld und wurde für alles verantwortlich gemacht! Und das kam keineswegs daher, daß der Vater mich nicht liebgehabt hätte; nein, er liebte mich und die Mutter von ganzem Herzen. Aber er war nun einmal so; das war so sein Charakter.

Die Sorgen, Kränkungen und Mißerfolge peinigten

meinen armen Vater aufs äußerste: er wurde mißtrauisch und verbittert; oft war er der Verzweiflung nahe; er fing an, seine Gesundheit zu vernachlässigen, erkältete sich, wurde krank und starb nach kurzem Leiden so plötzlich und unerwartet, daß wir alle mehrere Tage lang von diesem Schicksalsschlage ganz betäubt waren. Mama befand sich in einem Zustande der Erstarrung; ich fürchtete sogar für ihren Verstand. Kaum war der Vater tot, so erschienen bei uns, wie aus der Erde hervorgewachsen, die Gläubiger; in ganzen Scharen kamen sie herbeigeströmt. Alles, was wir besaßen, mußten wir hingeben. Unser Häuschen in der Peterburgskaja, das der Vater ein halbes Jahr nach unserer Übersiedelung nach Petersburg gekauft hatte, wurde ebenfalls verkauft. Ich weiß nicht, wie die Sache im übrigen geregelt wurde; aber wir hatten nun kein Dach über dem Kopfe mehr, keinen Zufluchtsort und keine Nahrung. Meine Mutter litt an einer auszehrenden Krankheit; wir konnten uns nicht ernähren, wußten nicht, wovon wir leben sollten, und sahen den Untergang vor uns. Ich war damals eben erst vierzehn Jahre alt. Da besuchte uns Anna Fjodorowna. Sie sagt immer, sie sei eine Gutsbesitzerin und mit uns verwandt. Meine Mutter sagte ebenfalls, daß sie mit uns verwandt sei, wiewohl nur sehr entfernt. Solange mein Vater noch lebte, war sie nie zu uns gekommen. Sie erschien mit Tränen in den Augen und sagte, sie nehme an unserm Ergehen den größten Anteil; sie drückte ihr Mitgefühl aus über den Verlust, der uns betroffen habe, und über die ärmliche Lage, in der wir uns befänden, und fügte hinzu, der Vater sei selbst schuld daran: er habe über seine Mittel gelebt, zu hoch hinaus gewollt und zu sehr auf seine Kraft vertraut. Sie äußerte den Wunsch, uns näherzutreten, und machte den Vorschlag,

wir wollten beiderseits die vorgekommenen Mißhelligkeiten vergessen; und als meine Mutter erklärte, sie habe nie eine feindliche Gesinnung gegen sie gehegt, da vergoß sie Tränen, führte meine Mutter in die Kirche und bestellte eine Seelenmesse für den lieben, guten Verstorbenen (so drückte sie sich in bezug auf den Vater aus). Hierauf versöhnte sie sich mit meiner Mutter feierlich.

Nach langen Einleitungen und Vorreden, in denen Anna Fjodorowna in grellen Farben unsere kümmerliche, hoffnungslose Lage, unsere Vereinsamung und Hilflosigkeit geschildert hatte, lud sie uns ein, wie sie sich selbst ausdrückte, ihr Haus als Asyl zu benutzen. Meine Mutter dankte ihr, konnte sich aber lange Zeit nicht entschließen; da jedoch nichts anderes zu machen war und wir uns nicht anders zu helfen wußten, so erklärte sie ihr schließlich, daß wir ihren Vorschlag mit Dank annähmen. Als wenn es heute wäre, erinnere ich mich an den Vormittag, an dem wir von der Petersburgskaja nach der Wasili-Insel umzogen. Es war ein heller, trockener, kalter Herbstmorgen. Meine Mutter weinte; mir war sehr traurig zumute; ich fühlte eine solche Beklemmung in der Brust; eine unerklärliche, furchtbare Angst preßte mir das Herz zusammen . . . Es war eine schwere Zeit . . .

. . . .

II

Anfangs, solange wir, das heißt meine Mutter und ich, uns in unserer neuen Wohnung noch nicht eingelebt hatten, fühlten wir uns beide etwas ängstlich und fremd bei Anna Fjodorowna. Diese wohnte in einem eigenen Hause in der sechsten Linie. Das ganze Haus enthielt nur fünf ordentliche Zimmer. In dreien davon wohnte Anna Fjodorowna

mit meiner Kusine Sascha, einer vater- und mutterlosen Waise, die bei ihr aufwuchs. Dann wohnten in einem andern Zimmer wir, und endlich das fünfte, neben dem unsrigen gelegene Zimmer hatte ein armer Student namens Pokrowski inne, der es von Anna Fjodorowna gemietet hatte. Diese lebte sehr gut, üppiger, als man von vornherein hätte erwarten können; aber ihre Einnahmen waren rätselhaft, ebenso wie ihre Beschäftigung. Sie hatte immer viel zu tun und war immer stark in Anspruch genommen; mehrere Male täglich fuhr und ging sie aus; aber was sie eigentlich tat, und worin ihre Geschäfte bestanden, das konnte ich absolut nicht erraten. Sie hatte eine ausgedehnte, buntscheckige Bekanntschaft. Fortwährend bekam sie Besuch von Gott weiß was für Leuten, immer in Geschäften und nur auf einen Augenblick. Meine Mutter führte mich immer in unser Zimmer, sobald die Türklingel ertönte. Anna Fjodorowna war deswegen auf meine Mutter sehr böse und sagte fortwährend, wir seien gar zu stolz, stolzer, als es sich für uns schicke; ja, und wenn wir noch einen Grund hätten stolz zu sein. Ganze Stunden lang konnte sie solche Reden führen. Ich verstand damals diese Vorwürfe des Stolzes nicht, ebenso wie ich auch jetzt erst verstanden habe oder wenigstens ahne, warum meiner Mutter der Entschluß, bei Anna Fjodorowna zu wohnen, so schwer geworden war. Anna Fjodorowna war ein böses Weib; sie peinigte uns unaufhörlich. Warum sie uns eigentlich zu sich eingeladen hatte, das ist mir bis auf den heutigen Tag ein Geheimnis. Anfänglich war sie gegen uns ziemlich freundlich; aber dann zeigte sie in vollem Umfange ihren wirklichen Charakter, da sie sah, daß wir vollständig hilflos waren und nirgends anderswohin gehen konnten. In der Folgezeit wurde sie gegen mich sehr freund-

lich und verstieg sich sogar zu plumpen Schmeicheleien; aber in der ersten Zeit hatte ich ebenso wie meine Mutter viel zu leiden. Alle Augenblicke machte sie uns Vorwürfe; sie redete immer nur von ihren Wohltaten. Fremden Leuten stellte sie uns als ihre armen, hilflosen Verwandten vor, eine Witwe und Waise, denen sie aus Barmherzigkeit und christlicher Liebe ein Obdach gewähre. Bei Tische verfolgte sie jeden Bissen, den wir aßen, mit den Augen, und wenn wir nicht aßen, so war es auch wieder nicht recht, und sie erging sich in häßlichen Redensarten: wir seien mäklerisch; wir möchten vorliebnehmen; was sie habe, gebe sie gern; ob wir denn selbst Besseres hätten. Auf meinen Vater schimpfte sie fortwährend; sie sagte, er habe etwas Besseres sein wollen als andere Leute, aber es sei ihm arg mißlungen; er habe seine Frau und seine Tochter an den Bettelstab gebracht, und wenn sich nicht eine wohltätige Verwandte, eine mitleidige christliche Seele gefunden hätte, dann müßten die beiden vielleicht auf der Straße Hungers sterben. Was redete sie nicht alles zusammen! Ihr zuzuhören war noch widerwärtiger als kränkend. Meine Mutter weinte alle Augenblicke; mit ihrer Gesundheit wurde es von einem Tage zum andern schlechter; sie schwand sichtbar dahin; aber dabei arbeiteten wir beide vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein, indem wir auf Bestellung stickten. Allerdings mißfiel dies Anna Fjodorowna sehr; sie sagte fortwährend, sie habe kein Modegeschäft in ihrem Hause. Aber wir mußten uns doch kleiden; wir mußten doch für unvorhergesehene Ausgaben etwas zurücklegen; wir mußten unbedingt ein bißchen eigenes Geld besitzen. Wir sparten für alle Fälle, in der Hoffnung, es werde uns mit der Zeit möglich sein, anderswohin zu ziehen. Aber meine Mutter ruinierte durch die Arbeit den

letzten Rest ihrer Gesundheit: sie wurde mit jedem Tage schwächer. Die Krankheit nagte offenbar wie ein Wurm an ihrem Leben und brachte sie dem Grabe näher. Ich sah alles, fühlte alles und litt darunter; alles das vollzog sich vor meinen Augen!

Ein Tag verging nach dem andern, und jeder war dem vorhergehenden ähnlich. Wir lebten so still, als ob wir gar nicht in einer Stadt wären. Anna Fjodorowna beruhigte sich allmählich, in dem Maße wie sie sich selbst ihrer unumschränkten Gewalt über uns bewußt wurde. Übrigens fiel es niemals einem von uns ein, ihr zu widersprechen. In unserem Zimmer waren wir von dem ihrigen durch den Flur getrennt; neben uns wohnte, wie schon erwähnt, Pokrowski. Er unterrichtete Sascha im Französischen und Deutschen, in der Geschichte und Geographie, „in allen Wissenschaften", wie Anna Fjodorowna sagte, und erhielt dafür von ihr Wohnung und Beköstigung. Sascha besaß eine sehr gute Auffassungsgabe, war aber mutwillig und unartig; sie war damals ungefähr dreizehn Jahre alt. Anna Fjodorowna sprach sich meiner Mutter gegenüber dahin aus, es würde ganz gut sein, wenn ich an dem Unterrichte teilnähme, da ich in der Pension den Kursus nicht beendet hätte. Meine Mutter stimmte ihr freudig zu, und ich wurde ein ganzes Jahr lang von Pokrowski mit Sascha zusammen unterrichtet.

Pokrowski war ein armer, sehr armer junger Mensch; seine Gesundheit erlaubte ihm nicht, regelrecht zu studieren, und er wurde bei uns nur so gewohnheitsmäßig Student genannt. Er lebte bescheiden, still und friedlich, so daß er von unserem Zimmer aus kaum je zu hören war. Sein Äußeres war recht sonderbar: er ging so ungeschickt, verbeugte sich so ungeschickt und redete so wunderlich, daß ich

ihn am Anfang nicht ansehen konnte ohne zu lachen. Sascha spielte ihm fortwährend Possen, besonders wenn er uns Stunde gab. Er aber war obendrein auch noch reizbar, ärgerte sich unaufhörlich, kam von jeder Kleinigkeit außer sich, schrie uns an, beklagte sich über uns und ging oft, ohne die Stunde zu Ende zu geben, zornig weg nach seinem Zimmer. Dort aber saß er oft tagelang bei den Büchern. Er besaß viele Bücher, und zwar lauter teure, seltene. Er gab noch an einigen anderen Stellen Unterricht und erhielt dafür ein mäßiges Honorar; sowie er aber etwas Geld hatte, ging er sogleich hin und kaufte sich Bücher.

Mit der Zeit lernte ich ihn besser und näher kennen. Er war der gutherzigste, achtungswerteste, beste Mensch von allen, die ich bis dahin kennen gelernt hatte. Meine Mutter schätzte ihn sehr hoch. Später wurde er mein bester Freund, selbstverständlich nach meiner Mutter.

Anfangs nahm ich, obwohl ich schon ein so großes Mädchen war, an Saschas Streichen teil, und wir zerbrachen uns manchmal stundenlang die Köpfe darüber, wie wir ihn reizen und dahin bringen könnten, die Geduld zu verlieren. Er machte einen furchtbar komischen Eindruck, wenn er sich ärgerte, und wir amüsierten uns darüber gewaltig. (Ich schäme mich noch bei der Erinnerung daran.) Einmal hatten wir ihn durch irgendwelche Unart bis zu Tränen gereizt, und ich hörte deutlich, wie er vor sich hin flüsterte: „Diese bösen Kinder!" Ich wurde sofort ganz betroffen; ich schämte mich und empfand Schmerz, und er tat mir leid. Ich erinnere mich, daß ich bis über die Ohren rot wurde und ihn beinah mit Tränen in den Augen bat, sich zu beruhigen und sich nicht durch unsere dummen Streiche beleidigt zu fühlen; aber er klappte das Buch zu, gab die Stunde nicht bis zu

Ende und ging auf sein Zimmer. Den ganzen Tag quälte mich die Reue. Der Gedanke, daß wir Kinder ihn durch unsere Grausamkeit zum Weinen gebracht hatten, war mir unerträglich. Also darauf hatten wir es angelegt gehabt, daß er weinen sollte! Also das hatten wir gewollt; also es war uns gelungen, ihn dahin zu bringen, daß er den letzten Rest von Geduld verlor; also wir hatten den armen, unglücklichen Menschen mit Gewalt gezwungen, sich seines traurigen Schicksals von neuem bewußt zu werden! Ich konnte vor Ärger, vor Betrübnis und vor Reue die ganze Nacht nicht schlafen. Man sagt, die Reue erleichtere das Herz – das Gegenteil ist richtig. Ich weiß nicht, wie es zuging, daß sich in meinen Kummer auch ein gewisses Ehrgefühl mischte. Ich wollte, daß er mich nicht für ein Kind halten möchte. Ich war damals schon fünfzehn Jahre alt.

Von diesem Tage an mühte ich meine Denkkraft damit ab, tausend Pläne zu entwerfen, wie ich wohl Pokrowski dazu veranlassen könnte, seine Meinung über mich zu ändern. Aber ich war oft schüchtern und zaghaft; in der Wirklichkeit konnte ich mich zu keinem energischen Schritte entschließen und beschränkte mich lediglich auf Träumereien (und was waren das für wunderliche Träumereien!). Ich hörte nur auf, mit Sascha mutwillige Streiche zu verüben, und er hörte auf, sich über uns zu ärgern. Aber für mein Ehrgefühl war das zu wenig.

Jetzt will ich ein paar Worte über den seltsamsten, merkwürdigsten, bemitleidenswertesten Menschen sagen, der mir jemals im Leben begegnet ist. Ich rede jetzt, gerade an dieser Stelle meiner Aufzeichnungen, von ihm, weil ich ihn bis zu dieser Epoche fast gar nicht beachtet hatte, jetzt aber alles, was Pokrowski betraf, mir auf einmal interessant wurde.

Bei uns im Hause erschien manchmal ein schlecht und unsauber gekleideter, kleiner, grauhaariger, unbeholfener, ungeschickter alter Mann, kurz, ein unglaublich sonderbares Individuum. Beim ersten Blick auf ihn konnte man glauben, daß er sich über irgend etwas schäme, sich seiner selbst schäme. Infolgedessen krümmte er sich ganz zusammen und schnitt eigentümliche Gesichter; seine Manieren und Gebärden waren von der Art, daß man beinah glauben konnte, er habe nicht seinen Verstand. Wenn er zu uns kam, stellte er sich gewöhnlich auf dem Flur vor die Glastür und wagte nicht, in die Wohnung hereinzukommen. Ging dann einer von uns zufällig vorbei (ich oder Sascha oder ein Dienstbote, den er sich geneigt wußte), so begann er sogleich zu gestikulieren, winkte ihn zu sich, machte allerlei Zeichen, und erst wenn man ihm zunickte und ihn rief (das verabredete Zeichen, daß kein Fremder in der Wohnung sei und er, wenn er wolle, hereinkommen könne), erst dann öffnete der Alte die Tür, lächelte erfreut, rieb sich die Hände vor Vergnügen und ging auf den Fußspitzen geradeswegs nach Pokrowskis Zimmer. Er war sein Vater.

Später erfuhr ich Genaueres über die Lebensgeschichte dieses armen alten Mannes. Er war einmal irgendwo Beamter gewesen, hatte aber nicht die geringsten Fähigkeiten besessen und daher nur eine ganz niedrige, unbedeutende Stellung innegehabt. Als seine erste Frau, die Mutter des Studenten Pokrowski, gestorben war, hatte er sich beikommen lassen zum zweitenmal zu heiraten, und zwar eine Kleinbürgerin. Die zweite Frau rief im Hause eine vollständige Umwälzung hervor; sie ließ niemanden ruhig leben, sondern führte über alle ein scharfes Regiment. Der Student Pokrowski war damals noch ein Kind von etwa zehn Jahren.

Die Stiefmutter haßte ihn. Aber das Schicksal wollte dem kleinen Pokrowski wohl. Der Gutsbesitzer Bykow, der den Beamten Pokrowski kannte und früher einmal sein Wohltäter gewesen war, nahm den Knaben unter seinen Schutz und brachte ihn in eine Elementarschule. Er interessierte sich für ihn deswegen, weil er seine verstorbene Mutter gekannt hatte, die noch als Mädchen von Anna Fjodorowna Wohltaten empfangen hatte und von ihr an den Beamten Pokrowski verheiratet worden war. Herr Bykow, ein Freund und naher Bekannter von Anna Fjodorowna, hatte, von Großmut getrieben, der Braut eine Mitgift von fünftausend Rubeln gegeben. Wo dieses Geld geblieben war, wußte man nicht. So erzählte mir das alles Anna Fjodorowna; der Student Pokrowski selbst sprach niemals gern von seinen Familienverhältnissen. Es hieß, seine Mutter sei sehr schön gewesen, und es kommt mir sonderbar vor, daß sie eine so schlechte Partie gemacht und einen so unbedeutenden Menschen geheiratet hat. Sie starb schon früh, etwa vier Jahre nach ihrer Verheiratung.

Aus der Elementarschule ging der junge Pokrowski auf das Gymnasium über und dann auf die Universität. Herr Bykow, der sehr oft nach Petersburg kam, blieb auch weiter sein Gönner. Wegen seiner schwachen Gesundheit konnte Pokrowski sein Studium auf der Universität nicht fortsetzen. Herr Bykow machte ihn mit Anna Fjodorowna bekannt, empfahl ihn ihr selbst, und auf diese Weise wurde der junge Pokrowski zu freier Station aufgenommen mit der Verpflichtung, Sascha in allen erforderlichen Gegenständen zu unterrichten.

Der alte Pokrowski aber ergab sich aus Kummer über die harte Behandlung von seiten seiner Frau dem schlimmsten

Laster und war fast immer betrunken. Seine Frau schlug ihn, ließ ihn nur in der Küche wohnen und brachte es dahin, daß er sich schließlich an die Schläge und die schlechte Behandlung gewöhnte und sich nicht beklagte. Er war noch gar nicht so alt, war aber infolge seiner üblen Neigungen geistig schwach geworden. Das einzige Anzeichen edler menschlicher Empfindung war seine grenzenlose Liebe zu seinem Sohne. Es hieß, daß der junge Pokrowski seiner verstorbenen Mutter ähnlich sei wie ein Ei dem andern. Ob die Erinnerung an die frühere gute Frau in dem Herzen des heruntergekommenen alten Mannes eine so innige Liebe zu ihm erzeugte? Der Alte mochte überhaupt von nichts anderem mehr sprechen als von seinem Sohne und besuchte ihn regelmäßig zweimal in der Woche. Noch häufiger zu kommen wagte er nicht, weil der junge Pokrowski diese väterlichen Besuche nicht leiden konnte. Von allen seinen Fehlern war unstreitig der größte und schlimmste der Mangel an Achtung vor seinem Vater. Übrigens war auch der Alte manchmal das unerträglichste Wesen, das man sich nur denken kann. Erstens war er furchtbar neugierig; zweitens störte er durch seine ganz unnützen, unverständigen Gespräche und Fragen den Sohn alle Augenblicke beim Studieren, und endlich erschien er mitunter in betrunkenem Zustande. Der Sohn gewöhnte dem Vater die Trunksucht, die Neugier und die stete Schwatzhaftigkeit mit der Zeit einigermaßen ab und brachte es schließlich dahin, daß dieser in allen Stücken auf ihn wie auf ein Orakel hörte und ohne seine Erlaubnis nicht den Mund aufzumachen wagte.

Der arme Alte konnte seinen Peter gar nicht genug bewundern, sich gar nicht genug über ihn freuen. Wenn er ihn besuchte, machte er fast immer ein schüchternes, ängst-

liches Gesicht, wahrscheinlich weil er sich nicht sicher war, wie ihn der Sohn aufnehmen werde; gewöhnlich konnte er sich lange nicht entschließen, in dessen Zimmer hineinzugehen, und wenn ich zufällig da war, so fragte er mich manchmal zwanzig Minuten lang aus, wie es seinem Peter gehe, ob er gesund sei, in welcher Stimmung er sich befinde, ob er sich mit etwas Wichtigem beschäftige, was er eigentlich treibe: ob er etwas schreibe oder irgendwelche Überlegungen anstelle. Und wenn ich ihn dann hinreichend ermutigt und beruhigt hatte, so entschloß sich der alte Mann schließlich dazu, hineinzugehen, öffnete ganz, ganz leise, ganz, ganz behutsam die Tür, schob zuerst nur den Kopf hinein, und wenn er sah, daß der Sohn nicht ärgerlich wurde und ihm zunickte, so trat er sachte ins Zimmer hinein, zog seinen Mantel aus, nahm seinen Hut ab (dieser Hut war stets verbeult und hatte Löcher; auch war die Krempe teilweise losgerissen) und hängte beides an einen Haken; all das tat er ganz leise, unhörbar. Dann setzte er sich irgendwo vorsichtig auf einen Stuhl, verwandte kein Auge von seinem Sohne und verfolgte alle Bewegungen desselben, um seine Stimmung zu erraten. War der Sohn nicht gutgelaunt und bemerkte der Alte das, so stand er sofort wieder auf und erklärte: „Ich bin bloß so hergekommen, lieber Peter, bloß auf ein Augenblickchen. Siehst du, ich habe einen weiten Weg gemacht, und da kam ich hier vorbei und trat ein, um mich zu erholen.“ Und dann nahm er ohne ein weiteres Wort demütig seinen Mantel und seinen Hut, machte wieder ganz leise die Tür auf und ging weg, wobei er sich zu einem Lächeln zwang, um das aufquellende Leid im Herzen niederzuhalten und es seinem Sohne nicht zu zeigen.

Aber andernfalls, wenn der Sohn den Vater gut aufnahm, dann wußte sich der Alte vor Freude gar nicht zu lassen. Sein

Gesicht strahlte nur so von Vergnügen, und diese Empfindung kam auch in all seinen Gesten und Bewegungen zum Ausdruck. Wenn der Sohn zu ihm sprach, erhob sich der Alte immer ein wenig von seinem Stuhle, antwortete leise und untertänig, fast ehrfurchtsvoll, und gab sich immer Mühe, die gewähltesten, das heißt die lächerlichsten Ausdrücke zu gebrauchen. Aber die Gabe des Wortes war ihm nicht verliehen: er war immer verwirrt und verlegen, so daß er nicht wußte, wo er seine Hände und sich selbst lassen sollte, und flüsterte dann noch eine ganze Weile Wiederholungen der Antwort vor sich hin, wie wenn er das Gesagte nachträglich verbessern wollte. Wenn es ihm aber einmal gelungen war, gut zu antworten, dann suchte er unwillkürlich sein Äußeres zu verschönern, zog sich die Weste, die Krawatte und den Frack zurecht und verlieh seinem Gesichte einen besonders würdevollen Ausdruck. Mitunter aber wurde er so mutig und ging in seiner Kühnheit so weit, daß er leise von seinem Stuhle aufstand, an das Bücherregal herantrat, irgendein Buch herausnahm und sogar darin zu lesen anfing, ohne Rücksicht auf den Inhalt. Alles dies tat er mit geheucheltem Gleichmut, als dürfe er immer so mit den Büchern seines Sohnes schalten und walten, und als sei dessen Freundlichkeit gegen ihn nichts Ungewöhnliches. Aber ich hatte einmal Gelegenheit zu sehen, wie der Ärmste erschrak, als Peter ihn ersuchte, die Bücher nicht zu berühren. Er wurde verlegen, stellte in der Hast das Buch mit dem Kopfe nach unten wieder hinein, wollte dann den Fehler verbessern, drehte es um und stellte es mit dem Schnitt nach außen; er lächelte, errötete und wußte nicht, wie er sein Vergehen wieder gutmachen sollte. Der Sohn entwöhnte durch seine Ratschläge den Alten allmählich von seinen üblen Neigungen, und wenn

er ihn dreimal hintereinander in nüchternem Zustande gesehen hatte, so gab er ihm beim nächsten Besuche zum Abschiede einen Viertelrubel, einen halben Rubel oder auch noch mehr. Manchmal kaufte er ihm ein Paar Stiefel, eine Krawatte oder eine Weste. Der Alte war dann in seinem neuen Kleidungsstücke so stolz wie ein Hahn. Manchmal kam er auch zu uns mit heran. Er brachte mir und Sascha Pfefferkuchenhähne und Äpfel mit und redete mit uns fortwährend von seinem Peter. Er bat uns, aufmerksam zuzuhören und fleißig zu lernen, und sagte, Peter sei ein guter Sohn, ein musterhafter Sohn und obendrein ein gelehrter Sohn. Dabei blinzelte er uns mitunter mit dem linken Auge in einer so komischen Weise an und schnitt eine so amüsante Grimasse, daß wir uns nicht beherrschen konnten und herzlich über ihn lachten. Mama hatte ihn sehr gern. Aber der Alte haßte Anna Fjodorowna, obwohl er ihr gegenüber keinen Ton sagte und die größte Demut zeigte.

Ich hörte bald wieder auf, mich von Pokrowski unterrichten zu lassen. Er hielt mich wie früher für ein Kind, für ein unartiges Mädchen und stellte mich mit Sascha auf dieselbe Stufe. Das war mir sehr kränkend, da ich mir doch die größte Mühe gegeben hatte, mein früheres Benehmen wieder gutzumachen. Aber er beachtete mich gar nicht. Das kränkte mich immer mehr. Ich sprach fast nie außerhalb des Unterrichts mit Pokrowski; ich bekam es nicht fertig. Ich wurde rot und verlegen und weinte dann vor Ärger in irgendeinem Winkel.

Ich weiß nicht, wie das geendet hätte, wenn nicht ein sonderbares Begebnis zu einer Annäherung zwischen uns geführt hätte. Eines Abends, als meine Mutter bei Anna Fjodorowna saß, ging ich leise in Pokrowskis Zimmer. Ich

wußte, daß er nicht zu Hause war, und kann wirklich nicht sagen, wie ich auf den Einfall kam, zu ihm zu gehen. Bis dahin hatte ich noch nie einen Blick in sein Zimmer hineingeworfen, obgleich wir schon länger als ein Jahr nebeneinander gewohnt hatten. Das Herz klopfte mir so stark, daß es mir vorkam, als wolle es mir aus der Brust herausspringen. Ich blickte mit einer besonderen Art von Neugier um mich. Pokrowskis Zimmer war sehr ärmlich möbliert, und es herrschte darin wenig Ordnung. Auf dem Tische und den Stühlen lagen Papiere. Überall Bücher und Papiere! Es überkam mich ein sonderbarer Gedanke, und zugleich bemächtigte sich meiner ein unangenehmes Gefühl des Ärgers. Es schien mir, daß meine Freundschaft, mein liebendes Herz für ihn wenig Wert hätten. Er war gelehrt; ich aber war dumm und wußte nichts und hatte nichts gelesen, kein einziges Buch. Voll Neid blickte ich auf die langen Regale, die beinah unter der Last der Bücher brachen. Ein Gefühl des Ärgers und des Kummers, eine Art Wut befiel mich. Es ergriff mich das Verlangen, alle seine Bücher zu lesen, alle ohne Ausnahme, und zwar so schnell wie möglich, und ich beschloß, dies sofort zur Ausführung zu bringen. Ich weiß nicht, vielleicht dachte ich, wenn ich alles lernte, was er wüßte, würde ich seiner Freundschaft würdiger sein. Schnell trat ich an das erste Regal heran. Ohne zu denken, ohne zu zaudern zog ich den ersten besten verstaubten alten Band heraus, der mir in die Hände kam, und errötend und erblassend, zitternd vor Aufregung und Furcht, trug ich das gestohlene Buch nach unserem Zimmer, um es in der Nacht beim Scheine der Nachtlampe, wenn meine Mutter schliefe, zu lesen.

Aber wie groß war mein Verdruß, als ich nach der Rück-

kehr in unser Zimmer eilig das Buch aufschlug und sah, daß es ein altes, halbvermodertes, ganz von Würmern zerfressenes lateinisches Werk war. Ohne Zeit zu verlieren ging ich wieder zurück. Aber eben wollte ich das Buch wieder auf das Regal stellen, da hörte ich auf dem Flur Geräusch und nahe Schritte. Ich beeilte mich aufs äußerste; aber das schändliche Buch war so fest in die Reihe hineingepreßt gewesen, daß, als ich dieses eine herausgezogen hatte, alle übrigen sich von selbst ausgedehnt hatten und nun eine so kompakte Masse bildeten, daß für ihren früheren Genossen kein Raum mehr blieb. Das Buch hineinzuzwängen, dazu fehlte es mir an Kraft. Indessen drängte ich die Bücher so stark, wie ich nur irgend konnte, zur Seite. Da zerbrach auf einmal der verrostete Nagel, an dem das Regal befestigt war, und der anscheinend absichtlich auf diesen Augenblick gewartet hatte, um zu zerbrechen. Das Regal sank mit der einen Seite nach unten. Die Bücher fielen mit Geräusch auf den Fußboden. Die Tür ging auf, und Pokrowski trat ins Zimmer.

Ich muß bemerken, daß er es nicht leiden konnte, wenn jemand in seinem Herrschaftsbereich sich zu tun machte. Und wehe dem, der sich an seinen Büchern vergriffen hätte! Man denke sich meine Angst, als die Bücher, große und kleine, von jedem Formate und von jeder Stärke, von dem Regal fielen, umherflogen, unter den Tisch und unter die Stühle kollerten und im ganzen Zimmer zerstreut lagen. Ich wollte davonlaufen; aber es war schon zu spät. „Nun ist alles aus," dachte ich, „nun ist alles aus! Ich bin verloren! Ich bin unartig und ungezogen wie ein zehnjähriges Kind; ich bin ein dummes kleines Ding! Ich bin furchtbar albern!" Pokrowski wurde schrecklich böse. „Nun, das fehlte nur noch!"

rief er. „Schämen Sie sich denn nicht, solche dummen Streiche zu begehen? Werden Sie denn nie zu Verstand kommen?“ Er machte sich selbst eilig daran, die Bücher aufzusammeln. Ich bückte mich, um ihm zu helfen. „Das ist nicht nötig, das ist nicht nötig“, rief er. „Sie hätten besser getan, nicht dahin zu gehen, wohin Sie nicht gerufen waren!“ Indes schien ihn mein demütiger Versuch, ihm behilflich zu sein, doch ein wenig zu besänftigen, und sich des Rechtes bedienend, das er noch unlängst als mein Lehrer gehabt hatte, fuhr er in dem früheren erzieherischen Tone etwas leiser fort: „Nun, wann werden Sie denn ein gesetztes Wesen annehmen und überlegen, was Sie tun? Sehen Sie sich doch nur selbst an; Sie sind ja nicht mehr ein Kind, ein kleines Mädchen; Sie sind ja doch schon fünfzehn Jahre!“ Bei diesen Worten sah er mich an, wahrscheinlich um festzustellen, ob es auch seine Richtigkeit damit habe, daß ich kein kleines Mädchen mehr sei, und wurde bis über die Ohren rot. Ich begriff den Grund nicht; ich stand vor ihm und blickte ihn voller Erstaunen groß an. Er richtete sich auf, trat in großer Verwirrung auf mich zu, wurde furchtbar verlegen, sagte ein paar Worte, in denen er sich anscheinend entschuldigte, vielleicht deswegen, weil er jetzt eben erst bemerkt habe, daß ich schon ein so großes Mädchen sei. Endlich begriff ich. Ich erinnere mich nicht, was damals mit mir vorging; ich wurde verlegen, verlor die Fassung, errötete noch mehr als Pokrowski, bedeckte das Gesicht mit den Händen und lief aus dem Zimmer.

Ich wußte nicht, was ich nun tun und wo ich vor Scham bleiben sollte. Schon allein, daß er mich in seinem Zimmer gefunden hatte! Ganze drei Tage lang konnte ich ihn nicht ansehen. Ich errötete so, daß mir die Tränen in die Augen traten. Die schrecklichsten Gedanken, die lächerlichsten Ge-

danken gingen mir durch den Kopf. Einer von ihnen, der verrückteste, war folgender: ich wollte zu ihm gehen, ihm alles erklären und bekennen, ihm offen alles erzählen und ihn überzeugen, daß ich nicht wie ein dummes kleines Mädchen, sondern in guter Absicht gehandelt hätte. Ich stand schon auf dem Sprunge zu ihm zu gehen; aber zum Glück reichte mein Mut dazu nicht hin. Ich male mir jetzt aus, was ich damit angerichtet hätte! Auch jetzt macht mich die bloße Erinnerung an alle diese Dinge schamrot.

Einige Tage darauf erkrankte meine Mutter plötzlich gefährlich. Nachdem sie zwei Tage lang das Bett nicht hatte verlassen können, bekam sie in der dritten Nacht heftiges Fieber und fing an zu phantasieren. Ich hatte schon eine Nacht über ihrer Pflege nicht geschlafen, sondern an ihrem Bette gesessen, ihr zu trinken gegeben und ihr zu den vorgeschriebenen Stunden die Arzenei gereicht. Nun in der zweiten Nacht war meine Kraft vollständig erschöpft. Zeitweilig überkam mich der Schlaf; es wurde mir grün vor den Augen; der Kopf wurde mir schwindlig, und ich war jeden Augenblick nahe daran, vor Ermüdung umzufallen; aber das schwache Stöhnen der Mutter weckte mich wieder, ich fuhr zusammen und wurde für einen Augenblick munter; aber dann überwältigte mich die Schläfrigkeit von neuem. Es war ein qualvoller Zustand. Ich weiß nicht, ich kann mich nicht erinnern: aber ein schrecklicher Traum, eine furchtbare Vision suchte in dem peinlichen Augenblicke, wo Schlaf und Wachen miteinander kämpften, meinen übermäßig angestrengten Kopf heim. Erschrocken wachte ich auf. Im Zimmer war es dunkel; das Nachtlicht war im Erlöschen: bald übergossen Lichtstreifen das ganze Zimmer, bald huschten sie flüchtig über die Wand hin, bald verschwanden sie voll-

ständig. Mir wurde aus unklarem Grunde ängstlich zumute; eine Furcht befiel mich; meine Einbildungskraft war durch den schrecklichen Traum erregt; der Gram preßte mir das Herz zusammen. Ich sprang vom Stuhle auf und stieß in einer qualvoll bedrückenden Empfindung unwillkürlich einen Schrei aus. In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür, und Pokrowski trat zu uns ins Zimmer.

Ich erinnere mich nur, daß ich in seinen Armen wieder zum Bewußtsein kam. Er setzte mich behutsam auf einen Lehnstuhl, reichte mir ein Glas Wasser und überschüttete mich mit Fragen. Ich weiß nicht mehr, was ich ihm antwortete. „Sie sind krank, Sie sind selbst sehr krank," sagte er, indem er mich bei der Hand ergriff; „Sie haben Fieber, Sie richten sich zugrunde, Sie schonen Ihre Gesundheit nicht; ruhen Sie sich aus, legen Sie sich hin, schlafen Sie! Ich werde Sie in zwei Stunden wecken; ruhen Sie sich ein wenig aus! Legen Sie sich hin, legen Sie sich hin!" fuhr er fort, ohne daß er mich auch nur ein Wort der Erwiderung hätte sagen lassen. Die Müdigkeit benahm mir die letzte Kraft; meine Augen schlossen sich vor Schwäche. Ich legte mich in den Lehnstuhl zurück mit dem Vorsatze, nur eine halbe Stunde zu schlafen, und schlief bis zum Morgen. Pokrowski hatte mich erst zu der Zeit geweckt, als meiner Mutter die Arzenei gereicht werden mußte.

Im Laufe des nächsten Tages erholte ich mich ein wenig und schickte mich dann am Abend wieder an, im Lehnstuhl am Bette meiner Mutter zu sitzen, fest entschlossen, diesmal nicht einzuschlafen; da klopfte um elf Uhr Pokrowski an unser Zimmer. Ich öffnete. „Es muß Ihnen langweilig sein, so allein zu sitzen," sagte er zu mir; „hier ist ein Buch für Sie; nehmen Sie es; dann werden Sie sich doch nicht

so langweilen." Ich nahm es; ich erinnere mich nicht, was es für ein Buch war; ich habe damals kaum hineingesehen, obgleich ich die ganze Nacht nicht schlief. Eine seltsame innere Aufregung ließ mich nicht schlafen; ich konnte nicht ruhig auf einem Fleck bleiben; mehrere Male stand ich von dem Lehnstuhle auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Eine Art von innerer Zufriedenheit durchströmte mein ganzes Wesen. Ich freute mich so über Pokrowskis Aufmerksamkeit. Ich war stolz darauf, daß er sich um mich beunruhigt und für mich gesorgt hatte. Die ganze Nacht verbrachte ich in Gedanken und Träumereien. Pokrowski kam nicht mehr wieder; ich wußte, daß er nicht mehr wiederkommen würde, und suchte zu erraten, was der nächste Abend bringen werde.

Am folgenden Abend, als sich alle im Hause bereits hingelegt hatten, öffnete Pokrowski seine Tür und begann, auf der Schwelle seines Zimmers stehend, ein Gespräch mit mir. Ich erinnere mich jetzt an kein einziges Wort mehr von alledem, was wir damals zueinander sagten; ich erinnere mich nur, daß ich verlegen war, in Verwirrung geriet, mich über mich selbst ärgerte und ungeduldig auf das Ende des Gespräches wartete, obgleich ich es selbst mit aller Kraft meiner Seele ersehnt, den ganzen Tag über davon geträumt und mir Fragen und Antworten zurechtgelegt hatte. An diesem Abende knüpften sich die ersten Bande unserer Freundschaft. Während der ganzen Dauer der Krankheit meiner Mutter brachten wir jede Nacht einige Stunden zusammen zu. Ich überwand allmählich meine Schüchternheit, obgleich ich nach jedem unserer Gespräche immer noch Anlaß fand, mich über mich selbst zu ärgern. Übrigens sah ich mit geheimer Freude und stolzer Befriedigung, daß er um meinetwillen seine ab-

scheulichen Bücher vergaß. Zufällig kam einmal das Gespräch im Scherz darauf, wie sie vom Regal heruntergefallen waren. Es war ein eigentümlicher Augenblick; ich war, glaube ich, gar zu aufrichtig und offenherzig; eine seltsame Glut und Begeisterung riß mich hin, und ich gestand ihm alles: daß ich hatte lernen und etwas wissen wollen, daß ich mich darüber geärgert hatte, für ein kleines Mädchen, für ein Kind gehalten zu werden. Ich wiederhole, daß ich mich in einer eigentümlichen Gemütsstimmung befand; das Herz war mir weich, die Tränen standen mir in den Augen; ich verbarg nichts; ich erzählte alles, alles: von meiner freundschaftlichen Gesinnung gegen ihn, von meinem Wunsche, ihn zu lieben, mit ihm in herzlichem Einvernehmen zu leben, ihn zu erheitern, zu beruhigen. Er sah mich mit einem seltsamen Blicke voll Verwirrung und Erstaunen an und sagte kein Wort zu mir. Ein schrecklicher Schmerz, eine tiefe Traurigkeit ergriff mich plötzlich. Es schien mir, als verstehe er mich nicht, als mache er sich vielleicht über mich lustig. Ich fing auf einmal an zu weinen wie ein Kind; ich schluchzte und konnte mich gar nicht beherrschen; es war, als ob ich einen Weinkrampf hätte. Er ergriff meine Hände, küßte sie, drückte sie an seine Brust, redete mir freundlich zu und tröstete mich; er war tief ergriffen; ich erinnere mich nicht, was er zu mir sagte; ich weiß nur noch, daß ich weinte und lachte und wieder weinte und errötete und vor Freude kein Wort herausbringen konnte. Indes bemerkte ich trotz meiner Aufregung, daß bei Pokrowski doch eine gewisse Verwirrung und Befangenheit zurückgeblieben war. Er schien sich über meine Begeisterung, über mein Entzücken, über meine so plötzliche, glühende, flammende Freundschaft doch höchlichst zu wundern. Vielleicht war ihm das alles anfangs lediglich

interessant gewesen; aber in der Folge schwand seine Unschlüssigkeit, und er nahm meine Anhänglichkeit, meine freundlichen Worte, meine Aufmerksamkeit mit dem gleichen schlichten, aufrichtigen Gefühle auf, erwiderte alles mit der gleichen Aufmerksamkeit und benahm sich so freundlich und liebreich gegen mich wie ein wahrer Freund, wie ein leiblicher Bruder. Mir war so warm, so wohl ums Herz. Ich verbarg und verheimlichte ihm nichts; er sah das alles und schloß sich mit jedem Tage enger an mich an.

Ich erinnere mich wirklich nicht, wovon wir miteinander in diesen qualvollen und zugleich wonnevollen Stunden unseres Zusammenseins in der Nacht bei dem zitternden Scheine des Lämpchens vor dem Heiligenbilde und fast dicht am Bette meiner armen kranken Mutter gesprochen haben. Von allem, was uns in den Sinn kam, was aus dem Herzen hervorbrach, was ausgesprochen zu werden verlangte, – und wir fühlten uns fast glücklich. Ach, es war eine traurige und zugleich frohe Zeit, beides zugleich, und auch jetzt macht mich die Erinnerung daran traurig und froh. Erinnerungen, mögen sie nun freudiger oder trüber Art sein, haben immer etwas Qualvolles; wenigstens ist das bei mir der Fall; aber auch in der Qual liegt eine gewisse Wonne. Und wenn einem das Herz bedrückt, krank und traurig ist, dann erfrischen und beleben die Erinnerungen es wieder, so wie Tautropfen an einem feuchten Abend nach einem heißen Tage eine arme, verschmachtete, von der Glut des Tages welk gewordene Blume erfrischen und beleben.

Meine Mutter war schon in der Genesung begriffen; aber ich saß immer noch nachts an ihrem Bette. Pokrowski gab mir häufig Bücher; ich las sie anfangs nur, um nicht einzuschlafen, dann aber aufmerksamer, dann mit einer wahren

Gier; unendlich viel Neues, bisher Ungeahntes, Unbekanntes tat sich auf einmal vor meinem geistigen Blicke auf. Ein Strom neuer Gedanken, neuer Empfindungen drang plötzlich auf mein Herz ein. Und je mehr Aufregung, Unruhe und Mühe mich die Aufnahme der neuen Eindrücke kostete, um so lieber waren sie mir, um so wonniger erschütterten sie meine ganze Seele. Sie drängten sich mit einem Male, plötzlich in mein Herz hinein und ließen es nicht mehr zur Ruhe kommen. Das seltsame Chaos, das so entstand, versetzte mein ganzes Wesen in Aufregung. Aber diese geistige Vergewaltigung konnte meinen Geist nicht ganz zerrütten. Dazu war ich zu schwärmerisch; das rettete mich.

Als die Krankheit meiner Mutter ihr Ende erreicht hatte, hörten unsere abendlichen Zusammenkünfte und langen Gespräche auf; nur manchmal gelang es uns, ein paar meist gleichgültige, unbedeutende Worte zu wechseln; aber es machte mir Freude, jedem solchen Worte eine besondere Bedeutung, einen besonderen, versteckten Sinn zu verleihen. Mein Leben war von einem Inhalte erfüllt; ich war glücklich; es war eine ruhige, stille Glücksempfindung. So vergingen mehrere Wochen.

Einmal kam der alte Pokrowski zu uns herein. Er plauderte lange mit uns und zeigte sich ungewöhnlich heiter, munter und gesprächig; er lachte und machte auf seine Art Witze; schließlich löste er uns das Rätsel seines Entzückens und teilte uns mit, gerade in einer Woche sei der Geburtstag seines lieben Peter; aus diesem Anlaß werde er unter allen Umständen zu seinem Sohne kommen; er werde seine neue Weste anziehen, und seine Frau habe versprochen, ihm ein Paar neue Stiefel zu kaufen. Kurz, der Alte war ganz selig und schwatzte alles mögliche, was ihm in den Sinn kam.

Sein Geburtstag! Dieser Geburtstag ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe. Ich nahm mir fest vor, Pokrowski einen Beweis meiner Freundschaft zu geben und ihm etwas zu schenken. Aber was? Schließlich verfiel ich darauf, ihm Bücher zu schenken. Ich wußte, daß er gern eine vollständige Sammlung der Werke Puschkins in der letzten Ausgabe gehabt hätte, und beschloß, ihm einen solchen Puschkin zu kaufen. Ich besaß dreißig Rubel eigenes Geld, das ich mir durch Handarbeiten verdient hatte; dieses Geld hatte ich zu einem neuen Kleide beiseitegelegt. Sogleich schickte ich unsere Köchin, die alte Matrona, hin, um zu fragen, was ein ganzer Puschkin koste. O weh! Der Preis aller elf Bände, mit Einband, betrug mindestens sechzig Rubel. Wo sollte ich das Geld hernehmen? Ich überlegte und überlegte und wußte nicht, wofür ich mich entscheiden sollte. Die Mutter bitten, das wollte ich nicht. Allerdings hätte die Mutter mir sicher geholfen; aber dann hätten alle im Hause von unserem Geschenke erfahren, und überdies wäre das Geschenk dann zu einer Erkenntlichkeit geworden, zu einer Bezahlung für die Mühe, die Pokrowski ein ganzes Jahr lang mit mir gehabt hatte. Ich wollte es ihm für mich allein schenken, ohne Wissen der andern. Für die Mühe aber, die er sich mit mir gegeben hatte, wollte ich ihm lebenslänglich dankbar sein ohne irgendwelche Bezahlung neben meiner Freundschaft. Endlich fand ich einen Weg, um aus dieser Schwierigkeit herauszukommen.

Ich wußte, daß man bei den Antiquaren im Kaufhofe ein Buch, das oft nur wenig gebraucht und fast ganz neu war, manchmal für den halben Preis kaufen konnte, wenn man nur tüchtig handelte. Ich nahm mir vor, jedenfalls nach dem Kaufhofe hinzugehen. Und es traf sich günstig: gleich am folgenden Tage bedurften sowohl wir als auch

Anna Fjodorowna etwas, was eingeholt werden mußte. Meine Mutter war nicht ganz wohl, und Anna Fjodorowna war glücklicherweise gerade zu faul, um selbst zu gehen; so wurde denn ich beauftragt, alles zu besorgen, und machte mich mit Matrona auf den Weg.

Zum Glück fand ich sehr bald einen Puschkin, und in sehr hübschem Einbande. Ich begann um ihn zu handeln. Zuerst forderte der Händler mehr, als das Werk in der Buchhandlung neu kostete; aber dann brachte ich, allerdings nicht ohne Mühe, durch mehrmaliges Hinausgehen ihn dazu, abzulassen und seine Forderung auf fünfunddreißig Rubel zu ermäßigen. Welches Vergnügen es mir machte, so abzuhandeln! Die arme Matrona begriff gar nicht, was mit mir vorgegangen war, und warum ich so viele Bücher kaufen wollte. Aber o Schrecken! Mein ganzes Kapital betrug nur dreißig Rubel, und der Antiquar weigerte sich, noch mehr abzulassen. Schließlich legte ich mich aufs Bitten und bat so lange, bis ich ihn endlich erweichte. Er ließ noch etwas ab, aber nur zwei und einen halben Rubel, und schwur, das tue er nur mir zuliebe, weil ich ein so nettes Fräulein sei; einem andern hätte er unter keinen Umständen so viel abgelassen. Es fehlten mir noch zwei und ein halber Rubel! Ich war nahe daran, vor Verdruß in Tränen auszubrechen. Aber ein ganz unerwarteter Umstand half mir in meinem Kummer.

Nicht weit von mir erblickte ich an einem andern Tische mit Büchern den alten Pokrowski. Um ihn drängten sich vier oder fünf Händler und machten ihn vollständig wirr und fassungslos. Jeder von ihnen bot ihm seine Ware an, und was empfahlen sie ihm nicht alles, und was wollte er nicht alles kaufen! Der arme Alte stand ganz verstört mitten unter ihnen da und wußte nicht, was er von den ihm ange-

botenen Büchern nehmen sollte. Ich trat zu ihm und fragte ihn, was er hier mache. Der Alte freute sich sehr, mich zu sehen; er liebte mich außerordentlich, vielleicht nicht weniger als seinen Peter. „Ich möchte ein paar Bücher kaufen, Warwara Alexejewna,“ antwortete er mir; „ich möchte für Peter ein paar Bücher kaufen. Es ist doch bald sein Geburtstag, und er hat die Bücher so gern, und da möchte ich ein paar für ihn kaufen.“ Der Alte drückte sich immer in einer komischen Weise aus, und jetzt befand er sich obendrein in der schrecklichsten Verlegenheit. Wenn er nach dem Preise eines Buches fragte, hieß es immer: „Vier Rubel“ oder „Sieben Rubel“ oder „Zehn Rubel“; bei den großen Büchern fragte er schon gar nicht mehr nach dem Preise, sondern sah sie nur begehrlich an, blätterte ein bißchen darin, drehte sie in den Händen herum und stellte sie wieder auf ihren Platz. „Nein, nein, das ist zu teuer,“ sagte er halblaut; „aber vielleicht etwas von diesen hier“, und mit diesen Worten fing er an, unter allerlei dünneren Heften (es waren Liederbücher, Kalender und dergleichen) herumzusuchen; diese waren alle sehr billig. „Aber warum wollen Sie denn so etwas kaufen?“ fragte ich ihn; „das ist ja doch lauter wertloses Zeug!“ – „Ach nein,“ antwortete er, „nein; sehen Sie nur, was das hier für hübsche Büchelchen sind; sehr, sehr hübsche Büchelchen!“ Die letzten Worte sagte er in so kläglichem, langgezogenem, singendem Tone, daß ich glaubte, er werde im nächsten Augenblick losweinen vor Verdruß über den hohen Preis guter Bücher, und es werde gleich ein Tränchen von seinen bleichen Backen auf seine rote Nase tropfen. Ich fragte ihn, ob er denn viel Geld habe. Der arme Kerl zog sein ganzes Geld heraus, das in ein schmutziges Stück Zeitungspapier gewickelt war, und zeigte es mir: es waren un-

gefähr drei Rubel. Ich zog ihn sogleich zu meinem Antiquar hin. „Diese ganzen elf Bände hier“, sagte ich, „kosten nur zweiunddreißig und einen halben Rubel; ich besitze dreißig Rubel; legen Sie zwei und einen halben zu, und wir kaufen alle diese Bücher und schenken sie ihm gemeinschaftlich.“ Der Alte wurde ganz sinnlos vor Freude, schüttete all sein Geld hin, und der Antiquar lud ihm unsere ganze gemeinsame Bibliothek auf. Mein alter Freund steckte sich alle Taschen voll Bücher, nahm die übrigen teils unter die Achseln teils auf die Arme und trug alles zu sich nach Hause, nachdem er mir sein Wort darauf gegeben hatte, sie alle am nächsten Tage heimlich zu mir zu bringen.

Am folgenden Tage kam der Alte zu seinem Sohne und saß wie gewöhnlich ein Stündchen bei ihm; dann kam er zu uns herein und setzte sich mit einer höchst komischen, geheimnisvollen Miene zu mir. Indem er sich lächelnd die Hände rieb in dem stolzen Bewußtsein, ein Geheimnis zu haben, teilte er mir mit, er habe die Bücher alle, ohne daß es jemand gemerkt hätte, zu uns in die Wohnung gebracht, und sie ständen in der Küche in einer Ecke unter Matronas Obhut. Dann ging das Gespräch naturgemäß auf den erwarteten Festtag über, und nun verbreitete sich der Alte ausführlich darüber, wie wir das Geschenk überreichen müßten; aber je tiefer er auf diesen Gegenstand einging, und je mehr er darüber sprach, um so deutlicher wurde es mir, daß er etwas auf dem Herzen hatte, was er nicht imstande war, nicht wagte, ja sogar sich fürchtete offen auszusprechen. Ich wartete und schwieg. Die geheime Freude und Glückseligkeit, die ich bis dahin leicht aus seinen sonderbaren Gebärden, aus seinem Grimassenschneiden und aus dem Zwinkern mit dem linken Auge erkannt hatte, war nun verschwunden.

Er wurde mit jedem Augenblick unruhiger und trüber; endlich konnte er sich nicht mehr halten.

„Hören Sie," begann er halblaut in schüchternem Tone, „hören Sie, Warwara Alexejewna, ... wissen Sie was, Warwara Alexejewna? ..." Der Alte war schrecklich verlegen. „Sehen Sie, wenn nun sein Geburtstag da ist, nehmen Sie dann doch, bitte, zehn Bände und schenken Sie sie ihm selbst, das heißt von sich aus, von Ihrer Seite; und ich werde dann bloß den elften Band nehmen und ihn ihm ebenfalls von mir aus schenken, das heißt speziell von meiner Seite. Auf diese Art, sehen Sie, werden sowohl Sie etwas zu schenken haben, als auch werde ich etwas zu schenken haben; wir werden beide etwas zu schenken haben." Hier geriet der Alte in Verwirrung und verstummte. Ich sah ihn an; er wartete in ängstlicher Spannung auf meine Entscheidung.

„Aber warum wollen Sie denn nicht, daß wir zusammen schenken, Sachar Petrowitsch?"

„Einen Grund habe ich eigentlich nicht, Warwara Alexejewna, einen Grund habe ich eigentlich nicht; ich meine nur ... hm ..." kurz, der Alte war höchst verlegen, wurde rot, verwickelte sich in seinen Redewendungen und konnte nicht vom Flecke kommen.

„Sehen Sie," begann er endlich seine Erklärung, „ich extravagiere manchmal, Warwara Alexejewna ... das heißt, ich will Ihnen gestehen, daß ich fast immer extravagiere, daß ich immer extravagiere ... ich tue, was nicht gut ist ... das heißt, wissen Sie, manchmal ist draußen eine solche Kälte, oder es kommen einem manchmal auch allerlei Unannehmlichkeiten vor, oder es ist einem traurig ums Herz, oder es passiert irgend etwas Schlechtes, na, da kann ich mich dann manchmal nicht beherrschen und extravagiere und trinke

manchmal ein Gläschen zuviel. Peter kann das gar nicht leiden. Sehen Sie, Warwara Alexejewna, er wird dann böse und schilt mich und macht mir moralische Vorhaltungen. Da möchte ich ihm nun jetzt durch mein Geschenk beweisen, daß ich mich bessere und anfange, mich gut zu führen. Ich möchte ihm zeigen, daß ich gespart habe, um das Buch zu kaufen, lange gespart habe; denn ich habe fast nie Geld, außer wenn mir Peter gelegentlich etwas gibt. Das weiß er. Also wird er sehen, wie ich mein Geld verwende, und wird erkennen, daß ich das alles nur aus Liebe zu ihm tue."

Der alte Mann tat mir furchtbar leid. Ich überlegte nicht lange. Er blickte mich voller Unruhe an.

„Hören Sie mal, Sachar Petrowitsch," sagte ich, „schenken Sie sie ihm doch alle!"

„Wie meinen Sie das? Alle Bände?"

„Nun ja, alle Bände."

„Und von mir aus?"

„Jawohl, von Ihnen aus."

„Nur von mir aus? Das heißt als mein eigenes Geschenk?"

„Nun ja, als Ihr eigenes Geschenk." Ich glaube, ich drückte mich sehr deutlich aus; aber der Alte konnte mich sehr lange nicht verstehen.

„Na ja," sagte er nach längerem Nachdenken, „ja. Das wird sehr gut sein; das würde recht gut sein; aber wie ist es dann mit Ihnen, Warwara Alexejewna?"

„Nun, ich werde eben nichts schenken."

„Wie!" rief der Alte, beinah erschrocken; „also Sie werden Peter nichts schenken? Also Sie wollen ihm nichts schenken?" Der Alte hatte einen ordentlichen Schreck bekommen; ich glaube, er war in diesem Augenblicke nahe daran, meinen Vorschlag nun doch abzulehnen, damit auch ich seinem

Sohne etwas schenken könnte. Er hatte ein gutes Herz, dieser alte Mann! Ich setzte ihm auseinander, daß ich mich allerdings freuen würde, etwas zu schenken, ihm aber das Vergnügen nicht nehmen wolle. „Wenn Ihr Sohn zufrieden sein wird“, fügte ich hinzu, „und Sie sich freuen werden, dann werde auch ich mich freuen; denn im geheimen, in meinem Herzen, werde ich die Empfindung haben, als ob ich wirklich mitgeschenkt hätte.“ Damit beruhigte sich der Alte vollständig. Er blieb noch zwei Stunden bei uns, konnte aber die ganze Zeit über nicht auf einem Fleck stillsitzen, tollte lärmend mit Sascha umher, küßte mich heimlich, kniff mich in den Arm und schnitt verstohlen hinter Anna Fjodorowna Grimassen. Anna Fjodorowna jagte ihn schließlich aus dem Hause hinaus. Kurz, der Alte war vor Entzücken dermaßen aus Rand und Band, wie er es vielleicht noch nie in seinem Leben gewesen war.

An dem feierlichen Tage erschien er Punkt elf Uhr unmittelbar nach der Messe, im anständig geflickten Frack und wirklich mit einer neuen Weste und mit neuen Stiefeln. Auf jedem Arm hatte er ein Paket Bücher. Wir saßen gerade alle bei Anna Fjodorowna in der guten Stube und tranken Kaffee (es war ein Sonntag). Der Alte fing, glaube ich, damit an, daß Puschkin ein sehr guter Dichter gewesen sei; dann kam er von diesem Gedanken ab und ging plötzlich zu etwas anderem über: man müsse sich gut führen, und wenn der Mensch sich nicht gut führe, so bedeute das, daß er extravagiere; durch schlechte Neigungen werde der Mensch verdorben und zugrunde gerichtet. Er zählte sogar einige Beispiele verhängnisvoller Unenthaltsamkeit auf und schloß mit der Bemerkung, er habe sich seit einiger Zeit völlig gebessert und führe sich jetzt gut, ja musterhaft. Er habe auch früher

schon die Richtigkeit der Ermahnungen seines Sohnes empfunden; das habe er alles schon längst empfunden und sich ins Herz geprägt; aber jetzt habe er angefangen, auch tatsächlich enthaltsam zu leben. Zum Beweise dessen schenke er ihm diese Bücher, die er für das im Laufe langer Zeit zusammengesparte Geld gekauft habe.

Ich konnte mich, als ich den armen Alten so reden hörte, der Tränen und des Lachens nicht enthalten; er verstand also doch auch zu lügen, wo es nötig war! Die Bücher wurden in Pokrowskis Zimmer getragen und auf dem Regal aufgestellt. Pokrowski hatte sofort die Wahrheit erraten. Der Alte wurde zum Mittagessen eingeladen. An diesem Tage waren wir alle überaus vergnügt. Nach Tische spielten wir Pfänderspiele und Karten; Sascha war sehr mutwillig und ausgelassen, und ich blieb nicht hinter ihr zurück. Pokrowski benahm sich gegen mich sehr aufmerksam und suchte immer eine Gelegenheit, mit mir allein zu sprechen; aber ich ließ es nicht dazu kommen. Das war der schönste Tag in diesen ganzen vier Jahren meines Lebens.

Jetzt aber kommen lauter traurige, schmerzliche Erinnerungen; es beginnt die Geschichte meiner trüben Tage. Vielleicht ist das der Grund, weshalb meine Feder sich langsamer zu bewegen beginnt und sich gewissermaßen weigert weiterzuschreiben. Das ist auch vielleicht der Grund, weshalb ich mit solcher Wonne und Liebe mir die geringsten Einzelheiten meines unbedeutenden Lebens und Treibens in meinen glücklichen Tagen ins Gedächtnis zurückgerufen habe. Diese Tage waren so kurz; auf sie folgte Leid, bittres Leid, und wann dieses aufhören wird, das weiß nur Gott allein.

Mein Unglück begann damit, daß Pokrowski krank wurde und starb.

Er erkrankte zwei Monate nach den letzten Ereignissen, die ich hier geschildert habe. In diesen zwei Monaten war er unermüdlich bemüht, sich Existenzmittel zu beschaffen; denn bisher hatte er noch keine gesicherte Stellung gehabt. Wie alle Schwindsüchtigen hielt auch er bis zum letzten Augenblicke an der Hoffnung fest, daß er noch sehr lange leben werde. Er konnte irgendwo eine Stelle als Lehrer bekommen; aber gegen diesen Beruf hatte er einen Widerwillen. In den Staatsdienst zu treten war ihm wegen seiner Kränklichkeit nicht möglich. Außerdem hätte er gar zu lange warten müssen, bis er das erste feste Gehalt bekommen hätte. Kurz, Pokrowski sah überall nur Mißerfolge, und das verbitterte ihn. Seine Gesundheit war zerrüttet; aber er bemerkte das nicht. Es kam der Herbst. Jeden Tag ging er in seinem leichten Mäntelchen aus, um in seiner Angelegenheit tätig zu sein, das heißt, um durch Bitten und Flehen irgendwo eine Stelle zu erlangen, ein Bemühen, das ihm eine seelische Qual war. Er bekam dabei nasse Füße, wurde vom Regen durchweicht und mußte sich schließlich ins Bett legen, von dem er nicht wieder aufstand. Er starb im Spätherbst, Ende Oktober.

Während der ganzen Dauer seiner Krankheit verließ ich sein Zimmer fast gar nicht; ich pflegte und wartete ihn. Oft schlief ich die ganze Nacht nicht. Er war nur selten bei Besinnung; häufig phantasierte er; er redete Gott weiß wovon, von seiner Stelle, von seinen Büchern, von mir, von seinem Vater, und da hörte ich vieles von seinen Verhältnissen, was ich vorher nicht gewußt und wovon ich keine Ahnung gehabt hatte. In der ersten Zeit der Krankheit sahen mich die Unsrigen alle mit etwas sonderbaren Blicken an, und Anna Fjodorowna schüttelte den Kopf. Aber ich sah allen frei in die

Augen, und sie tadelten mich nicht mehr wegen meiner Teilnahme für Pokrowski; wenigstens tat es meine Mutter nicht.

Manchmal erkannte mich Pokrowski; aber das war doch nur selten. Er war fast die ganze Zeit über ohne Bewußtsein. Zuweilen sprach er die ganzen Nächte über zu jemand, lange, lange Zeit, mit undeutlichen, unverständlichen Worten, und seine heisere Stimme klang in seinem engen Zimmer so dumpf wie in einem Sarge; dann bekam ich Angst. Besonders in der letzten Nacht war er wie ein Rasender. Er litt und quälte sich entsetzlich; sein Stöhnen zerriß mir das Herz. Alle im Hause waren erschrocken. Anna Fjodorowna betete fortwährend, Gott möge ihn doch recht bald zu sich nehmen. Der Arzt wurde gerufen. Er sagte, der Kranke werde am Vormittage sicher sterben.

Der alte Pokrowski verbrachte die ganze Nacht auf dem Flur, dicht bei der Tür zum Zimmer seines Sohnes; dort hatte man ihm eine Matte hingebreitet. Er kam alle Augenblicke ins Zimmer herein; er bot einen schrecklichen Anblick. Er war vom Kummer so niedergebeugt, daß es den Eindruck machte, als sei er ganz ohne Empfindung und ohne Gedanken. Sein Kopf wackelte vor Angst hin und her. Er selbst zitterte am ganzen Leibe und flüsterte immer etwas vor sich hin und redete mit sich selbst. Ich glaubte, er werde vor Gram den Verstand verlieren.

Vor Tagesanbruch war der Alte, von dem Seelenschmerze ermüdet, auf seiner Matte in einen todesähnlichen Schlaf gesunken. Zwischen sieben und acht Uhr begann der Sohn zu sterben; ich weckte den Vater. Pokrowski war bei vollem Bewußtsein und nahm von uns allen Abschied. Wunderbar: ich konnte nicht weinen; aber das Herz wollte mir in Stücke brechen.

Aber die größte Qual und Pein für mich waren seine letzten Augenblicke. Er bat mit seiner schon ungelenken Zunge lange, lange Zeit um etwas, und ich konnte mich aus seinen Worten nicht vernehmen. Mein Herz zog sich vor Schmerz zusammen. Eine ganze Stunde lang war er unruhig, härmte sich um irgend etwas, bemühte sich, mit seinen erkaltenden Händen ein Zeichen zu machen, und begann dann wieder mit dumpfer, heiserer Stimme kläglich zu bitten; aber seine Worte waren nur unzusammenhängende Laute, und ich konnte sie wieder nicht verstehen. Ich führte die Unsrigen einen nach dem andern zu ihm, reichte ihm zu trinken; aber er schüttelte immer traurig den Kopf. Endlich verstand ich, was er wollte. Er bat, daß das Rouleau in die Höhe gezogen und die Fensterläden geöffnet werden möchten. Er wollte gewiß zum letzten Male den Tag, Gottes Licht, die Sonne sehen. Ich zog das Rouleau auf; aber der anbrechende Tag war trüb und traurig wie das erlöschende Leben des armen Sterbenden. Die Sonne schien nicht; Wolken hielten den Himmel mit einer Nebeldecke verhüllt; es war ein feuchtes, mürrisches, trübseliges Wetter. Ein feiner Regen schlug gegen die Scheiben und floß in Streifen kalten, schmutzigen Wassers an ihnen herab; alles war trüb und dunkel. Nur matt drang das blasse Tageslicht ins Zimmer und überwand kaum das zitternde Licht des Lämpchens, das vor dem Heiligenbilde brannte. Der Sterbende sah mich tieftraurig an und schüttelte den Kopf. Eine Minute darauf starb er.

Für die Beerdigung sorgte Anna Fjodorowna selbst. Es wurde ein ganz einfacher Sarg gekauft und ein Arbeitswagen gemietet. Zur Deckung der Unkosten belegte Anna Fjodorowna alle Bücher und sonstigen Sachen des Verstorbenen mit Beschlag. Der Alte stritt mit ihr, machte Lärm,

nahm ihr die Bücher, so viele er nur konnte, weg, stopfte sich mit ihnen alle seine Taschen voll, legte sie in seinen Hut, und wohin er sonst noch konnte, schleppte sich mit ihnen die ganzen drei Tage lang herum und trennte sich selbst da nicht von ihnen, als wir in die Kirche gehen mußten. Alle diese Tage über war er wie besinnungslos, wie betäubt und machte sich mit einer seltsamen Geschäftigkeit immer um den Sarg zu schaffen; bald schob er das Stirnband der Leiche zurecht, bald zündete er die Kerzen an oder nahm sie weg. Man sah, daß seine Gedanken bei nichts ordentlich haften bleiben konnten. Weder meine Mutter noch Anna Fjodorowna waren in der Kirche beim Totenamte anwesend. Meine Mutter war krank; Anna Fjodorowna aber hatte sich schon vollständig zurechtgemacht, zankte sich dann jedoch mit dem alten Pokrowski so heftig, daß sie zu Hause blieb. So waren denn nur ich und der alte Mann dabei. Während der kirchlichen Feier überkam mich eine schreckliche Angst, wie eine Ahnung dessen, was mir die Zukunft bringen sollte. Ich konnte mich in der Kirche kaum auf den Beinen halten. Endlich wurde der Sarg geschlossen, zugenagelt, auf den Arbeitswagen gestellt und fortgefahren. Ich begleitete ihn nur bis zur nächsten Straßenecke. Der Kutscher fuhr im Trabe. Der Alte lief hinter dem Wagen her und weinte laut; infolge des Laufens klang sein Weinen zitternd und wurde oft unterbrochen. Der Arme verlor seinen Hut, blieb aber nicht stehen, um ihn aufzuheben. Sein Kopf wurde naß vom Regen; ein häßlicher Wind erhob sich; sein kalter Hauch schnitt einem ins Gesicht. Der Alte schien das Unwetter gar nicht zu spüren und lief weinend immer von einer Seite des Wagens zur anderen herüber. Die Schöße seines alten Rockes flatterten im Winde wie Flügel. Aus allen Taschen sahen Bücher

heraus; in den Händen hatte er ein sehr großes Buch, das er fest umklammert hielt. Die Vorübergehenden nahmen die Mützen ab und bekreuzten sich. Manche blieben stehen und blickten erstaunt nach dem armen Alten hin. Alle Augenblicke fielen ihm Bücher aus den Taschen in den Schmutz. Die Leute hielten ihn an und machten ihn auf den Verlust aufmerksam; dann hob er sie auf und lief wieder weiter, um den Sarg einzuholen. An der Ecke der Straße schloß sich ihm eine alte Bettlerin an, um ebenfalls den Sarg zu begleiten. Endlich bog der Wagen um eine Ecke und entschwand meinen Augen. Ich ging nach Hause und warf mich in furchtbarem Gram an die Brust meiner Mutter. Ich preßte sie fest in meine Arme, küßte sie, brach in einen Strom von Tränen aus und schmiegte mich angstvoll an sie, als ob ich das letzte Wesen, das mich liebte, in meinen Armen festhalten und dem Tode nicht hingeben wollte ... Aber der Tod schwebte schon über meiner armen Mutter . . . .

. . . .

Den 11. Juni.

Wie dankbar bin ich Ihnen für den gestrigen Spaziergang nach den Inseln, Makar Alexejewitsch! Wie frisch und schön es da war, und was für ein herrliches Grün! Ich hatte so lange nichts Grünes gesehen; als ich krank war, glaubte ich immer, ich müßte sterben, mein Tod sei sicher; da können Sie sich selbst sagen, was ich gestern empfinden und fühlen mußte! Seien Sie mir nicht böse deswegen, weil ich gestern so traurig war; ich fühlte mich sehr wohl und leicht; aber gerade in meinen glücklichsten Augenblicken werde ich seltsamerweise immer traurig. Und daß ich weinte, das hat weiter nichts zu bedeuten; ich weiß selbst nicht, warum

ich immer weine. Meine Nerven befinden sich in einem Zustande schmerzhafter Reizbarkeit; meine Empfindungen haben etwas Krankhaftes. Der wolkenlose, blasse Himmel, der Sonnenuntergang, die Abendstille, alles das . . . ich weiß nicht, wie es zuging . . . aber ich befand mich gestern in der Stimmung, alle äußeren Einwirkungen wie etwas Drückendes, Qualvolles zu empfinden, so daß mir das Herz übervoll wurde und meine Seele nach Tränen verlangte. Aber warum schreibe ich Ihnen das alles? Es ist schwer, sich selbst über all so etwas klar zu werden, und noch schwerer, es einem andern klarzumachen. Aber vielleicht verstehen Sie mich doch! – Traurigkeit und Lachen zu gleicher Zeit! Wie gut Sie doch sind, Makar Alexejewitsch! Gestern blickten Sie mir so viel in die Augen, um in ihnen meine Empfindungen zu lesen, und waren entzückt über mein Entzücken. Ein Strauch, eine Allee, ein Wasserstreifen – auf alles machten Sie mich aufmerksam und standen ganz stolz vor mir und sahen mir immer in die Augen, als ob Sie mir Ihre eigenen Besitzungen zeigten. Das beweist, daß Sie ein gutes Herz haben, Makar Alexejewitsch. Und eben deswegen liebe ich Sie. Nun leben Sie wohl! Ich bin heute wieder krank: ich habe mir gestern nasse Füße geholt und mich infolgedessen erkältet. Fedora ist ebenfalls krank, so daß wir jetzt beide herumkrunksen. Vergessen Sie mich nicht, und besuchen Sie mich recht oft!

Ihre

W. D.

Den 12. Juni.

Mein Täubchen, liebe Warwara Alexejewna!

Ich hatte geglaubt, liebes Kind, Sie würden mir den ganzen gestrigen Spaziergang in richtigen Versen beschrei-

ben, und da bekomme ich von Ihnen nur ein einziges, einfaches Blättchen! Indes muß ich sagen: Sie haben mir auf Ihrem Blättchen zwar nur wenig geschrieben, aber dafür alles sehr schön und hübsch geschildert. Die Natur und die verschiedenen Landschaftsbilder und alles übrige, was Sie da von den Gefühlen sagen – kurz, das haben Sie alles sehr gut beschrieben. Sehen Sie, ich meinerseits habe dazu kein Talent. Und wenn ich zehn Seiten vollschmiere, so kommt doch nichts Vernünftiges dabei heraus, keine ordentliche Schilderung. Ich habe es schon probiert. – Sie haben mir gesagt und geschrieben, meine Beste, daß ich ein guter, sanftmütiger Mensch sei, unfähig, dem Nächsten Schaden zuzufügen, und voll Verständnis für die Güte Gottes, die sich in der Natur offenbart, und haben mir noch manche andere derartige Lobsprüche erteilt. Das ist alles wahr, liebes Kind, das ist alles die volle Wahrheit; ich bin wirklich so beschaffen, wie Sie es sagen, und weiß das selbst; aber wenn man so etwas liest, wie Sie es da schreiben, dann wird einem unwillkürlich das Herz gerührt; nachher jedoch kommen einem allerlei schmerzliche Gedanken. Hören Sie nun einmal zu, liebes Kind; ich will Ihnen etwas erzählen, meine Beste.

Ich beginne damit, daß ich erst siebzehn Jahre alt war, als ich in den Dienst trat, und jetzt bald eine dreißigjährige Dienstzeit hinter mir habe. Na, was ist da viel zu sagen: ich habe eine ziemliche Anzahl von Uniformröcken abgetragen, bin ein Mann geworden, bin zu Verstand gekommen und habe die Menschen kennen gelernt; ich habe, das kann ich sagen, ich habe auf der Welt so gelebt, daß meine Vorgesetzten mich sogar einmal für das Verdienstkreuz vorschlagen wollten. Sie glauben das vielleicht nicht; aber ich lüge

Ihnen wirklich nichts vor. Es kam jedoch nicht dazu; es fanden sich schlechte Menschen, die es hintertrieben! Aber so viel kann ich Ihnen sagen, meine Beste: wenn ich auch ein ungebildeter Mensch, vielleicht auch ein dummer Mensch bin, so habe ich doch ein ebensolches Herz wie ein anderer. Wollen Sie also wissen, liebe Warwara, was so ein schlechter Mensch mir antat? Man schämt sich, es zu sagen, was er getan hat; Sie fragen wohl, weshalb er es getan hat? Deshalb, weil ich ein friedlicher, stiller, gutherziger Mensch bin! Ich war nicht ein Mensch nach ihrem Sinne; darum hackten sie auf mich los. In der ersten Zeit hieß es: „Hören Sie mal, Makar Alexejewitsch, so und so, haben Sie sich da auch nicht versehen?“ Dann wurde daraus: „Es wird wohl Makar Alexejewitsch gewesen sein, der es falsch gemacht hat.“ Und jetzt ist es schließlich darauf hinausgekommen: „Na, selbstverständlich ist es wieder Makar Alexejewitsch gewesen!“ Sehen Sie, liebes Kind, so hat sich die Sache entwickelt; immer ging's über Makar Alexejewitsch her; sie haben es verstanden, mich in unserer ganzen Kanzlei als ungeschickten Menschen in Verruf zu bringen. Und nicht genug damit, daß sie meinen Namen fast zu einer Art von Schimpfwort gemacht haben: auch über meine Stiefel, über meine Uniform, über mein Haar und über meine Figur hielten sie sich auf; alles war nicht nach ihrem Geschmacke, alles mußte ganz anders sein! Und das wiederholt sich so schon seit undenklichen Zeiten jeden Tag, den Gott werden läßt. Ich habe mich daran gewöhnt, weil ich mich an alles gewöhne, und weil ich ein friedlicher, unbedeutender Mensch bin; aber ich frage mich doch: womit habe ich das alles verdient? Was habe ich jemandem Böses getan? Habe ich jemandem beim Avancement eine bessere

Stelle weggeschnappt? Habe ich jemanden bei den Vorgesetzten angeschwärzt? Habe ich eine besondere Gratifikation für mich erbeten? Sie würden sich versündigen, wenn Sie so etwas von mir auch nur dächten, liebes Kind! Also wie komme ich denn zu all diesen Anfeindungen? Sehen Sie mich doch nur an, meine Beste: besitze ich denn hinreichende Fähigkeiten, um ein Ränkeschmied und Streber zu sein? Also wofür erleide ich all dieses Ungemach, Gott verzeihe es ihnen? Sie, meine Teure, halten mich doch für einen ehrenhaften Menschen, und Sie sind unvergleichlich viel besser als alle diese Leute, liebes Kind. Worin besteht die größte bürgerliche Tugend? Jewstafi Iwanowitsch sprach sich neulich in einem Privatgespräche dahin aus: die größte bürgerliche Tugend bestehe darin, daß man verstehe, Geld zu verdienen. Er sagte das im Scherz (ich weiß, daß er es im Scherz sagte); aber es lag darin die Moral, man müsse imstande sein, sich selbst zu unterhalten, und dürfe keinem andern zur Last fallen. Nun, ich falle niemandem zur Last! Ich habe mein eigenes Stück Brot, allerdings nur ein einfaches Stück Brot, das sogar manchmal alt und hart ist; aber ich habe es doch; es ist durch Arbeit erworben und wird in gesetzlich erlaubter, tadelloser Weise verwendet. Was ist zu machen? Ich weiß ja selbst, daß es keine großartige Leistung ist, wenn ich Abschriften mache; aber doch bin ich darauf stolz: ich arbeite und vergieße meinen Schweiß. Na, was ist denn eigentlich dabei, daß ich Abschriften mache? Ist es etwa eine Sünde, wenn man Abschriften macht? „Ach," heißt es, „er macht immer nur Abschriften!" Aber was ist denn daran unehrenhaft? Meine Handschrift ist deutlich und gut und sieht recht hübsch aus, und Seine Exzellenz sind damit zufrieden; ich schreibe für Seine Exzellenz die

wichtigsten Aktenstücke ab. Na, Stil besitze ich nicht; das weiß ich ja selbst, daß ich dieses verdammte Ding nicht besitze; darum bin ich auch im Dienste nicht vorwärts gekommen, und darum schreibe ich jetzt auch an Sie, meine Beste, ganz einfach, ohne kunstvolle Wendungen, so wie mir jeder Gedanke aus dem Herzen kommt. Ich weiß das alles; aber ich muß doch sagen: wenn alle Leute nur konzipieren wollten, wer würde denn dann die Abschriften machen? Das ist die Frage, die ich aufwerfe, und ich bitte Sie, sie zu beantworten, liebes Kind. Na, ich bin mir also jetzt bewußt, daß ich notwendig und unentbehrlich bin, und daß diejenigen unrecht tun, die einen Menschen durch leeres Geschwätz irremachen wollen. Na, mag ich auch meinetwegen eine Ratte sein, wenn man gefunden zu haben glaubt, daß ich mit diesem Tiere Ähnlichkeit habe! Aber diese Ratte ist notwendig; diese Ratte bringt Nutzen; auf die Leistungen dieser Ratte wird Wert gelegt, und diese Ratte wird eine Gratifikation erhalten, – sehen Sie, so eine Ratte ist das! – Indessen genug von diesem Gegenstande, meine Beste; ich wollte ja eigentlich gar nicht davon reden, aber ich bin ein bißchen in Hitze geraten. Indessen ist es ganz gut, wenn man von Zeit zu Zeit sich selbst Gerechtigkeit widerfahren läßt. Leben Sie wohl, meine Beste, mein Täubchen, Sie meine gutherzige Trösterin! Ich werde zu Ihnen kommen, werde bestimmt zu Ihnen kommen; ich werde Sie besuchen, mein Sternchen. Langweilen Sie sich bis dahin nicht! Ich werde Ihnen ein Buch mitbringen. Na, nun leben Sie wohl, liebe Warwara!

Ihr Freund, der Ihnen von Herzen alles Gute wünscht,

Makar Djewuschkin.

Den 20. Juni.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Ich schreibe Ihnen in großer Eile; denn ich muß eine Arbeit zu einem bestimmten Termine fertigstellen. Hören Sie, um was es sich handelt: Sie können einen guten Kauf machen. Fedora sagt, ein Bekannter von ihr habe einen funkelnagelneuen Uniformrock nebst Beinkleidern, Weste und Mütze zu verkaufen, und zwar, wie es heißt, alles sehr billig; sehen Sie, diese Sachen sollten Sie sich kaufen. Sie sind ja jetzt nicht in Geldnot, sondern haben Geld; Sie sagen ja selbst, daß Sie welches haben. Also bitte, seien Sie nicht geizig; Sie brauchen das ja alles notwendig. Sehen Sie sich nur einmal selbst an, in was für einem alten Anzuge Sie herumlaufen; es ist eine Schande! Alles geflickt! Neue Kleider besitzen Sie nicht; das weiß ich, obwohl Sie behaupten, Sie hätten welche. Gott weiß, wo Sie sie gelassen haben. Also hören Sie auf mich und kaufen Sie, bitte, die Sachen! Tun Sie es mir zu Gefallen; wenn Sie mich lieben, so kaufen Sie sie!

Sie haben mir Wäsche als Geschenk geschickt; aber hören Sie mal, Makar Alexejewitsch, Sie richten sich ja zugrunde. Es ist kein Spaß, wieviel Sie da für mich ausgegeben haben; das ist ja eine schreckliche Menge Geld! Was sind Sie für ein Verschwender! Ich bedurfte doch nichts; all das war vollkommen unnötig. Ich weiß und bin überzeugt, daß Sie mich lieben; es ist wirklich überflüssig, daß Sie mich durch Geschenke daran erinnern; mir aber ist es peinlich, sie von Ihnen anzunehmen; ich weiß, wieviel sie Ihnen kosten. Ein für allemal: lassen Sie es nun genug sein; hören Sie wohl? Ich bitte Sie inständig darum. Sie bitten mich, Makar Alexejewitsch, Ihnen eine Fortsetzung meiner Aufzeichnun-

gen zu schicken; Sie wünschen, ich möchte diese Aufzeichnungen zu Ende führen. Ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin, das niederzuschreiben, was ich niedergeschrieben habe! Aber meine Kraft reicht nicht dazu aus, jetzt von meiner Vergangenheit zu sprechen; ich mag nicht einmal an sie denken; diese Erinnerungen ängstigen mich. Von meiner armen Mutter zu reden, die ihr armes Kind diesen Ungeheuern zur Beute zurücklassen mußte, das wäre mir das Allerschrecklichste. Das Herz blutet mir bei der bloßen Erinnerung. Alles dies ist noch gar zu frisch; ich habe noch keine Zeit gehabt, meine Gedanken zu sammeln, geschweige denn mich zu beruhigen, obgleich das alles schon über ein Jahr her ist. Aber Sie wissen ja alles.

Ich habe Ihnen schon von Anna Fjodorownas jetzigen Plänen gesprochen. Sie beschuldigt mich der Undankbarkeit und weist ihrerseits jede Beschuldigung zurück, als hätte sie mit Herrn Bykow im Einverständnis gehandelt! Sie fordert mich auf, zu ihr zurückzukehren; sie sagt, ich sei jetzt geradezu eine Bettlerin und sei auf schlechte Wege geraten. Wenn ich zu ihr zurückkäme, so werde sie es auf sich nehmen, die ganze Sache mit Herrn Bykow in Ordnung zu bringen; sie werde ihn veranlassen, alles, was er mir zuleide getan habe, wieder gutzumachen. Sie sagt, Herr Bykow wolle mir eine Mitgift geben. Ich will damit nichts zu tun haben. Es geht mir auch hier gut, im Verkehr mit Ihnen, bei meiner guten Fedora, die mich durch ihre Anhänglichkeit an meine selige Kinderfrau erinnert. Sie sind zwar nur ein entfernter Verwandter von mir; aber Sie beschützen mich durch Ihren geachteten Namen. Aber jene Menschen kenne ich nicht; ich werde sie vergessen, wenn ich es vermag. Was wollen sie noch von mir? Fedora sagt, das sei alles

nur leeres Geschwätz, und sie würden mich schließlich in Ruhe lassen. Das gebe Gott!

W. D.

Den 21. Juni.

Mein Täubchen, mein liebes Kind!

Ich will Ihnen schreiben; aber ich weiß nicht, womit ich anfangen soll. Es ist doch gar zu seltsam, liebes Kind, daß ich jetzt so mit Ihnen zusammen lebe. Ich sage das in dem Sinne, daß ich meine Tage noch nie so freudvoll verbracht habe. Es ist gerade, als hätte mich der liebe Gott mit einem Häuschen und mit einer Familie gesegnet! Sie sind mein Kindchen, mein allerliebstes Kindchen! Aber was reden Sie da von den vier Hemdchen, die ich Ihnen geschickt habe! Sie hatten sie doch nötig; das hatte ich von Fedora gehört. Mir aber, liebes Kind, ist das eine ganz besondere Freude, Ihnen irgendwelchen Dienst zu erweisen; das macht mich glücklich; also lassen Sie mich nur gewähren, liebes Kind; stören Sie mich darin nicht, und protestieren Sie nicht dagegen! – Ich habe noch nie in dieser Weise gelebt wie jetzt, mein Herzchen. Ich komme jetzt ordentlich mit Menschen in Verkehr. Erstens lebe ich zu zweien, da Sie zu meiner Herzensfreude in meiner nächsten Nähe leben; und zweitens hat mich heute ein anderer Mieter, mein Nachbar Ratassjajew, eben der Beamte, bei dem die literarischen Abendgesellschaften stattfinden, zum Tee eingeladen. Heute findet eine Zusammenkunft statt; es soll etwas Literarisches vorgelesen werden. Sehen Sie, liebes Kind, so lebe ich jetzt, so lebe ich! Na, nun leben Sie wohl! Ich habe das alles ja nur so ohne jede besondere Absicht geschrieben, bloß um Sie von meinem Wohlergehen zu benachrichtigen. Sie ha-

ben mir durch Teresa sagen lassen, mein Herzchen, daß Sie farbige Seide zum Sticken brauchen; ich werde Ihnen welche kaufen, liebes Kind, ich werde Ihnen welche kaufen, ich werde die Seide kaufen. Gleich morgen werde ich die Freude haben, Sie vollständig zufriedenzustellen. Ich weiß auch schon, wo ich sie kaufen werde. Ich selbst aber verbleibe

Ihr aufrichtiger Freund

Makar Djewuschkin.

Den 22. Juni.

Geehrtes Fräulein Warwara Alexejewna!

Ich teile Ihnen mit, meine Beste, daß in unserer Wohnung ein sehr betrübendes Ereigni's stattgefunden hat, ein Ereignis, das das tiefste Mitleid erwecken muß! Heute morgen zwischen vier und fünf Uhr ist bei Gorschkows der kleine Knabe gestorben. Ich weiß nicht woran; ob es Scharlach gewesen ist, Gott mag es wissen! Ich machte ihnen einen Besuch. Ach, liebes Kind, wie ärmlich sieht es bei denen aus! Und was herrscht da für eine Unordnung! Es ist ja auch kein Wunder: die ganze Familie wohnt in einem einzigen Zimmer, das nur um des Anstandes willen durch einen kleinen Bettschirm abgeteilt ist. Es steht auch schon ein kleiner Sarg bei ihnen, ein ganz einfacher, aber recht hübscher kleiner Sarg; sie haben ihn fertig gekauft; der Knabe war etwa neun Jahre alt und soll gute Hoffnungen erweckt haben. Aber es ist ein Jammer, die Leute anzusehen, liebe Warwara! Die Mutter weint nicht, ist aber so furchtbar traurig, die Ärmste. Sie werden es ja jetzt vielleicht etwas leichter haben, da ihnen die Kinderlast um eines verringert ist; aber es sind ihnen noch zwei geblieben, ein Säugling und ein kleines Mädchen; so etwas über sechs Jahre wird

sie alt sein. Was muß das auch für ein Schmerz sein, ein Kind leiden zu sehen, und noch dazu ein eigenes Kind, und ihm nicht helfen zu können! Der Vater sitzt in einem alten Frack voller Fettflecke auf einem zerbrochenen Stuhle. Die Tränen laufen ihm über das Gesicht, aber vielleicht nicht einmal vor Gram, sondern nur so gewohnheitsmäßig, denn die Augen triefen ihm immer. Er ist ein so wunderlicher Mensch! Immer errötet er, wenn man mit ihm spricht, wird verlegen und weiß nicht, was er antworten soll. Das kleine Mädchen, das Töchterchen, stand an den Sarg gelehnt da; das arme Ding war so ernst und trübsinnig! Ich mag das nicht, liebe Warwara, wenn ein Kind trübsinnig ist; das ist mir ein schmerzlicher Anblick! Eine Puppe aus Lumpen lag neben ihr auf dem Fußboden; sie spielte nicht damit, sie hatte ein Fingerchen an die Lippen gelegt; so stand sie still da, ohne sich zu rühren. Die Wirtin gab ihr ein Stückchen Zuckerwerk; sie nahm es hin, aß es aber nicht. Das ist traurig, liebe Warwara, nicht wahr?

Makar Djewuschkin.

Den 25. Juni.

Liebster Makar Alexejewitsch! Ich schicke Ihnen Ihr Buch zurück. Das ist ja ein ganz wertloses Ding, das man überhaupt nicht in die Hand nehmen sollte. Wo haben Sie denn diesen Schatz ausgegraben? Ohne Scherz, gefallen Ihnen denn solche Bücher wirklich, Makar Alexejewitsch? Sie versprachen mir doch neulich bestimmt, mir etwas zum Lesen zu verschaffen. Ich werde auch mit Ihnen teilen, wenn Sie wollen. Jetzt aber auf Wiedersehen! Ich habe wirklich keine Zeit mehr zum Schreiben.

W. D.

Den 26. Juni.

Liebe Warwara! Die Sache ist nämlich die, daß ich das Büchelchen tatsächlich nicht gelesen hatte, liebes Kind. Allerdings, ein bißchen habe ich darin gelesen; ich sah, daß es dummes Zeug war, nur so zum Amüsement geschrieben, um die Leute zum Lachen zu bringen; na, dachte ich, es wird wohl wirklich ein lustiges Buch sein; vielleicht gefällt es meiner lieben Warwara; na, und da habe ich es Ihnen ohne weiteres geschickt.

Aber nun hat mir Ratasjajew versprochen, mir etwas wirklich Wertvolles zum Lesen zu geben; na, da werden Sie reichlich mit Büchern versorgt sein, liebes Kind. Ratasjajew ist ein Kenner, ein feiner Kopf; er schreibt selbst; ach, und wie schreibt er! Er führt eine so kühne Feder und hat riesig viel Stil, das heißt, in jedem Worte liegt so etwas drin, in dem unbedeutendsten, gewöhnlichsten, geringsten Worte, wie ich zum Beispiel manchmal etwas zu Faldoni oder zu Teresa sage, auch in so etwas weiß er Stil hineinzulegen. Ich nehme jetzt auch an seinen Abendgesellschaften teil. Wir rauchen Tabak, und er liest uns vor, manchmal fünf Stunden lang, und wir hören immer zu. Es sind wahre Leckerbissen der Literatur! Etwas ganz Entzückendes, Blumen, geradezu Blumen; aus jeder Seite könnte man einen Strauß binden! Er ist ein so umgänglicher, gutherziger, freundlicher Mensch. Na, was bin ich ihm gegenüber, ja was? Ein Nichts. Er ist ein Mann von Ruf, und was bin ich? Ich existiere einfach nicht; und doch erweist er mir Wohlwollen. Ich mache ihm manchmal Abschriften. Aber glauben Sie nur ja nicht, liebe Warwara, daß er dabei einen materiellen Vorteil im Auge hätte und mir sein Wohlwollen eben deswegen erwiese, weil ich für ihn Abschriften mache. Schen-

ken Sie solchen Klatschereien keinen Glauben, liebes Kind; schenken Sie diesen häßlichen Klatschereien keinen Glauben! Nein, ich tue das ganz von selbst, aus freien Stücken, um ihm eine Freude zu machen; und wenn er mir sein Wohlwollen erweist, so tut auch er das seinerseits, um mir eine Freude zu machen. Ich weiß das Taktvolle seines Benehmens zu würdigen, liebes Kind. Er ist ein guter, sehr guter Mensch und ein unvergleichlicher Schriftsteller.

Sie ist doch eine schöne Sache, die Literatur, liebe Warwara, eine sehr schöne Sache; das habe ich erst noch vorgestern von denen gehört. Eine tiefe Sache! Sie stärkt den Menschen das Herz und belehrt sie, und noch vieles andere steht darüber in einem Buche geschrieben, das sie da haben. Das ist darin sehr schön auseinandergesetzt. Die Literatur ist ein Gemälde, das heißt in gewissem Sinne ein Gemälde und ein Spiegel; da sind Leidenschaften und treffender Ausdruck und feine Kritik und Anleitung zu erbaulichem Nachdenken; die Literatur ist ein Dokument. Das sind alles Gedanken, die ich bei denen eingeheimst habe. Ich sage Ihnen offenherzig, liebes Kind: wenn ich da unter ihnen sitze und zuhöre (und wohl auch, ebenso wie sie, meine Pfeife rauche), und wenn sie dann anfangen zu debattieren und über allerlei Gegenstände zu disputieren, dann passe ich schon einfach, liebes Kind; Leutchen wie Sie und ich müssen da reinweg passen. Ich komme mir dann geradezu wie ein dummer Tölpel vor und schäme mich vor mir selbst. Ich suche dann den ganzen Abend über in meinem Gehirnkasten nach, um wenigstens ein kleines Wörtchen zu der gemeinsamen Erörterung des Gegenstandes beizusteuern; aber selbst so ein kleines Wörtchen vermag ich absolut nicht zu finden! Und ich tue mir selbst leid, liebe Warwara, daß ich so gar nichts

Ordentliches, nichts Rechtes bin, daß bei mir, wie man sich ausdrückt, der Verstand nicht mit dem Körper mitgewachsen ist. Was tue ich denn jetzt in meiner freien Zeit? Ich schlafe wie ein kompletter Dummkopf. Aber statt zu schlafen könnte man sich doch auch mit etwas Angenehmem beschäftigen; man könnte sich hinsetzen und etwas schreiben. Davon hätte man selbst Nutzen und andere Leute Vergnügen. Und sehen Sie nur einmal an, liebes Kind, wieviel diese Menschen einnehmen; es ist eine wahre Sünde! Da ist zum Beispiel gleich Ratasjajew – was hat der Mensch für Einnahmen! Einen Bogen vollzuschreiben, das ist für ihn gar nichts, und an manchem Tage hat er schon fünf Stück vollgeschrieben, und für jeden Bogen bekommt er, wie er sagt, dreihundert Rubel. Da schreibt er irgendeine kleine Anekdote oder sonst etwas Interessantes: „Fünfhundert Rubel; gib's oder gib's nicht; meinetwegen platze vor Ärger; aber gib's! Wenn nicht, dann nehme ich ein andermal tausend!" Was sagen Sie dazu, Warwara Alexejewna? Und noch mehr: er hat da ein Heftchen mit Gedichten, und es sind alles nur so kleine Gedichtchen; dafür verlangt er siebentausend Rubel, liebes Kind; nun denken Sie mal an! Dafür kann man ja schon ein Gut kaufen oder ein Zinshaus! Er sagt, fünftausend seien ihm geboten worden; das wolle er aber nicht nehmen. Ich habe ihm zugeredet und gesagt: „Nehmen Sie doch die fünftausend Rubel von ihnen an, bester Freund, und drehen Sie dann den Kerlen den Rücken zu; fünftausend Rubel, das ist doch schon ein schönes Stück Geld!" „Nein," sagt er, „sie sollen siebentausend geben, die Schurken." So ein geriebener Patron ist er, wahrhaftig!

Da ich aber nun einmal darauf zu reden gekommen bin, so werde ich Ihnen, liebes Kind, in Gottes Namen eine

kleine Stelle aus den „Italienischen Leidenschaften" herschreiben. So heißt nämlich eines seiner Werke. Lesen Sie also, liebe Warwara, und urteilen Sie selbst!

„. . . Wladimir fuhr zusammen; die Leidenschaften brodelten wild in ihm, und sein Blut siedete . . .

„‚Gräfin,' rief er, ‚Gräfin! Wissen Sie, wie furchtbar diese Leidenschaft ist, wie grenzenlos dieser Wahnsinn? Nein, meine Zukunftsträumereien haben mich nicht betrogen! Ich liebe, liebe enthusiastisch, rasend, wahnsinnig! Alles Blut deines Mannes wird nicht vermögen, das wahnsinnige, siedende Entzücken meiner Seele zu löschen! Nichtige Hindernisse werden das alleszerstörende höllische Feuer, das meine erschöpfte Brust durchfurcht, nicht aufhalten. O Sinaida, Sinaida! . . .'

„‚Wladimir! . . .' flüsterte die Gräfin außer sich und lehnte sich an seine Schulter.

„‚Sinaida!' rief der entzückte Smelski.

„Aus seiner Brust stieg dampfend ein Seufzer. Mit heller Flamme schlug das Feuer auf dem Altar der Liebe in die Höhe und durchfurchte die Brust der beiden unglücklichen Dulder.

„‚Wladimir!' flüsterte die Gräfin wie berauscht. Ihre Brust hob sich, ihre Wangen färbten sich dunkelrot, ihre Augen brannten . . .

„Die neue, schreckliche Ehe wurde vollzogen!

. . . .

„Eine halbe Stunde darauf trat der alte Graf in das Boudoir seiner Frau.

„‚Was meinst du, mein Herzchen? Wollen wir nicht für unsern lieben Gast den Samowar aufstellen lassen?' sagte er und klopfte seiner Frau sanft auf die Backe . . ."

Nun, da haben Sie eine Probe, und jetzt frage ich Sie, liebes Kind: wie finden Sie das? Es ist ja allerdings ein bißchen frei; das will ich nicht bestreiten; aber dafür ist es schön. Was schön ist, bleibt schön! Und nun erlauben Sie, daß ich Ihnen noch ein Bruchstück von einer Novelle „Jermak und Suleika" herschreibe.

Stellen Sie sich vor, liebes Kind, daß der Kosak Jermak, der wilde, grausame Eroberer Sibiriens, in Suleika, die Tochter des sibirischen Königs Kutschum, die er gefangen genommen hat, verliebt ist. Das Ereignis fällt, wie Sie sehen, gerade in die Zeiten Iwans des Schrecklichen. Hier ist das Gespräch Jermaks und Suleikas.

„‚Du liebst mich, Suleika! O, sage es noch einmal, noch einmal! . . .'

„‚Ich liebe dich, Jermak!' flüsterte Suleika.

„‚Himmel und Erde, ich danke euch! Ich bin glücklich! . . . Ihr habt mir alles, alles gegeben, wonach mein aufgeregter Geist seit meinen Knabenjahren gestrebt hat. Also hierher hast du mich geführt, mein Leitstern; also deswegen hast du mich hierher geführt über den steinernen Gürtel des Ural! Der ganzen Welt werde ich meine Suleika zeigen, und die Menschen, diese rasenden Ungeheuer, werden es nicht wagen, mich zu beschuldigen! O, wenn ihnen die geheimen Leiden der zarten Seele dieses Mädchens verständlich wären, wenn sie fähig wären, zu sehen, welch eine Poesie in einer einzigen Träne meiner Suleika liegt! O, laß mich mit Küssen diese Träne trocknen; laß mich sie wegtrinken, diese himmlische Träne . . . du überirdisches Wesen!'

„‚Jermak,' sagte Suleika, ‚die Welt ist böse, und die Menschen sind ungerecht! Sie werden uns verfolgen und über uns den Stab brechen, mein teurer Jermak! Was wird das

arme Mädchen, das inmitten der heimatlichen Schneefelder Sibiriens in der Jurte seines Vaters aufwuchs, in eurer kalten, eisigen, herzlosen, eigennützigen Welt anfangen? Die Menschen werden mich nicht verstehen, du mein Teurer, mein Geliebter!‘

„‚Dann wird mein Kosakensäbel ihnen pfeifend um den Kopf fahren!‘ schrie Jermak, wild die Augen rollend . . .“

Aber was meinen Sie? Wie wird diesem Jermak nun zumute sein, liebe Warwara, wenn er erfährt, daß seine Suleika ermordet ist? Der blinde alte Kutschum hat sich, die Dunkelheit der Nacht benutzend, in Jermaks Abwesenheit in dessen Zelt geschlichen und seine eigene Tochter ermordet, um seinem Feinde Jermak, der ihm Zepter und Krone geraubt hat, einen tödlichen Schlag zu versetzen.

„‚Ich will mein Eisen am Steine schärfen!‘ schrie Jermak in wildem Grimme und wetzte sein stählernes Messer am Schamanensteine. ‚Ich muß das Blut aller dieser Menschen sehen, ihr Blut! Martern will ich sie, martern, martern!!!‘“

Und zum Schlusse stürzt Jermak, der nicht imstande ist seine Suleika zu überleben, sich in den Irtysch, und damit endet alles.

Und nun noch beispielsweise ein kleines Bruchstück im scherzhaften Genre; es ist absichtlich dazu geschrieben, um die Leute zum Lachen zu bringen.

„Kennen Sie Iwan Prokofjewitsch Scheltopus? Na, das ist der, der einmal Prokofi Iwanowitsch ins Bein gebissen hat. Iwan Prokofjewitsch ist ein Mann, der einen unbeugsamen Charakter, dafür aber auch seltene Tugenden besitzt; im Gegensatze zu ihm ist Prokofi Iwanowitsch ein großer Freund von Rettig mit Honig. Nun also, als noch Pelageja Antonowna mit ihm bekannt war . . . Sie kennen doch Pe-

lageja Antonowna? Na, das ist die, die immer ihren Rock mit dem Futter nach außen anzieht ...“

Das ist doch Humor, liebe Warwara, richtiger Humor! Wir schüttelten uns vor Lachen, als er es uns vorlas. So ein Mensch ist das, Gott verzeihe es ihm! Übrigens, liebes Kind, ist das ja zwar ein bißchen phantastisch und sehr spaßhaft, aber dabei doch harmlos, ohne die geringste Freidenkerei und ohne liberale Anschauungen. Ich muß noch bemerken, liebes Kind, daß Ratassjajew sich vorzüglich zu benehmen weiß und ebendarum ein ausgezeichneter, von anderen stark verschiedener Schriftsteller ist.

Aber was meinen Sie, es kommt mir manchmal der Gedanke in den Kopf ... na, wie wär's, wenn ich etwas schriebe? Na, was würde dann geschehen? Nehmen wir zum Beispiel an, daß plötzlich mir nichts dir nichts ein Büchelchen in der Welt erschiene mit dem Titel: „Gedichte von Makar Djewuschkin“! Na, was würden Sie dann sagen, mein Engelchen? Wie würde Ihnen das vorkommen, und was würden Sie dabei denken? Was mich betrifft, liebes Kind, so kann ich Ihnen sagen: sowie mein Büchelchen in der Welt erschienen wäre, würde ich entschieden nicht mehr wagen, mich auf dem Newski-Prospekte zu zeigen. Wie würde mir zumute sein, wenn jeder sagte: „Da geht der Schriftsteller und Dichter Djewuschkin; das ist Djewuschkin selbst!“ Na, was sollte ich dann zum Beispiel mit meinen Stiefeln anfangen? Beiläufig bemerkt, liebes Kind, die sind fast immer geflickt, und auch die Sohlen sehen (die Wahrheit zu sagen) manchmal sehr wenig anständig aus. Na, was wäre das für eine Geschichte, wenn alle erführen, daß der Schriftsteller Djewuschkin geflickte Stiefel trägt! Wenn so eine Gräfin oder Herzogin das erführe, was würde die dazu sagen, mein Herz-

chen? Sie würde es vielleicht nicht selbst bemerken; denn ich denke mir, Gräfinnen und Herzoginnen kümmern sich nicht um Stiefel, und noch dazu um Beamtenstiefel (denn zwischen Stiefeln und Stiefeln ist noch ein Unterschied); aber andere würden ihr alles erzählen, und meine eigenen Freunde würden mich verraten. Ratasjajew würde der erste sein, der mich verriete; er verkehrt bei der Gräfin W. und besucht sie, wie er sagt, jedesmal ganz ohne Umstände. Er sagt, sie sei eine Seele von Frau, eine literarisch gebildete Dame. Ein schlauer Kunde, dieser Ratasjajew.

Aber nun genug von diesem Gegenstande; ich schreibe das ja alles nur so zum Spaß, mein Engelchen, um Sie ein bißchen zu amüsieren. Leben Sie wohl, mein Täubchen! Ich habe Ihnen hier vieles zusammengeschrieben; aber das kommt besonders daher, daß ich mich heute in sehr vergnügter Stimmung befinde. Wir haben heute alle zusammen bei Ratasjajew zu Mittag gegessen, und da setzten sie (es ist ein ausgelassenes Völkchen, liebes Kind,) so einen süßen Likör in Gang ... na, was soll ich Ihnen davon noch weiter schreiben! Denken Sie nur dabei nichts Schlechtes von mir, liebe Warwara! Was ich da schreibe, ist ja alles nicht so ernst gemeint. Bücher werde ich Ihnen schicken; ganz bestimmt werde ich Ihnen welche schicken. Es geht hier jetzt ein Buch von Paul de Kock von Hand zu Hand; aber den Paul de Kock sollen Sie nicht bekommen, liebes Kind. Nein, nein! Paul de Kock, der ist nichts für Sie. Man sagt von ihm, liebes Kind, er versetze alle Petersburger Kritiker in eine edle Entrüstung. Ich schicke Ihnen ein Pfündchen Konfekt; ich habe es extra für Sie gekauft. Essen Sie es, mein Herzchen, und denken Sie bei jedem Stückchen an mich! Nur knabbern Sie den Kandis nicht, sondern lutschen Sie ihn

bloß; sonst tun Ihnen die Zähnchen weh. Vielleicht mögen Sie auch gern kandierte Früchte? Schreiben Sie mir das doch! Na, nun leben Sie wohl, leben Sie wohl! Christus sei mit Ihnen, mein Täubchen! Ich verbleibe für immer

Ihr treuester Freund

Makar Djewuschkin.

Den 27. Juni.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Fedora sagt, wenn ich wolle, so gebe es Leute, die sich meiner gern annehmen und mir bei einer Familie eine sehr gute Stelle als Gouvernante verschaffen würden. Wie denken Sie darüber, mein Freund: soll' ich es tun oder nicht? Ich würde Ihnen dann allerdings nicht mehr zur Last fallen, und es scheint auch eine einträgliche Stelle zu sein; aber andrerseits ist es mir ein bängliches Gefühl, in ein unbekanntes Haus zu gehen. Es ist eine Gutsbesitzerfamilie. Sie werden über mich Erkundigungen einziehen; sie werden mich neugierig befragen; was werde ich ihnen da sagen? Zudem bin ich so menschenscheu, eine Freundin der Einsamkeit; ich sitze gern so lange wie möglich in meinem gewohnten Stübchen. Am wohlsten fühlt man sich da, wo man zu leben gewohnt ist: wenn man da auch halb Freude halb Leid hat, man fühlt sich da doch am wohlsten. Außerdem müßte ich von hier nach auswärts ziehen; und Gott weiß, worin meine Obliegenheiten bestehen würden; vielleicht würden sie mich einfach die Kinder warten lassen. Und es müssen doch auch eigentümliche Menschen sein: sie wechseln jetzt schon zum dritten Male in zwei Jahren die Gouvernante. Ich bitte Sie inständig, Makar Alexejewitsch, geben Sie mir einen Rat: soll ich es tun oder nicht? – Aber warum kommen Sie

niemals selbst zu mir? Sie zeigen sich so sehr selten! Wir sehen uns ja fast nur Sonntags bei der Messe. Wie menschenscheu Sie sind! Sie sind gerade so wie ich! Ich bin ja auch beinah Ihre Verwandte. Sie lieben mich gewiß nicht, Makar Alexejewitsch; ich aber fühle mich oft, wenn ich so allein bin, sehr traurig. Da sitze ich nun manchmal, besonders in der Dämmerzeit, so mutterseelenallein da. Fedora ist in Geschäften ausgegangen. Ich sitze und denke und denke, und da erinnere ich mich an längst Vergangenes, an Freudiges und Trauriges; alles zieht vor meiner Seele vorüber; alles taucht wie aus einem Nebel auf. Bekannte Gesichter erscheinen (ich sehe sie beinah leibhaftig vor mir); am häufigsten sehe ich meine Mutter ... Und was habe ich für Träume! Ich fühle, daß meine Gesundheit erschüttert ist; ich bin so schwach; heute zum Beispiel, als ich am Morgen aus dem Bette aufstand, wurde mir schlecht; und außerdem habe ich auch einen so bösen Husten! Ich fühle, ich weiß, daß ich bald sterben werde. Wer wird mich beerdigen? Wer wird hinter meinem Sarge hergehen? Wer wird um mich trauern? Und da werde ich nun vielleicht an einem fremden Orte sterben müssen, in einem fremden Hause, in einem fremden Kämmerchen! ... O Gott, wie traurig ist das Leben, Makar Alexejewitsch! – Warum füttern Sie mich immer mit Konfekt, mein Freund? Ich weiß wirklich nicht, wo Sie so viel Geld hernehmen. Ach, mein Freund, sparen Sie das Geld; ich bitte Sie inständig, sparen Sie es! – Fedora ist jetzt dabei, einen Teppich zu verkaufen, den ich gestickt habe; es werden dafür fünfzig Rubel Papier geboten. Das ist ein sehr guter Preis; ich hatte weniger erwartet. Ich werde Fedora zehn Rubel geben, und mir werde ich ein Kleid machen, ein ganz einfaches, aber warmes. Ihnen werde ich eine Weste ma-

chen; ich werde sie selbst nähen und einen guten Stoff dazu aussuchen.

Fedora hat mir ein Buch verschafft: „Bjelkins Erzählungen", das ich Ihnen schicke, wenn Sie es lesen wollen. Ich bitte nur, es nicht zu beflecken und es nicht zu lange zu behalten, da es fremden Leuten gehört; es ist ein Werk von Puschkin. Vor zwei Jahren las ich diese Novellen mit meiner Mutter zusammen, und jetzt war es mir eine so traurige Empfindung, sie wieder durchzulesen. Wenn Sie irgendwelche Bücher haben, so schicken Sie sie mir, aber nur wenn Sie sie nicht von Ratassjajew bekommen haben. Er wird Ihnen gewiß etwas von seinen eigenen Schriften geben, wenn er schon etwas hat drucken lassen. Wie können Ihnen nur seine Schriften gefallen, Makar Alexejewitsch? So ein wertloses Zeug ... Nun, dann leben Sie wohl! Wie ich ins Plaudern hineingeraten bin! Wenn mir traurig zumute ist, dann macht es mir immer Freude zu plaudern, worüber es auch sei. Das ist für mich eine Arzenei: es wird mir sogleich leichter, besonders wenn ich alles aussprechen kann, was ich auf dem Herzen habe. Leben Sie wohl, leben Sie wohl, mein Freund!

Ihre W. D.

Den 28. Juni.

Liebste Warwara Alexejewna!

Nun lassen Sie es genug sein mit dem Grämen! Schämen Sie sich denn gar nicht? Na, hören Sie nun damit auf, mein Engelchen; wie können Ihnen nur solche Gedanken in den Kopf kommen? Sie sind nicht krank, mein Herzchen, ganz und gar nicht krank; Sie sehen blühend aus, wirklich blühend; ein bißchen blaß, aber doch blühend. Und was sind das für

Träume und Visionen! Schämen Sie sich, mein Täubchen, und hören Sie auf damit; scheren Sie sich nicht um diese Träume, scheren Sie sich einfach nicht darum! Warum schlafe ich denn gut? Warum passiert mir denn nichts? Sehen Sie nur einmal mich an, liebes Kind! Ich lebe gleichmäßig dahin, schlafe ruhig, bin ganz gesund und ein forscher, flotter Kerl; es ist eine wahre Freude, mich anzusehen. Hören Sie auf damit, hören Sie auf damit, mein Herzchen; schämen Sie sich! Bessern Sie sich! Ich kenne ja Ihr Köpfchen, liebes Kind: sowie es irgendein Thema gefunden hat, da fangen Sie auch gleich an, sich Gedanken zu machen und sich über etwas zu grämen. Hören Sie mir zuliebe damit auf, mein Herzchen! Ob Sie zu fremden Leuten gehen sollen? Niemals! Nein, nein und noch einmal nein; was ist das für ein Einfall? Was kommt Ihnen denn da in den Sinn? Und noch dazu nach auswärts! Nein, liebes Kind, das erlaube ich nicht; einem solchen Plane widersetze ich mich mit aller Kraft. Ich werde meinen alten Frack verkaufen und im bloßen Hemde auf den Straßen umhergehen; aber Sie sollen bei uns keine Not leiden. Nein, liebe Warwara, nein; ich kenne Sie ja doch! Das ist Unsinn, der reine Unsinn! Aber an alledem ist gewiß nur Fedora schuld; dieses dumme Frauenzimmer hat Sie offenbar auf solche Gedanken gebracht. Glauben Sie nichts, was sie sagt, liebes Kind! Sie kennen sie gewiß noch nicht gründlich genug, mein Herzchen: sie ist eine dumme, zänkische, alberne Person und hat auch ihren verstorbenen Mann aus der Welt geärgert. Nein, nein, liebes Kind, unter keinen Umständen! Und was würde denn dann aus mir werden? Was sollte ich dann anfangen? Nein, beste Warwara, schlagen Sie sich das aus dem Sinn! Was fehlt Ihnen denn bei uns? Wir können uns über Sie gar

nicht genug freuen, und Sie haben uns ja auch lieb; also bleiben Sie hier, und leben Sie still und ruhig weiter; sticken Sie, oder lesen Sie, oder sticken Sie meinetwegen auch nicht, – ganz gleich, nur bleiben Sie bei uns! Sagen Sie selbst: wie würde das denn aussehen, wenn Sie weggingen? Ich werde Ihnen Bücher verschaffen, und dann können wir ja auch einmal wieder zusammen einen Spaziergang irgendwohin unternehmen. Nur geben Sie diese Idee auf, liebes Kind, geben Sie sie auf; nehmen Sie Vernunft an, und seien Sie nicht um nichts und wieder nichts eigensinnig! Ich werde zu Ihnen kommen, und zwar sehr bald; aber lassen Sie mich Ihnen offen und ehrlich bekennen: das war nicht schön von Ihnen, mein Herzchen, gar nicht schön!

Ich bin ja freilich ein ungebildeter Mensch und weiß selbst, daß ich ungebildet bin und mein Schulunterricht nur ein paar Groschen gekostet hat; aber davon wollte ich eigentlich nicht reden, und es handelt sich jetzt nicht um meine Person, sondern ich möchte mit Ihrer Erlaubnis für Ratasjajew eintreten. Er ist mein Freund; daher trete ich für ihn ein. Er schreibt gut; sehr, sehr und nochmals sehr gut schreibt er. Ich bin mit Ihnen nicht einverstanden und kann Ihnen in keiner Weise zustimmen. Es ist blumenreich geschrieben, kurz und knapp, mit schönen Redewendungen, und es sind allerlei Gedanken darin; mit einem Worte, es ist sehr gut geschrieben. Sie haben es vielleicht ohne rechtes Gefühl gelesen, liebe Warwara, oder Sie sind nicht bei Stimmung gewesen, als Sie es lasen, haben sich vielleicht über Fedora geärgert gehabt, oder es war Ihnen sonst etwas Unangenehmes begegnet. Nein, lesen Sie es einmal mit Gefühl, am besten, wenn Sie zufrieden und vergnügt sind und sich in angenehmer Stimmung befinden, zum Beispiel, wenn Sie

ein Stückchen Konfekt im Munde haben; dann müssen Sie es lesen. Ich bestreite nicht (und wer kann es bestreiten?), daß es noch bessere Schriftsteller als Ratasjajew gibt, sogar weit bessere; aber sowohl die sind gut, als auch ist Ratasjajew gut; sie schreiben gut, und er schreibt auch gut. Er schreibt so in seiner besonderen Art, und daran tut er sehr gut. Na, nun leben Sie wohl, liebes Kind; ich kann nicht mehr schreiben; ich muß mich beeilen, ich habe zu tun. Geben Sie sich nur Mühe, sich zu beruhigen, liebes Kind, Sie mein allerliebstes Sternchen; Gott möge mit Ihnen sein, und ich verbleibe

Ihr treuester Freund

Makar Djewuschkin.

P. S. Ich danke Ihnen für das Buch, meine Beste; lesen wir also Puschkin! Heute abend aber werde ich ganz bestimmt zu Ihnen kommen.

Mein teurer Makar Alexejewitsch!

Nein, mein Freund, nein; ich kann nicht länger bei Ihnen beiden hier wohnen bleiben. Ich habe darüber nachgedacht und gefunden, daß ich sehr übel handeln würde, wenn ich diese vorteilhafte Stelle ausschlüge. Dort werde ich wenigstens mein sicheres Brot haben; ich werde mir alle Mühe geben, mir das Wohlwollen der fremden Menschen zu erwerben; ich werde sogar versuchen, meinen Charakter zu ändern, wenn es nötig sein sollte. Allerdings ist es eine schwere, schmerzliche Aufgabe, unter fremden Leuten zu leben, nach ihrer Gunst zu trachten, sich im Hintergrunde zu halten und sich Zwang aufzuerlegen; aber Gott wird mir helfen. Ich kann doch nicht mein Lebelang eine Einsiedlerin bleiben. Es ist mir auch früher schon ähnlich gegangen. Ich denke

an die Zeit, wo ich als kleines Mädchen in einer Pension war. Den ganzen Sonntag pflegte ich zu Hause umherzutollen und umherzuspringen, so daß meine Mutter sogar manchmal schalt; aber das machte mir nichts; ich fühlte mich so wohl und war so vergnügt. Wenn dann der Abend herankam, wurde ich todtraurig; um neun Uhr mußte ich wieder in die Pension zurück, und dort war alles so fremd, so kalt, so ernst, und die Gouvernanten waren Montags so ärgerlich, und ich fühlte mich manchmal so bedrückt, daß ich weinen mußte; ich ging in einen Winkel und weinte ganz allein und verbarg meine Tränen. Man sagte dann, ich sei faul; aber ich weinte ganz und gar nicht deswegen, weil ich lernen sollte. Nun, und was geschah? Ich gewöhnte mich daran, und als ich später die Pension verließ, weinte ich ebenfalls beim Abschiede von meinen Freundinnen. Es ist nicht recht von mir, daß ich Ihnen beiden hier zur Last falle. Dieser Gedanke ist mir eine Qual. Ich sage Ihnen das alles offenherzig, weil ich gewohnt bin, Ihnen gegenüber offenherzig zu sein. Sehe ich etwa nicht, wie Fedora täglich in aller Frühe aufsteht, sich an ihre Wäsche heranmacht und bis spät in die Nacht hinein arbeitet? Und doch bedürfen alte Knochen der Ruhe. Sehe ich etwa nicht, daß Sie sich um meinetwillen zugrunde richten und Ihre letzte Kopeke für mich ausgeben? Das verträgt sich nicht mit Ihrer Vermögenslage, mein Freund! Sie schreiben, Sie würden eher das Letzte hingeben, als daß Sie mich Not leiden ließen. Ich glaube an Ihr gutes Herz, mein Freund; aber das sagen Sie jetzt so. Jetzt haben Sie Geld; Sie haben unerwartet eine Gratifikation erhalten; aber wie wird es später werden? Sie wissen selbst, daß ich immer krank bin; ich kann nicht so arbeiten wie Sie, obwohl ich es von Herzen gern tun würde,

und ich habe auch nicht immer Arbeit. Was soll ich da machen? Soll ich mich zergrämen, wenn ich sehe, wie Sie beide, Sie guten Menschen, für mich arbeiten? Wie kann ich Ihnen auch nur den geringsten Nutzen bringen? Und inwiefern bin ich Ihnen so unentbehrlich, mein Freund? Was habe ich Ihnen Gutes getan? Ich bin Ihnen nur von ganzem Herzen zugetan und liebe Sie warm und innig und von ganzer Seele; aber (und das ist mein bitteres Schicksal) ich verstehe zwar zu lieben und bin imstande zu lieben, aber weiter auch nichts; Gutes zu tun, Ihnen Ihre Wohltaten zu vergelten, das vermag ich nicht. Halten Sie mich nicht länger zurück; überdenken Sie die Sache, und sagen Sie mir dann Ihre endgültige Meinung! In Erwartung derselben verbleibe ich

Ihre Sie liebende

W. D.

Den 1. Juli.

Unsinn, Unsinn, liebe Warwara, einfach Unsinn! Wenn man Sie sich selbst überläßt, so hecken Sie in Ihrem Köpfchen alles mögliche Zeug aus, wovon dies nicht richtig ist und das nicht richtig ist! Ich sehe klar, daß das alles Unsinn ist. Was fehlt Ihnen denn bei uns, liebes Kind; sagen Sie nur selbst! Wir haben Sie lieb, und Sie haben uns lieb; wir sind alle zufrieden und glücklich; was will man noch mehr? Na, und was werden Sie bei fremden Leuten anfangen? Sie wissen gewiß noch nicht, was es mit dem Leben unter fremden Leuten auf sich hat. Nein, da fragen Sie mich einmal; dann werde ich Ihnen sagen, wie die fremden Leute beschaffen sind. Ich kenne sie, liebes Kind; ich kenne sie ganz genau; ich bin in der Lage gewesen, mein

Brot bei ihnen zu essen. Böse sind sie, liebe Warwara, böse, so böse, daß einem das Herz verzagen möchte; so martern sie einen mit Vorwürfen und Zurechtweisungen und feindseligen Blicken. Sie haben es bei uns schön und behaglich; Sie sitzen wie in einem warmen, sicheren Nestchen. Und uns, uns würde es, wenn Sie fortgingen, so sein, als ob uns ein Glied vom Leibe abgehauen würde. Was sollten wir ohne Sie anfangen, was sollte ich alter Mann dann anfangen? Sie wären uns nicht notwendig? Nicht nützlich? Wieso denn nicht nützlich? Nein, liebes Kind, überlegen Sie einmal selbst, ob das richtig sein kann. Sie sind mir sehr nützlich, liebe Warwara. Sie üben einen so wohltätigen Einfluß auf mich aus. Zum Beispiel gleich jetzt: ich denke an Sie, und es wird mir froh zumute. Ich schreibe Ihnen manchmal einen Brief und lege Ihnen darin alle meine Gefühle dar und erhalte von Ihnen eine ausführliche Antwort darauf. Kleiderchen habe ich Ihnen eingekauft und ein Hütchen machen lassen; manchmal bekomme ich von Ihnen einen Auftrag, dann besorge ich Ihnen den. Wie können Sie sagen, daß Sie mir nicht nützlich seien? Und was sollte ich auf meine alten Tage anfangen, wozu würde ich taugen? Daran haben Sie vielleicht gar nicht gedacht, liebe Warwara; aber denken Sie mal gerade darüber nach: „Wozu wird er ohne mich taugen?“ Ich habe mich ganz an Sie gewöhnt, meine Beste. Wenn Sie fortziehen, was wird die Folge sein? Ich werde an die Newa laufen, und dann hat die Sache ein Ende. Ja, wirklich, so etwas wird geschehen, liebe Warwara; was bleibt mir dann anderes übrig, wenn ich Sie nicht mehr habe? Ach, mein Herzchen, liebe Warwara! Sie wollen offenbar, daß man mich auf einem Karren nach dem Wolkowski-Kirchhof hinausfährt und irgendeine

alte, verkommene Bettlerin als einziges Gefolge hinter meinem Sarge hergeht und man da den Sand über mich wirft und wieder weggeht und mich da allein läßt. Schämen Sie sich, liebes Kind, schämen Sie sich! Wahrhaftig, Sie sollten sich schämen, weiß Gott, Sie sollten sich schämen!

Ich schicke Ihnen Ihr Büchelchen zurück, liebe Freundin, und wenn Sie, liebe Warwara, mich nach meiner Meinung darüber fragen, so muß ich sagen, daß ich in meinem Leben noch kein so prächtiges Buch gelesen habe. Ich frage mich jetzt, liebes Kind, wie ich nur habe bisher als ein solcher Holzkopf leben können, Gott verzeih es mir! Was habe ich überhaupt getan? Ich bin der reine Waldmensch gewesen. Ich kenne ja nichts, liebes Kind; absolut nichts kenne ich! Gar nichts kenne ich! Ich will Ihnen ganz offenherzig sagen, liebe Warwara, ich bin ein ungebildeter Mensch: ich habe bis jetzt wenig gelesen, sehr wenig, fast nichts: „Das Bild des Menschen" habe ich gelesen, ein kluges Buch, dann „Der geschickte kleine Glockenspieler" und „Die Kraniche des Ibykus" – das ist alles; mehr habe ich nie gelesen. Jetzt habe ich den „Stationsinspektor" hier in Ihrem Buche durchgelesen, und da muß ich Ihnen sagen, liebes Kind: es kommt vor, daß man so dahinlebt, ohne zu wissen, daß neben einem ein Büchelchen existiert, in dem das eigene Leben, das man führt, mit allen Einzelheiten vorgetragen ist. Und auch was einem selbst vorher unklar war, das kommt einem hier, wenn man in einem solchen Büchelchen zu lesen anfängt, allmählich alles wieder ins Gedächtnis und wird einem begreifbar und verständlich. Und dann noch ein Grund, weshalb mir Ihr Büchlein so gefällt: manche Schrift, mag sie sein, wie sie will, die liest und liest man, manchmal, daß einem der Kopf brummt; aber es ist alles

darin so verschmitzt, daß man es nicht versteht. Ich zum Beispiel bin schwer von Begriffen (das bin ich schon von Natur) und kann allzu hohe Bücher nicht lesen; aber wenn ich dieses hier lese, dann ist es mir, als hätte ich es selbst geschrieben, als hätte ich sozusagen mein eigenes Herz, mag es sein, wie es will, genommen und vor allen Menschen umgekrempelt, das Innere nach außen, und alles genau beschrieben, – ja, so ist es mir! Und dabei ist es eine so einfache Sache, Herr du mein Gott! Ja, noch mehr: wahrhaftig, ich hätte es ebenso schreiben können; warum sollte ich das nicht gekonnt haben? Ich fühle ja doch dasselbe, ganz genau so, wie es in dem Buche steht, und habe mich selbst manchmal in ebensolcher Lage befunden wie beispielshalber dieser arme Kerl, der Samson Wyrin. Und wie viele Samson Wyrins laufen unter uns herum, ebenso herzensgute Unglücksmenschen! Und wie geschickt ist alles beschrieben! Mir flossen die Tränen nur so, liebes Kind, als ich las, wie er traurig wurde und sich bis zur Bewußtlosigkeit betrank, der Sünder, und den ganzen Tag unter dem Schafpelz schlief und sein Leid mit Punsch hinunterspülte und kläglich weinte und sich mit dem schmutzigen Rockschoß die Augen wischte, als er an sein verirrtes Schäfchen, sein Töchterchen Dunjascha, dachte! Nein, wie naturgetreu ist das! Lesen Sie es nur einmal: das ist naturgetreu! Das lebt ordentlich! Das habe ich selbst alles schon mit angesehen; das lebt alles um mich herum. Da ist zum Beispiel Teresa; wir brauchen gar nicht weit zu gehen! Da ist zum Beispiel auch unser armer Beamter; der ist ja vielleicht ebenso ein Samson Wyrin, nur daß er einen andern Namen hat und Gorschkow heißt. Das ist etwas allen Gemeinsames, liebes Kind, und kann auch Ihnen und mir

passieren. Und auch so ein Graf, der am Newski-Prospekt oder am Quai wohnt, auch dem kann es ebenso gehen, nur daß er sich dabei anders präsentieren wird, weil bei ihnen alles auf ihre Art zugeht, im höheren Ton; aber auch ihm kann es ebenso gehen, es kann ihm dasselbe begegnen, und mir kann auch dasselbe begegnen.

Sehen Sie, so ist das, liebes Kind; und da wollen Sie nun noch von uns fortgehen, und ein solches Unglück droht über mein Haupt zu kommen, liebe Warwara. Sie würden damit sich selbst und mich zugrunde richten, meine Beste. Ach, mein Sternchen, schlagen Sie sich doch um des Himmels willen alle diese wilden Gedanken aus Ihrem Köpfchen, und martern Sie mich nicht unnötig! Sie sind ja noch so ein schwaches, unflügges Vögelchen; wie können Sie sich selbst ernähren und sich vor dem Verderben bewahren und sich gegen böse Menschen schützen? Hören Sie auf damit, liebe Warwara; bessern Sie sich; hören Sie nicht auf alberne Ratschläge und Redereien, sondern lesen Sie Ihr Büchelchen noch einmal durch, lesen Sie es mit Aufmerksamkeit durch; das wird Ihnen nützlich sein.

Über den „Stationsinspektor" habe ich mit Ratasjajew gesprochen. Er sagte mir, daß das alles veraltet sei, und daß jetzt lauter Bücher mit Bildern und allerlei Schilderungen herausgegeben würden; ich bin wirklich nicht recht klug geworden aus dem, was er mir da sagte. Er schloß aber damit, Puschkin sei gut, er habe das heilige Rußland verherrlicht; und er sagte mir auch sonst noch vieles über ihn. Ja, diese Schrift von ihm ist gut, liebe Warwara, sehr gut; lesen Sie sie noch einmal mit rechter Aufmerksamkeit; folgen Sie meinen Ratschlägen, und machen Sie mich alten Mann durch Ihren Gehorsam glücklich! Dann wird der

liebe Gott Sie dafür belohnen, meine Teure; er wird Sie sicherlich dafür belohnen.

Ihr aufrichtiger Freund
Makar Djewuschkin.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Fedora hat mir heute zweiundfünfzig Rubel gebracht. Wie freute sich die Arme, als ich ihr zehn Rubel gab! Ich schreibe Ihnen in Eile. Ich schneide jetzt eine Weste für Sie zu; es ist ein wunderhübscher Stoff: gelb mit Blümchen. Ich schicke Ihnen ein Büchelchen; es sind verschiedene Novellen darin; ich habe ein paar davon gelesen; lesen Sie doch die mit dem Titel „Der Mantel".[1] – Sie reden mir zu, mit Ihnen ins Theater zu gehen; wird das auch nicht zu teuer werden? Allenfalls auf die Galerie. Ich bin schon sehr lange nicht im Theater gewesen und kann mich wirklich nicht erinnern, wann ich zum letzten Male darin war. Ich fürchte immer nur, daß uns das Vergnügen gar zu viel kosten wird. Fedora schüttelt nur den Kopf dazu. Sie sagt, Sie hätten angefangen weit über Ihre Mittel zu leben, und ich sehe das auch selbst; wieviel Geld haben Sie für mich allein ausgegeben! Seien Sie nur auf Ihrer Hut, mein Freund, daß kein Unglück daraus entsteht. Fedora hat mir so schon von Gerüchten gesagt: Sie schienen mit Ihrer Wirtin wegen rückständiger Zahlungen Streit gehabt zu haben; ich bin um Sie in großer Sorge. Nun leben Sie wohl; ich bin eilig. Ich habe eine kleine Arbeit vor: ich setze mir andere Bänder auf den Hut.

P.S. Wissen Sie, wenn wir ins Theater gehen, dann werde

[1] Eine Novelle von Gogol. Anmerkung des Übersetzers.

ich meinen neuen Hut aufsetzen und die schwarze Mantille umhängen. Wird das nicht hübsch aussehen?

Den 7. Juli.

Geehrtes Fräulein Warwara Alexejewna!

... Ich denke immer noch an unser gestriges Gespräch. Ja, liebes Kind, auch ich habe seinerzeit Tollheiten begangen. Ich verliebte mich in eine Schauspielerin, verliebte mich in sie bis über die Ohren; und das wäre noch nichts gewesen; aber das Wunderlichste war, daß ich sie fast gar nicht gesehen hatte und nur ein einziges Mal im Theater gewesen war und mich trotzdem verliebte. Es wohnten damals Wand an Wand mit mir fünf junge lebenslustige Leute. Ohne es eigentlich zu wollen, kam ich mit ihnen in Verkehr, hielt mich aber dabei immer in angemessenen Grenzen. Na, um kein Spielverderber zu sein, stimmte ich in ihren Ton mit ein. Sie erzählten mir von dieser Schauspielerin! Jeden Abend, wenn Vorstellung war, ging die ganze Bande (für Nötiges hatten sie nie einen Groschen übrig) ins Theater, auf die Galerie, und da klatschten sie mächtig und riefen immer nur diese Schauspielerin heraus – wie die Rasenden gebärdeten sie sich! Und nachher ließen sie einen nicht einschlafen; die ganze Nacht über redeten sie von ihr; jeder nannte sie seine Dulcinea; alle waren in sie verliebt; sie war die Herzenskönigin eines jeden. Da stachelten sie auch mich Wehrlosen auf; ich war ja damals noch sehr jung. Ich weiß selbst nicht, wie es zuging, daß ich mich auf einmal mit ihnen im Theater befand, vier Treppen hoch, auf der Galerie. Sehen konnte ich nur ein Zipfelchen des Vorhangs; aber dafür hörte ich alles. Die Schauspielerin hatte ein allerliebstes Stimmchen, hell und honig-

süß wie das einer Nachtigall. Wir klatschten, daß uns fast die Hände abfielen, und schrien aus voller Kehle; kurz, die Polizei wollte schon dagegen einschreiten, und einer von uns wurde auch wirklich hinausspediert. Ich kam nach Hause – ich ging wie von Ofendunst betäubt! In der Tasche hatte ich nur noch einen Rubel, und bis zur nächsten Gehaltszahlung waren noch gut zehn Tage. Was meinen Sie, liebes Kind, daß ich tat? Am andern Tage, ehe ich zum Dienste ging, trat ich in einen französischen Parfümerieladen und kaufte dort für mein ganzes Kapital Parfüms und wohlriechende Seife; warum ich das alles damals kaufte, das weiß ich jetzt selbst nicht mehr. Ich aß nicht zu Hause Mittagbrot, sondern ging immer vor ihren Fenstern auf und ab. Sie wohnte am Newski-Prospekt, im vierten Stock. Ich kam nach Hause, ruhte mich ein Stündchen aus und ging wieder nach dem Newski-Prospekt, nur um vor ihren Fenstern auf und ab zu gehen. Anderthalb Monate lang schnitt ich ihr auf diese Weise die Cour; alle Augenblicke nahm ich Droschken erster Klasse, und immer machte ich ihr Fensterparade: ich vergeudete all mein Geld, stürzte mich in Schulden und hörte dann auf, sie zu lieben: die Sache war mir langweilig geworden! Da sehen Sie, was so eine Schauspielerin aus einem ordentlichen Menschen zu machen vermag, liebes Kind! Aber ich war noch sehr jung; sehr jung war ich damals! . . .

M. D.

Den 8. Juli.

Mein geehrtes Fräulein Warwara Alexejewna!

Ich beeile mich, Ihnen Ihr Büchelchen, das ich am sechsten dieses Monats erhalten habe, wieder zuzustellen, und beeile

mich gleichzeitig, mich in diesem Briefe mit Ihnen auseinanderzusetzen. Es ist nicht hübsch von Ihnen, liebes Kind, gar nicht hübsch von Ihnen, daß Sie mich in diese Notwendigkeit versetzt haben. Erlauben Sie, liebes Kind: einem jeden Menschen ist vom Allerhöchsten sein Stand zugewiesen worden. Dem einen ist die Bestimmung zuteil geworden, Generalsepauletten zu tragen, dem andern, seinen Dienst als Titularrat zu tun; der eine hat zu befehlen, der andere ohne zu murren und in Furcht zu gehorchen. Das ist nun einmal je nach den Fähigkeiten so verteilt; der eine ist hierzu befähigt, der andere dazu, und die Fähigkeiten hat Gott selbst so eingerichtet. Ich bin schon ungefähr dreißig Jahre im Dienste; ich versehe mein Amt vorwurfsfrei, führe einen nüchternen Lebenswandel und bin nie auf Ordnungswidrigkeiten betroffen worden. Was mich als Privatmann anlangt, so bin ich nach meinem eigenen Urteil der Ansicht, daß ich meine Mängel, zugleich aber auch meine Tugenden besitze. Meine Vorgesetzten achten mich, und selbst Seine Exzellenz sind mit mir zufrieden, und obgleich Dieselben mir bisher noch keine besonderen Beweise von Wohlwollen gegeben haben, so weiß ich doch, daß Dieselben zufrieden sind. Meine Handschrift ist recht hübsch und deutlich, nicht zu groß und nicht zu klein, kursivartig, aber jedenfalls befriedigend; bei uns schreibt höchstens Iwan Prokofjewitsch ebenso gut. Ich bekomme schon graues Haar; aber einer großen Sünde bin ich mir nicht bewußt. Freilich, wer hätte nicht im Kleinen gesündigt? Jeder sündigt, und sogar Sie sündigen, liebes Kind! Aber bei großen Vergehungen und Dreistigkeiten bin ich nie betroffen worden, daß ich mich etwa gegen die gesetzliche Ordnung vergangen oder die öffentliche Ruhe gestört hätte; dabei bin ich nie betroffen worden; so etwas ist bei

mir nicht vorgekommen; beinah hätte ich sogar ein Kreuzchen erhalten – na, aber davon ist weiter nichts zu sagen! Das alles müßten Sie doch wissen, liebes Kind, und auch er[1] hätte es wissen müssen; wenn er es einmal unternahm, das zu schildern, dann war es seine Pflicht, sich über alles zu orientieren. Nein, das hätte ich von Ihnen nicht erwartet, liebes Kind, nein, liebe Warwara! Gerade von Ihnen hätte ich das nicht erwartet!

Wie? Dann könnte unsereiner ja nicht einmal mehr friedlich in seinem noch so geringen Kämmerchen leben? Ich trübe, wie man sich ausdrückt, kein Wässerchen und komme niemandem zu nahe und lebe in Gottesfurcht und Selbsterkenntnis, möchte aber auch, daß mir keiner zu nahe kommt. Aber nein, auch in mein Hundeloch dringen diese Menschen ein und revidieren: wie ich bei mir zu Hause lebe, und ob ich zum Beispiel eine gute Weste habe, und ob ich das nötige Unterzeug habe, und ob ich Stiefel besitze, und wie sie besohlt sind, und was ich esse und trinke, und was ich abschreibe. Und was ist denn dabei, liebes Kind, daß ich zum Beispiel da, wo das Pflaster schlecht ist, manchmal auf den Fußspitzen gehe, um die Stiefel zu schonen? Wozu braucht man von seinem Mitmenschen zu schreiben, daß er manchmal aus Mangel an Geld keinen Tee trinke? Als ob alle Menschen unbedingt verpflichtet wären, Tee zu trinken! Gucke ich denn etwa jedem in den Mund, um zu sehen, was für einen Bissen er kaut? Wen habe ich denn in dieser Weise beleidigt? Nein, liebes Kind, was hat man für ein Recht, andere zu beleidigen, die einem nicht zu nahe getreten sind?

[1] Nämlich Gogol. Djewuschkin glaubt, Gogol habe in der Novelle „Der Mantel" ihn selbst als Modell benutzt, und Warwara habe sie ihm mit besonderer Absicht zugesandt. Anmerkung des Übersetzers.

Na, da haben Sie gleich ein Beispiel, wie es einem geht: man tut im Dienst eifrig und gewissenhaft seine Schuldigkeit, so daß einen sogar die Vorgesetzten achten (denn daß sie das tun, glaube ich unter allen Umständen sagen zu können), und da konterfeit einen nun jemand ohne alle erkennbare Ursache mir nichts dir nichts vor aller Augen in einem Pasquill ab. Gewiß, es ist wahr, wenn man sich manchmal etwas Neues hat machen lassen, dann freut man sich und kann vor Freude nicht schlafen; ein Paar neue Stiefel zum Beispiel zieht man mit einem wahren Wonnegefühl an; das ist richtig, das habe ich selbst empfunden; denn es ist angenehm, seinen Fuß in einem feinen, eleganten Stiefel zu sehen; das ist naturgetreu geschildert! Aber ich wundere mich doch aufrichtig darüber, wie unser Fjodor Fjodorowitsch ein solches Buch hat achtlos durchgehen lassen und nicht in seinem Interesse dagegen Einspruch erhoben hat. Er ist ja freilich für seine hohe Stellung noch recht jung und findet manchmal Vergnügen daran, seine Beamten anzuschreien; aber warum soll er das auch nicht tun? Warum soll er unsereinen nicht ausschelten, wenn das nun einmal notwendig ist? Na ja, er schilt ja allerdings mitunter auch bloß so, um den richtigen Ton aufrechtzuerhalten; na, aber auch für den Ton ist das notwendig; man muß die Leute dressieren, ihnen gleichsam mit dem Stocke drohen; denn unter uns gesagt, liebe Warwara, ohne den Stock im Hintergrunde tut unsereiner nichts; jeder möchte nur bei einer Behörde angestellt sein und das Gehalt schlucken, sich aber die Arbeit vom Leibe halten. Da es aber verschiedene Rangstufen gibt und jede Rangstufe eine ihr genau entsprechende Art von Schelte verlangt, so ergibt sich daraus ganz naturgemäß ein vielfach abgestufter Ton des Scheltens; das liegt

in der Ordnung der Dinge! Darauf beruht doch die Welt, liebes Kind, daß wir alle immer einer den andern kommandieren und jeder von uns einen andern ausschilt. Ohne diese Vorsichtsmaßregel könnte die Welt nicht bestehen, und mit der Ordnung wäre es vorbei. Ich wundere mich aufrichtig darüber, daß Fjodor Fjodorowitsch eine solche Beleidigung hat unbeachtet hingehen lassen!

Und was hat es für einen Zweck, so etwas zu schreiben? Wozu ist das nötig? Fällt es deswegen einem der Leser ein, mir einen Mantel machen zu lassen oder mir ein Paar neue Stiefel zu kaufen? Nein, liebe Warwara, er liest es durch und verlangt noch gar eine Fortsetzung. Man gibt sich ja manchmal Mühe, seine schwachen Seiten zu verheimlichen und zu verbergen, und vermeidet es, sich irgendwo blicken zu lassen, weil man die üble Nachrede fürchtet, und weil die Leute alles mögliche in der Welt zu einem Pasquill verarbeiten – und nun wandert doch einem sein ganzes privates, häusliches Leben durch die Literatur; alles ist gedruckt, wird gelesen, belacht, bespöttelt! Man kann sich nicht einmal mehr auf der Straße zeigen; in der Novelle ist ja alles so genau geschildert, daß man unsereinen jetzt schon am bloßen Gange erkennt. Na, und wenn der Verfasser wenigstens gegen das Ende hin sich ein bißchen korrigiert, hier und da eine Abmilderung angebracht und zum Beispiel nach jener Stelle, wo dem armen Beamten Papierschnitzel auf den Kopf gestreut werden, die Bemerkung hinzugefügt hätte, daß er doch ein tugendhafter, braver Bürger war und solche Behandlung von seiten seiner Kollegen nicht verdiente und seinen Vorgesetzten gehorchte (hier ließ sich irgendein Beispiel anführen) und niemandem Böses wünschte und an Gott glaubte und bei seinem Tode beweint wurde – wenn er ihn denn

nun einmal durchaus sterben lassen wollte. Aber das Beste wäre allerdings gewesen, den armen Kerl nicht sterben zu lassen, sondern es so einzurichten, daß sein Mantel wiedergefunden wurde, und daß Fjodor Fjodorowitsch, nein doch, was sage ich! daß jener General Näheres über seine Tugenden erfuhr, seine Versetzung in seine eigene Kanzlei erwirkte, ihm einen höheren Rang verlieh und ihm ein gutes Jahresgehalt gab; sehen Sie, dann wäre es so herausgekommen: das Böse wäre bestraft worden, und die Tugend hätte triumphiert, und seine Kollegen in der Kanzlei wären alle leer ausgegangen. Ich zum Beispiel hätte es so eingerichtet; denn so, wie die Erzählung jetzt ausgeht, was ist denn daran Besonderes und Schönes? Es ist ja bloß ein wertloses Beispiel aus dem ganz gewöhnlichen, alltäglichen Leben. Und wie haben Sie mir nur ein solches Buch schicken mögen, meine Beste? Das ist ja ein boshaftes Büchelchen, liebe Warwara; das ist geradezu unnatürlich, weil es einen solchen Beamten überhaupt nicht geben kann. Nein, ich werde eine Beschwerde einreichen, liebe Warwara; ich werde eine formelle Beschwerde einreichen.

Ihr gehorsamster Diener

Makar Djewuschkin.

Den 27. Juli.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Die letzten Ereignisse und Ihre Briefe haben mich erschreckt, überrascht und in verständnisloses Staunen versetzt; aber Fedoras Erzählungen haben mir alles klargemacht. Aber warum mußten Sie denn gleich so verzweifeln, wie Sie es getan haben, und plötzlich in einen solchen Abgrund stürzen, Makar Alexejewitsch? Ihre Erklärungen

haben mich durchaus nicht befriedigt. Sehen Sie nun ein, daß ich recht hatte, als ich ernstlich wünschte, die vorteilhafte Stelle anzunehmen, die mir angeboten wurde? Obendrein ängstigt mich auch mein letztes Abenteuer nicht wenig. Sie sagen, Ihre Liebe zu mir habe Sie veranlaßt, manches vor mir geheimzuhalten. Daß ich tief in Ihrer Schuld war, sah ich auch schon damals, als Sie versicherten, Sie gäben für mich nur erspartes Geld aus, das Sie, wie Sie sagten, für jeden Fall auf der Sparkasse liegen hätten. Jetzt aber, wo ich erfahren habe, daß Sie überhaupt kein Geld besaßen, und daß Sie, als Sie zufällig von meiner ärmlichen Lage erfuhren, dadurch gerührt Ihr Gehalt für mich ausgaben und sich einen Vorschuß geben ließen und während meiner Krankheit sogar Ihre Garderobe verkauften, – jetzt bin ich durch die Aufdeckung aller dieser Tatsachen in eine so peinliche Lage versetzt, daß ich bis jetzt noch nicht weiß, wie ich das alles aufnehmen und was ich darüber denken soll! Ach, Makar Alexejewitsch! Sie hätten es bei Ihren ersten Wohltaten, die Ihnen Ihr Mitleid und Ihre verwandtschaftliche Liebe eingaben, bewenden lassen und nicht nachher Geld für unnötige Dinge verschwenden sollen. Sie haben an unserer Freundschaft Verrat begangen, Makar Alexejewitsch, weil Sie nicht offen gegen mich waren, und jetzt, wo ich sehe, daß Sie Ihr letztes Geld für mich ausgegeben haben, für Toilettengegenstände, Konfekt, Ausflüge, Theaterbillette und Bücher, jetzt bezahle ich alles dies teuer mit der Reue über meine unverzeihliche Leichtfertigkeit (denn ich habe das alles von Ihnen angenommen, ohne mir um Sie selbst Sorge zu machen), und alles das, womit Sie mir ein Vergnügen machen wollten, hat sich jetzt in Leid für mich verkehrt und nur ein fruchtloses Bedauern zurückgelassen.

Ich hatte Ihre Niedergeschlagenheit in der letzten Zeit sehr wohl bemerkt; aber obgleich ich selbst voll Kummer irgend etwas Schlimmes erwartete, so kam mir doch das, was sich jetzt ereignet hat, nicht in den Sinn. Wie konnten Sie nur bis zu einem solchen Grade den Mut sinken lassen, Makar Alexejewitsch! Was werden jetzt alle, die Sie kennen, von Ihnen denken und sagen? Sie, den ich und alle wegen Ihrer Herzensgüte, Bescheidenheit und Wohlanständigkeit hochachteten, Sie haben sich jetzt plötzlich einem so häßlichen Laster ergeben, das, soviel ich weiß, bisher nie an Ihnen wahrgenommen war. Wie wurde mir zumute, als mir Fedora erzählte, man habe Sie in betrunkenem Zustande auf der Straße gefunden und mit Hilfe der Polizei nach Hause gebracht! Ich war starr vor Staunen, obgleich ich etwas Ungewöhnliches erwartet hatte, da Sie schon vier Tage verschwunden waren. Aber haben Sie denn gar nicht daran gedacht, Makar Alexejewitsch, was Ihre Vorgesetzten sagen werden, wenn sie den wahren Grund Ihres Ausbleibens erfahren? Sie sagen, daß alle über Sie lachen, daß alle von unseren Beziehungen gehört haben, und daß Ihre Nachbarn auch mich in ihren Spöttereien erwähnen. Beachten Sie das nicht, Makar Alexejewitsch, und beruhigen Sie sich; ich bitte Sie inständig darum. Mich ängstigt auch noch die Affäre, die Sie mit diesen Offizieren gehabt haben; ich habe ein dunkles Gerücht darüber gehört. Erklären Sie mir, was es damit auf sich hat! Sie schreiben, Sie hätten sich gescheut, mir alles mitzuteilen; Sie hätten gefürchtet, meine Freundschaft zu verlieren; Sie seien in Verzweiflung gewesen, weil Sie nicht gewußt hätten, wie Sie mir in meiner Krankheit helfen sollten; Sie hätten alles verkauft, um mich zu unterhalten, damit ich nicht ins Krankenhaus gebracht zu werden

brauchte; Sie hätten sich Geld geliehen, so viel Sie hätten bekommen können, und hätten jetzt täglich Unannehmlichkeiten mit Ihrer Wirtin, – aber indem Sie mir das alles verheimlichten, haben Sie das Schlechtere gewählt. Jetzt habe ich ja doch alles erfahren. Um mich zu schonen, wollten Sie mich nicht wissen lassen, daß ich an Ihrer unglücklichen Lage schuld war; aber jetzt haben Sie mir durch Ihre Aufführung doppelt soviel Kummer gemacht. Das alles hat mich sehr erschüttert, Makar Alexejewitsch. Ach, mein Freund, das Unglück ist eine ansteckende Krankheit. Die Armen und Unglücklichen müssen einander aus dem Wege gehen, um sich nicht noch mehr anzustecken. Ich habe Ihnen solches Unglück gebracht, wie Sie es früher in Ihrem stillen, einsamen Leben noch nicht erfahren hatten. Alles das quält mich und drückt mich nieder.

Schreiben Sie mir jetzt alles offen, was mit Ihnen geschehen ist, und wie Sie dazu gekommen sind, so etwas zu tun! Beruhigen Sie mich, wenn es möglich ist! Es ist nicht Egoismus, was mich jetzt von meiner eigenen Beruhigung schreiben läßt, sondern meine Freundschaft und Liebe zu Ihnen, die durch nichts aus meinem Herzen getilgt werden können. Leben Sie wohl! Ich erwarte Ihre Antwort mit Ungeduld. Sie haben schlecht von mir gedacht, Makar Alexejewitsch!

Ihre Sie herzlich liebende

Warwara Dobroselowa.

Den 28. Juli.

Meine teuerste Warwara Alexejewna!

Jetzt, wo alles beendet ist und alles allmählich in den früheren Zustand wieder zurückkehrt, möchte ich Ihnen fol-

gendes sagen, liebes Kind. Sie beunruhigen sich über das, was man von mir denken wird; darauf beeile ich mich, Ihnen mitzuteilen, Warwara Alexejewna, daß mein guter Ruf mir über alles teuer ist. Infolgedessen füge ich dem Eingeständnis meiner Unglücksfälle und all dieser Ordnungswidrigkeiten die Mitteilung hinzu, daß noch keiner meiner Vorgesetzten etwas davon weiß und keiner etwas davon erfahren wird, so daß sie alle vor mir dieselbe Achtung hegen werden wie früher. Ich fürchte nur eines: Klatschereien fürchte ich. Bei uns zu Hause hat die Wirtin zuerst ein Geschrei erhoben; aber jetzt, wo ich ihr mit Hilfe Ihrer zehn Rubel einen Teil meiner Schuld bezahlt habe, brummt sie nur noch, weiter nichts. Was die übrigen anlangt, so ist auch von denen nichts Besonderes zu befürchten; man darf sie nur nicht bitten, einem Geld zu borgen; tut man das nicht, so sind sie harmlos. Zum Schlusse dieser meiner Mitteilungen aber sage ich Ihnen, liebes Kind, daß Ihre Achtung mir höher steht als alles in der Welt, und daß ich mich mit dieser jetzt in meinen zeitweiligen Unannehmlichkeiten tröste. Gott sei Dank, daß der erste Schlag und die ersten Unruhen vorüber sind und Sie mich nicht deswegen für einen treubrüchigen Freund und selbstischen Menschen halten, weil ich Sie bei mir behielt und Sie täuschte; tat ich es doch nur, weil ich nicht imstande war, mich von Ihnen zu trennen und Sie als mein gutes Engelchen liebte. Ich habe mich jetzt wieder eifrig an meine dienstliche Tätigkeit gemacht und suche meine Pflicht gut zu erfüllen. Jewstafi Iwanowitsch hat kein Wort gesagt, als ich gestern an ihm vorüberging. Ich will Ihnen nicht verbergen, liebes Kind, daß mich meine Schulden und der üble Zustand meiner Garderobe schwer bedrücken; aber das ist eine Nebensache, und ich bitte Sie, auch deswegen

nicht zu verzweifeln, liebes Kind. Sie schicken mir noch einen halben Rubel. Liebe Warwara, dieser halbe Rubel hat mir das Herz durchbohrt. So hat sich die Sache also jetzt gestaltet; so liegt die Sache jetzt! Jetzt helfe also nicht ich alter Dummkopf Ihnen, mein Engelchen, sondern Sie armes Waisenkind mir! Fedora hat gut daran getan, daß sie Geld beschafft hat. Ich habe vorläufig keine Aussicht, welches zu bekommen, liebes Kind; sobald sich irgendeine Hoffnung zeigt, werde ich Ihnen ausführlich über alles schreiben. Aber die Klatschereien, die Klatschereien, die beunruhigen mich am allermeisten. Leben Sie wohl, mein Engelchen! Ich küsse Ihr Händchen und flehe Sie an, recht bald wieder gesund zu werden. Ich schreibe deswegen nur kurz, weil ich schnell in den Dienst will; denn ich möchte durch Eifer und Fleiß wieder einholen, was ich während meiner schuldhaften Abwesenheit versäumt habe; weitere Mitteilungen über alles Vorgefallene, auch über die Affäre mit den Offizieren, verschiebe ich auf den Abend.

Ihr Sie verehrender und herzlich liebender

Makar Djewuschkin.

Den 28. Juli.

Liebste Warwara!

Ach, liebe Warwara, liebe Warwara! Jetzt ist aber die Sünde auf Ihrer Seite, und Sie werden sie auf dem Gewissen behalten. Durch Ihren Brief hatten Sie mich vollständig aus der Fassung gebracht und mich ganz verstört, und erst jetzt, nachdem ich in Ruhe in das Innerste meines Herzens hineingeschaut habe, habe ich gesehen, daß ich recht hatte, vollständig recht hatte. Ich rede nicht von meiner Ausschweifung (lassen wir das abgetan sein, liebes Kind!),

sondern davon, daß ich Sie liebe, und daß es durchaus nicht unvernünftig von mir war, Sie zu lieben, durchaus nicht unvernünftig. Sie wissen davon nichts, liebes Kind; aber wenn Sie nur wüßten, woher das alles gekommen ist, und warum ich Sie lieben muß, dann würden Sie anders reden. Sie sagen das alles nur so vernunftmäßig; aber ich bin davon überzeugt, daß Sie in Ihrem Herzen ganz anders darüber denken.

Liebes Kind, ich weiß selbst nicht und erinnere mich nicht mehr genau an alles, was ich mit den Offizieren gehabt habe. Ich muß Ihnen bemerken, mein Engelchen, daß ich mich bis dahin in der schrecklichsten Verlegenheit befand. Stellen Sie sich vor, daß mein Schicksal schon einen ganzen Monat lang sozusagen nur an einem Faden hing. Meine Lage war eine äußerst bedrängte. Vor Ihnen verbarg ich mich, und zu Hause ebenfalls; aber meine Wirtin machte viel Lärm und Geschrei. Ich hätte mich nicht darum gekümmert; mochte das nichtswürdige Weib schreien; aber erstens war es doch eine Schande, und zweitens hatte sie, Gott weiß wie, von unseren Beziehungen Kenntnis erlangt und schrie dies im ganzen Hause in einer solchen Weise aus, daß ich ganz starr wurde und mir die Ohren zuhielt. Aber leider hielten die andern sich die Ohren nicht zu, sondern benutzten sie im Gegenteil, um möglichst viel zu hören. Ich weiß auch jetzt noch nicht, liebes Kind, wo ich mich vor ihnen lassen soll.

Sehen Sie, mein Engelchen, alles das, dieser ganze Mischmasch von allerlei Nöten, hatte mich völlig kaputt gemacht. Da hörte ich auf einmal von Fedora eine sonderbare Geschichte: es sei ein gemeiner Mensch zu Ihnen in Ihre Wohnung gekommen und habe Sie durch einen gemeinen Antrag

beleidigt; daß er Sie beleidigt, tief beleidigt haben muß, das schließe ich aus meiner eigenen Empfindung, liebes Kind; denn ich selbst fühlte mich tief beleidigt. Da nun, mein Engelchen, wurde ich ganz fassungslos, geriet außer mir und verlor völlig den Kopf. In einer unerhörten Wut, liebe Warwara, lief ich aus dem Hause; ich wollte zu ihm, dem schändlichen Buben, hingehen; ich wußte selbst nicht, was ich tun wollte; denn daß jemand Sie, mein Engelchen, beleidigt, das dulde ich nicht! Na, mir war traurig zumute: Regen, Schlackerschmutz und der schreckliche Gram! Ich wollte schon wieder umkehren. Da war's, wo ich zu Fall kam, liebes Kind. Ich traf Jemeljan Iljitsch; er ist Beamter, das heißt, er war Beamter; jetzt ist er aber nicht mehr Beamter, weil er bei uns vom Amte entfernt worden ist. Er treibt jetzt ich weiß nicht was und schlägt sich irgendwie durch; mit dem ging ich also zusammen. Da ... na, wozu soll ich Ihnen das erzählen? Freude kann es Ihnen ja nicht machen, von dem Unglück Ihres Freundes zu lesen, von seinen Nöten und von den Versuchungen, die er zu erleiden hatte. Am dritten Tage abends (Jemeljan hatte mich aufgestachelt) ging ich zu ihm, zu dem Offizier. Seine Adresse hatte ich mir von unserm Hausknecht sagen lassen. Da nun einmal die Rede auf ihn gekommen ist, liebes Kind, so will ich noch bemerken, daß ich auf diesen jungen Menschen schon lange ein Auge hatte und ihn beobachtete, als er noch bei uns im Hause wohnte. Jetzt sehe ich freilich ein, daß ich mich unpassend benommen habe, weil ich nicht nüchtern war, als ich mich bei ihm melden ließ. Was dann weiter geschah, darauf kann ich mich wirklich nicht mehr besinnen; ich erinnere mich nur, daß sehr viele Offiziere bei ihm waren; oder ob ich sie doppelt sah – Gott weiß. Ich habe auch nicht

mehr im Gedächtnis, was ich sagte; ich weiß nur, daß ich in meiner gerechten Entrüstung viel sprach. Na, dann jagten sie mich hinaus und warfen mich die Treppe hinunter, das heißt, nicht daß sie mich richtig hinuntergeworfen hätten, sondern sie stießen mich nur so aus dem Zimmer. Wie ich nach Hause zurückkam, das wissen Sie schon, liebe Warwara; sehen Sie, das ist die ganze Geschichte. Gewiß, ich habe mich sehr blamiert, und mein Ehrgefühl hat schwer gelitten; aber es weiß es ja doch niemand; von Unbeteiligten weiß es niemand als Sie; na, und dann ist es doch ganz ebenso, wie wenn es gar nicht geschehen wäre. Vielleicht habe ich darin recht, liebe Warwara; wie denken Sie darüber? Ich kenne zuverlässig einen ähnlichen Fall: im vorigen Jahre wurde bei uns auf der Kanzlei Axenti Ossipowitsch in derselben Weise gegen Peter Petrowitsch tätlich, aber im geheimen; er tat es im geheimen. Er rief ihn in das Zimmer des Hauswarts (ich sah alles durch eine Ritze), und da verfuhr er mit ihm, wie es nötig war, aber in anständiger Weise, da es niemand außer mir sah; na, und daß ich es sah, schadete nichts; das heißt, ich will sagen, ich habe es niemandem mitgeteilt. Na, und nachher taten Peter Petrowitsch und Axenti Ossipowitsch, als wäre nichts vorgefallen. Wissen Sie, Peter Petrowitsch besitzt ein großes Ehrgefühl und hat daher niemandem etwas davon gesagt; und so grüßen sie denn jetzt einander freundlich und drücken sich die Hände. Ich bestreite es nicht, ich will nicht mit Ihnen darüber streiten, liebe Warwara, daß ich tief gefallen bin; und was das allerschrecklichste ist, ich habe in meiner eigenen Achtung verloren; aber das ist mir gewiß schon bei der Geburt so bestimmt worden; das ist gewiß so mein Schicksal, und seinem Schicksal kann, wie Sie selbst wissen werden,

niemand entgehen. – Na, da haben Sie nun also eine ausführliche Darlegung meines Unglücks und meiner Leiden, liebe Warwara; Sie sehen, es ist alles von der Art, daß man nichts verliert, wenn man es nicht liest. – Ich bin recht krank, liebes Kind, und habe meine ganze Frische verloren. So verbleibe ich jetzt mit der Versicherung meiner Anhänglichkeit, Liebe und Verehrung, geehrtes Fräulein Warwara Alexejewna,

Ihr gehorsamster Diener
Makar Djewuschkin.

Den 29. Juli.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Ich habe Ihre beiden Briefe gelesen und dabei immer geseufzt und gestöhnt! Hören Sie, mein Freund, entweder verschweigen Sie mir etwas und haben mir nur einen Teil aller Ihrer Unannehmlichkeiten geschrieben, oder ... wirklich, Makar Alexejewitsch, Ihren Briefen ist noch eine gewisse Verstörtheit anzumerken ... Kommen Sie zu mir, ich bitte Sie inständig, kommen Sie heute; und hören Sie, kommen Sie geradezu zum Mittagessen zu uns! Ich weiß noch gar nicht, wie Sie dort leben, und ob Sie sich mit Ihrer Wirtin verständigt haben. Sie schreiben über all das nichts und scheinen absichtlich davon zu schweigen. Also auf Wiedersehen, mein Freund; kommen Sie bestimmt heute zu uns; Sie würden überhaupt am besten tun, wenn Sie immer zu uns zum Mittagessen kämen. Fedora kocht sehr gut. Leben Sie wohl!

Ihre
Warwara Dobroselowa.

Den 1. August.

Liebste Warwara Alexejewna!

Sie freuen sich, liebes Kind, daß Gott Ihnen eine Gelegenheit gegeben hat, Ihrerseits Gutes mit Gutem zu vergelten und sich mir dankbar zu erweisen. Ich glaube Ihnen das, liebe Warwara; ich glaube an die Güte Ihres engelhaften Herzens und sträube mich nicht dagegen; nur müssen Sie mir keine Vorwürfe machen wie damals, daß ich auf meine alten Tage ein Verschwender geworden sei. Na, es war eben eine Sünde von mir; was ist da zu machen? Wenn Sie nämlich durchaus wollen, daß es eine Sünde war; aber freilich, gerade von Ihnen, liebe Freundin, so etwas zu hören, ist mir besonders schmerzlich. Seien Sie mir aber nicht böse, daß ich das sage; meine ganze Brust ist voll Gram und Leid. Arme Leute sind launisch; das ist nun einmal von der Natur so eingerichtet. Ich habe das auch früher schon gespürt. Er, der Arme, hat an allem etwas auszusetzen; er sieht auch Gottes Welt anders an, wie es andere Menschen tun, und jedem Vorübergehenden wirft er einen schiefen Blick zu und schaut ängstlich und mißtrauisch um sich und horcht auf jedes Wort, ob da nicht etwa über ihn gesprochen wird, zum Beispiel daß er so schlecht gekleidet sei. Und jedermann weiß, liebe Warwara, daß ein armer Mensch wertloser ist als ein alter Lappen und von niemand geachtet wird, mögen die Leute darüber auch schreiben, was sie wollen! Was die Büchermacher auch schreiben mögen, es bleibt mit dem armen Menschen doch immer, wie es war. Und warum bleibt alles beim alten? Weil nach der Ansicht der Leute bei einem armen Menschen alles anders sein muß als bei einem Wohlhabenden; er soll keine edlen Gefühle haben, kein Ehrgefühl besitzen, ja nicht, ja nicht! Da erzählte mir neulich Jemeljan,

es sei einmal eine Kollekte für ihn veranstaltet worden, und da hätten die Subskribenten ihn für jedes Zehnkopekenstück gewissermaßen offiziell besichtigt. Sie glaubten, ihm ihre Zehnkopekenstücke einfach zu schenken; aber in Wirklichkeit war es nicht so: vielmehr bezahlten sie dafür, daß man ihnen einen armen Menschen zeigte. Heutzutage, liebes Kind, werden auch die Wohltaten in einer recht wunderlichen Weise erwiesen; aber vielleicht ist es auch immer so gewesen; wer kann's wissen? Entweder verstehen es die Leute jetzt nicht, Wohltaten zu erweisen, oder sie sind bereits große Meister darin – eins von beiden. Sie, liebe Warwara, haben das vielleicht nicht gewußt; nun, so hören Sie es denn! Auf vielen andern Gebieten kann ich nicht mitreden; aber auf diesem bin ich Sachkundiger! Und woher weiß denn ein armer Mensch das alles und denkt sich all so etwas? Woher? Nun, aus Erfahrung! Er weiß zum Beispiel, daß da so ein Herr, der neben ihm geht, gleich in ein Restaurant hineingehen wird und jetzt zu sich selbst sagt: „Was wird dieser Beamte, dieser Hungerleider, heute essen? Ich werde ein sauté en papillotes essen und er vielleicht Grütze ohne Butter." Aber was geht es ihn an, daß ich Grütze ohne Butter essen werde? Es gibt solche Leute, liebe Warwara, es gibt Leute, die nur an so etwas denken. Und die gehen dann umher, diese nichtswürdigen Pasquillanten, und passen auf, ob einer auf dem Steinpflaster mit dem ganzen Fuße auftritt oder nur mit der Spitze, und ob bei dem und dem Beamten bei der und der Behörde, dem Titularrat Soundso die nackten Zehen aus den Stiefeln herausschauen und ob seine Ellbogen durchgestoßen sind; und dann setzen sie sich hin und beschreiben das alles und lassen solches Zeug drucken. Was geht es denn so einen an, daß meine Ellbogen durch-

gestoßen sind? Ja, wenn Sie mir einen derben Ausdruck verzeihen wollen, liebe Warwara, so möchte ich Ihnen sagen, daß ein armer Mensch in dieser Hinsicht dieselbe Schamhaftigkeit besitzt wie Sie zum Beispiel Ihre mädchenhafte Schamhaftigkeit. Sie werden sich ja doch nicht vor aller Augen (verzeihen Sie mir den derben Ausdruck!) entkleiden wollen; sehen Sie, ganz ebenso kann es auch ein armer Mensch nicht leiden, daß ihm einer in sein Hundeställchen hineinsieht und seine Privatverhältnisse ausschnüffelt; ja, so ist das. Und was hatte so ein Mensch damals für Anlaß, liebe Warwara, mich im Bunde mit meinen Feinden, die der Ehre und dem guten Rufe eines anständigen Menschen nachstellen, zu beleidigen?

Na, und heute saß ich in der Kanzlei so recht kläglich wie ein gerupfter Sperling da und wollte vor Scham fast vergehen. Ich schämte mich furchtbar, liebe Warwara! Es ist ja auch nur natürlich, daß man sich geniert, wenn die bloßen Ellbogen durch den Rock hindurchleuchten und die Knöpfe nur noch an einem Faden baumeln. Und bei mir mußte auch gerade alles in solcher Unordnung sein! Da wird man unwillkürlich kleinmütig, ja, ja! Selbst Stepan Karlowitsch, der heute etwas Dienstliches zu mir sagte und viel redete und redete, fügte, wie es schien, unwillkürlich hinzu: „Ach ja, mein lieber Makar Alexejewitsch!“ Er sprach nicht zu Ende und unterdrückte, was er sonst noch dachte; aber ich erriet selbst alles und errötete dermaßen, daß sogar meine Glatze rot wurde. Der kleine Vorgang ist ja in Wirklichkeit bedeutungslos; aber er beunruhigt einen doch und bringt einen auf peinliche Gedanken. Haben sie nicht am Ende schon etwas erfahren? Das wolle Gott verhüten; o weh, wenn sie etwas erfahren haben sollten! Ich muß gestehen, ich habe

einen Verdacht, einen starken Verdacht auf einen bestimmten Menschen. Diesen Bösewichtern kommt es ja darauf gar nicht an! Sie verraten einen! Einem sein ganzes Privatleben verraten sie ohne weiteres; ihnen ist nichts heilig.

Ich weiß jetzt, wer mir diesen Streich gespielt hat: Ratasjajew ist es gewesen. Er wird mit jemand bei unserer Behörde bekannt sein und hat ihm gewiß gesprächsweise alles mit Ausschmückungen mitgeteilt; oder er hat es auch vielleicht bei seiner Behörde erzählt, und die Kunde ist dann von dort heraus- und nach unserer Kanzlei herübergekrochen. Bei uns in der Wohnung aber wissen es alle ohne Ausnahme und zeigen durch das Fenster mit den Fingern nach Ihnen; ich weiß, daß sie das tun. Und als ich gestern zu Ihnen zum Mittagessen ging, da steckten sie alle die Köpfe aus den Fenstern, und die Wirtin sagte: „Da hat der Teufel mit einem Säugling einen Freundschaftsbund geschlossen", und dann hat sie Sie noch mit einer unanständigen Bezeichnung belegt. Aber das alles ist noch nichts gegen Ratasjajews schändliche Absicht, Sie und mich in seinen Schriften anzubringen und uns in einer witzigen Satire abzukonterfeien; er hat das selbst gesagt, und brave Leute von unseren Wohnungsgenossen haben es mir wiedergesagt. Ich kann jetzt an gar nichts anderes mehr denken, liebes Kind, und weiß nicht, was ich für einen Entschluß fassen soll. Wir können unsere Sünde nicht verbergen; wir haben Gott den Herrn erzürnt, mein Engelchen!

Sie wollten mir ein Buch gegen die Langeweile schicken, liebes Kind. Aber lassen Sie das nur in Gottes Namen bleiben! Was ist denn so ein Buch? Es sind ja doch nur erlogene Geschichten! Auch Romane sind dummes Zeug und nur so aus Unsinn geschrieben, damit müßige Leute etwas

zu lesen haben; glauben Sie mir, liebes Kind, glauben Sie meiner langjährigen Erfahrung! Und wenn man Ihnen da von einem gewissen Shakespeare etwas vorredet, daß es in der Literatur auch einen Shakespeare gebe, so ist auch dieser Shakespeare Unsinn, alles der reine Unsinn und alles nur geschrieben, um andere Leute zu verspotten.

Ihr

Makar Djewuschkin.

Den 2. August.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Machen Sie sich um mich keine Sorgen; so Gott will, wird alles wieder in Ordnung kommen. Fedora hat sowohl für sich als auch für mich einen ganzen Haufen Arbeit beschafft, und wir haben uns höchst vergnügt ans Werk gemacht; vielleicht gelingt es uns, alles wieder einzurenken. Sie vermutet, daß an all den Unannehmlichkeiten, die ich in der letzten Zeit gehabt habe, Anna Fjodorowna nicht unbeteiligt gewesen ist; aber jetzt ist mir alles gleich. Mir ist heute außerordentlich fröhlich zumute. Sie wollen sich Geld borgen; davor behüte Sie Gott! Wenn Sie nachher das Geld zurückbezahlen sollen, dann ist das Unglück da. Leben Sie lieber mit uns zusammen recht eingeschränkt, kommen Sie recht oft zu uns zum Mittagessen, und kümmern Sie sich nicht um Ihre Wirtin! Was die übrigen anlangt, die Ihnen Ihrer Meinung nach feindlich und mißgünstig gesinnt sind, so bin ich überzeugt, daß Sie sich da mit grundlosem Verdachte quälen, Makar Alexejewitsch. – Ich habe Ihnen das vorige Mal gesagt, daß Sie einen sehr holperigen Stil schreiben; achten Sie doch darauf! – Nun leben Sie

wohl, auf Wiedersehen! Ich erwarte Sie heute bestimmt bei uns.

Ihre

W. D.

Den 3. August.

Mein Engelchen, liebe Warwara Alexejewna!

Ich beeile mich, Ihnen mitzuteilen, meine Teuerste, daß ich wieder eine leise Hoffnung gefaßt habe. Aber erlauben Sie, mein Töchterchen, Sie schreiben, mein Engelchen, ich soll kein Darlehen aufnehmen? Mein Täubchen, ohne das geht es nicht; mit mir selbst ist es schon schlecht bestellt, und wie ist es nun gar mit Ihnen? Ihnen kann doch auf das leichteste etwas Übles zustoßen! Sie sind ja so schwächlich. Darum muß ich Ihnen schreiben, daß eine Anleihe unbedingt nötig ist. Na, also nun fahre ich fort.

Ich bemerke Ihnen, Warwara Alexejewna, daß ich im Bureau neben Jemeljan Iwanowitsch sitze. Das ist nicht der Jemeljan, den Sie schon kennen. Dieser ist ebenso wie ich Titularrat, und er und ich sind in unserer ganzen Kanzlei nahezu die ältesten, die „Säulen des Dienstes". Er ist ein guter Mensch, ein uneigennütziger Mensch, aber nicht redselig; vielmehr macht er immer ein Gesicht wie ein Bär. Dafür ist er ein tüchtiger Arbeiter; er hat eine rein englische Handschrift, und um die Wahrheit zu sagen, er schreibt nicht schlechter als ich; kurz, er ist ein achtungswerter Mensch! Intim bin ich mit ihm nie gewesen; wir haben einander nur so gewohnheitsmäßig Guten Tag und Adieu gesagt; und wenn ich manchmal ein Federmesser nötig hatte, dann bat ich ihn um seins: „Bitte, borgen Sie mir Ihr Federmesser, Jemeljan Iwanowitsch!" Kurz, wir redeten miteinander

nicht mehr, als das Zusammensein erforderte. Aber da sagte er heute zu mir: „Makar Alexejewitsch," sagte er, „Sie sind ja so nachdenklich?" Ich sah, daß er es gut mit mir meinte, und entdeckte mich ihm: „So und so," sagte ich, „Jemeljan Iwanowitsch;" das heißt, alles sagte ich nicht; Gott behüte, das werde ich nie tun; dazu habe ich nicht den Mut; aber so einiges entdeckte ich ihm, daß ich in Bedrängnis sei, und dergleichen. „Aber, Verehrtester," sagte Jemeljan Iwanowitsch, „da sollten Sie sich doch Geld borgen; zum Beispiel von Peter Petrowitsch könnten Sie sich welches borgen; der leiht auf Zinsen; ich habe mir auch einmal etwas von ihm geborgt; und die Zinsen, die er nimmt, sind leidlich, nicht zu drückend." Na, liebe Warwara, das Herz hüpfte mir vor Freuden. Ich dachte lange darüber nach; vielleicht, dachte ich, rührt Gott dem wohltätigen Peter Petrowitsch das Herz, und er leiht mir etwas. Ich rechnete mir schon aus, wie ich der Wirtin meine Schuld bezahlen und Ihnen helfen und meine Garderobe gründlich instand setzen würde. Denn so ist es doch eine Schande; man geniert sich ordentlich, so auf seinem Platze zu sitzen, ganz abgesehen davon, daß die Spottvögel bei uns sich über einen lustig machen, Gott verzeihe es ihnen! Und auch Seine Exzellenz gehen manchmal an unserm Tische vorüber; na, wenn nun Dieselben, was Gott verhüten wolle, einen Blick auf mich würfen und bemerkten, daß mein Anzug unanständig aussieht! Bei Seiner Exzellenz aber ist die Hauptsache, daß alles sauber und ordentlich ist. Dieselben würden vielleicht nichts sagen; aber ich würde doch vor Scham vergehen, – ja, das würde ich ganz sicher. So faßte ich mir denn ein Herz, überwand mein Schamgefühl und begab mich zu Peter Petrowitsch; ich war voll Hoffnung, aber mehr tot als lebendig vor Aufregung,

beides zugleich. Aber der Versuch scheiterte, liebe Warwara! Er war beschäftigt; er sprach gerade mit Fedossjei Iwanowitsch. Ich trat von der Seite an ihn heran, zupfte ihn am Ärmel und sagte: „Peter Petrowitsch, Peter Petrowitsch!" Er sah sich um, und ich fuhr fort: „So und so," sagte ich, „dreißig Rubel," und so weiter. Am Anfang verstand er mich nicht recht; aber dann, als ich ihm alles auseinandergesetzt hatte, fing er an zu lachen, sagte aber nichts, sondern schwieg. Ich sagte ihm nochmals dasselbe. Da sagte er zu mir: „Haben Sie ein Pfand?" Dabei bückte er sich über sein Aktenstück und schrieb, ohne mich anzusehen. Ich wurde etwas bestürzt. „Nein, Peter Petrowitsch," sagte ich, „ein Pfand habe ich nicht," und ich setzte ihm auseinander, sowie ich mein Gehalt bekäme, würde ich ihm das Geld zurückgeben, bestimmt zurückgeben; ich würde das für meine erste Pflicht halten. In diesem Augenblicke rief ihn jemand ab; ich wartete; er kam zurück, begann seine Feder zu reinigen und tat, als ob er mich gar nicht bemerkte. Ich fing jedoch noch einmal von meiner Sache an und sagte: „Läßt es sich denn gar nicht machen, Peter Petrowitsch?" Er schwieg und tat, als hörte er nicht; ich stand und stand. Na, dachte ich, ich will es noch ein letztes Mal versuchen, und zupfte ihn am Ärmel. Wenn er auch nur einen Ton gesagt hätte; aber nein, er reinigte seine Feder und fing an zu schreiben; da ging ich denn weg. Sehen Sie, liebes Kind, das sind ja vielleicht alles ganz achtenswerte Leute, aber stolz sind sie, sehr stolz; das ist nichts für mich! Die stehen hoch über uns, liebe Warwara! Darum habe ich Ihnen das alles auch geschrieben. – Jemeljan Iwanowitsch lachte ebenfalls und schüttelte den Kopf; aber er machte mir wieder neue Hoffnung, der gute Mensch. Jemeljan Iwano-

witsch hat wirklich einen anständigen Charakter. Er versprach, mich jemandem zu empfehlen; dieser Mann, liebe Warwara, wohnt in der Wyborger Vorstadt und verleiht auch Geld auf Zinsen; er gehört zur vierzehnten Rangklasse.[1] Jemeljan Iwanowitsch sagt, der werde mir ganz bestimmt Geld geben; ich werde morgen zu ihm hingehen, mein Engelchen. Wie denken Sie darüber? Um Unheil zu vermeiden, muß ich notwendig borgen. Meine Wirtin macht Miene, mich aus der Wohnung herauszuwerfen, und will mir kein Essen mehr geben. Und auch meine Stiefel sind sehr schlecht, liebes Kind, und an meinen Kleidern fehlen Knöpfe, und auch sonst fehlt mir dies und das! Wenn nun einer meiner Vorgesetzten diesen unwürdigen Zustand bemerkt? Das wäre schrecklich, liebe Warwara, schrecklich, geradezu schrecklich!

Makar Djewuschkin.

Den 4. August.

Lieber Makar Alexejewitsch!

Um Gottes willen, Makar Alexejewitsch, borgen Sie sich so schnell wie möglich etwas Geld; ich würde Sie unter den jetzigen Verhältnissen ganz gewiß nicht um Hilfe bitten; aber wenn Sie wüßten, in welcher Lage ich mich befinde! In dieser Wohnung können wir unter keinen Umständen bleiben. Ich habe die schrecklichsten Unannehmlichkeiten gehabt, und wenn Sie wüßten, in welcher Unruhe und Aufregung ich mich jetzt befinde! Stellen Sie sich vor, mein Freund: heute vormittag erscheint bei uns ein unbekannter Herr, in höherem Lebensalter, fast schon ein Greis, mit Orden geschmückt. Ich war erstaunt und begriff nicht, was er von uns wollte. Fedora war gerade zum Kaufmann gegangen.

[1] Das ist die unterste. Anmerkung des Übersetzers.

Er fragte mich zunächst, wie ich lebte, und was ich täte, und erklärte mir, ohne meine Antwort abzuwarten, er sei der Onkel jenes Offiziers; er sei sehr aufgebracht über seinen Neffen wegen seines schlechten Benehmens, und weil er uns im ganzen Hause in üblen Ruf gebracht habe; er sagte, sein Neffe sei ein grüner Junge und ein Windhund; er selbst sei gern bereit, mich unter seinen Schutz zu nehmen; er rate mir, nicht auf die jungen Leute zu hören, und fügte hinzu, er fühle für mich eine herzliche Teilnahme wie ein Vater und hege wahrhaft väterliche Empfindungen gegen mich und sei bereit, mir in jeder Hinsicht zu helfen. Ich wurde ganz rot, wußte nicht, was ich davon denken sollte, beeilte mich aber nicht, ihm zu danken. Er faßte mich trotz meines Widerstrebens bei der Hand, klopfte mir auf die Backe, sagte, ich sei sehr hübsch, und es gefalle ihm besonders, daß ich Grübchen auf den Backen hätte (Gott weiß, was er alles redete!); und zuletzt wollte er mich sogar küssen, indem er sagte, er sei ja schon ein alter Mann (er war sehr widerlich!). In diesem Augenblicke trat Fedora ins Zimmer. Er wurde etwas verlegen und fing wieder davon an, daß er mich wegen meiner Bescheidenheit und Sittsamkeit hochschätze und sich freuen würde, wenn ich Vertrauen zu ihm gewönne. Darauf rief er Fedora beiseite und wollte ihr unter irgendeinem sonderbaren Vorwande Geld geben. Fedora nahm es natürlich nicht an. Endlich schickte er sich an wieder wegzugehen, wiederholte noch einmal alle seine Versicherungen, sagte, er werde wiederkommen und mir ein Paar Ohrringe bringen (er schien selbst sehr verlegen zu sein), riet mir, die Wohnung zu wechseln, und empfahl mir eine sehr schöne Wohnung, die er in Aussicht genommen habe, und die mich gar nichts kosten solle, sagte, er habe mich deswegen liebgewon=

nen, weil ich ein so ehrenhaftes, verständiges Mädchen sei, riet mir, mich vor der liederlichen Jugend zu hüten, und teilte mir zum Schlusse mit, er kenne Anna Fjodorowna, und diese habe ihn beauftragt, mir zu sagen, daß sie selbst mich bald besuchen werde. Nun begriff ich alles. Ich weiß nicht, wie mir wurde; es war das erste Mal in meinem Leben, daß mir etwas Derartiges begegnete; ich war außer mir und sagte ihm ganz gehörig die Wahrheit. Fedora stand mir bei und warf ihn beinah aus der Wohnung hinaus. Wir waren uns darüber klar, daß Anna Fjodorowna hinter alledem stecke; woher hätte er sonst etwas von uns wissen können?

Jetzt wende ich mich an Sie, Makar Alexejewitsch, und bitte Sie flehentlich um Hilfe. Um Gottes willen, lassen Sie mich in dieser Lage nicht im Stich! Borgen Sie sich Geld, verschaffen Sie uns wenigstens ein bißchen; wir können den Umzug nicht bezahlen, und daß wir länger hier bleiben, ist schlechterdings unmöglich; auch Fedora rät zum Wegziehen. Wir brauchen mindestens fünfundzwanzig Rubel; ich werde Ihnen dieses Geld zurückgeben; ich werde es schon durch Arbeit verdienen; Fedora wird mir in den nächsten Tagen noch Arbeit verschaffen; wenn daher die hohen Zinsen Sie stutzig machen sollten, so sehen Sie, bitte, nicht darauf, und gehen Sie auf alles ein! Ich werde Ihnen alles wiedergeben; versagen Sie mir nur um Gottes willen nicht Ihre Hilfe. Nur mit großer Überwindung habe ich mich dazu entschlossen, Sie mit meiner Bitte jetzt zu beunruhigen, wo Sie sich selbst in einer so mißlichen Lage befinden; aber auf Ihnen beruht meine ganze Hoffnung! Leben Sie wohl, Makar Alexejewitsch, vergessen Sie mich nicht, und Gott lasse es Ihnen gelingen!

W. D.

Den 4. August.

Mein Täubchen, liebe Warwara Alexejewna!

Ich bin ganz erschüttert von all diesen unerwarteten Schicksalsschlägen! Solche schrecklichen Nöte schlagen mich völlig zu Boden! Nicht nur, daß dieses Gesindel von frechen Schlemmern und nichtswürdigen Greisen Sie, mein Engelchen, auf das Krankenlager bringen will, auch mir wollen sie den Garaus machen, diese Wüstlinge. Und das werden sie erreichen; ich sehe voraus, daß sie das erreichen werden! Ich würde ja jetzt eher bereit sein zu sterben, als daß ich unterlassen sollte, Ihnen zu helfen! Helfe ich Ihnen nicht, dann ist das mein Tod, liebe Warwara, mein wahrer, wirklicher Tod; und helfe ich Ihnen, dann flattern Sie mir davon wie ein Vögelchen aus dem Nestchen und laufen Gefahr, von diesen Eulen und Raubvögeln totgebissen zu werden. Das ist es, was mich quält, liebes Kind. Aber auch Sie, liebe Warwara, wie grausam sind Sie gegen mich! Wie können Sie nur so sein! Böse Menschen quälen und beleidigen Sie, mein Vögelchen, Sie leiden schwer, und da grämen Sie sich noch darüber, daß Sie mich beunruhigen müssen, und versprechen noch, die Schuld abzuarbeiten; das heißt, um die Wahrheit zu sagen, Sie werden sich mit Ihrer schwachen Gesundheit zu Tode bringen, um mir am Verfalltage herauszuhelfen. Bedenken Sie doch nur, liebe Warwara, was Sie da reden! Wozu brauchen Sie denn zu sticken und zu arbeiten und sich Ihr armes Köpfchen mit Sorgen zu zerquälen und sich Ihre hübschen Äugelchen zu verderben und Ihre Gesundheit zu zerstören? Ach, liebe Warwara, liebe Warwara! Sehen Sie, mein Täubchen, ich bin zu nichts zu gebrauchen und weiß das selbst, daß ich zu nichts zu gebrauchen bin; aber ich werde

es doch dahin bringen, daß ich zu etwas zu gebrauchen bin! Ich werde alle Hindernisse überwinden, werde mir selbst Privatarbeit verschaffen, werde für allerlei Schriftsteller allerlei Abschriften machen, werde zu ihnen gehen, selbst zu ihnen gehen und mich zur Arbeit anbieten; denn sie suchen ja gute Abschreiber, liebes Kind; ich weiß, daß sie welche suchen. Aber daß Sie sich zu Tode arbeiten, werde ich nicht zulassen; diese selbstmörderische Absicht werde ich Sie nicht ausführen lassen. Ich werde mir ganz bestimmt Geld borgen, mein Engelchen, und werde lieber sterben, als daß ich das nicht täte. Sie schreiben, mein Täubchen, ich solle vor hohen Zinsen nicht zurückschrecken; das werde ich auch nicht tun, liebes Kind; ich werde nicht davor zurückschrecken; vor nichts werde ich jetzt zurückschrecken. Ich werde um vierzig Rubel bitten; das ist doch nicht viel, liebe Warwara; wie denken Sie darüber? Kann mir jemand vierzig Rubel so ohne weiteres anvertrauen? Ich will sagen, glauben Sie, daß ich imstande bin, jemandem auf den ersten Blick soviel Vertrauen einzuflößen? Kann man sich nach meiner Physiognomie auf den ersten Blick über mich ein günstiges Urteil bilden? Überlegen Sie sich das einmal, mein Engelchen: vermag ich Vertrauen einzuflößen? Wie urteilen Sie persönlich darüber? Wissen Sie, ich habe doch so ein Angstgefühl, – es ist krankhaft, aufrichtig gesagt krankhaft! Von den vierzig Rubeln werde ich fünfundzwanzig für Sie beiseite legen, liebe Warwara; sieben Rubel werde ich der Wirtin geben, und das übrige bestimme ich für meine eigenen Ausgaben. Sehen Sie, der Wirtin müßte ich eigentlich mehr geben; das wäre sogar durchaus notwendig; aber wenn Sie die ganze Sache überlegen, liebes Kind, und alle meine Bedürfnisse zusammenrechnen, dann werden Sie

einsehen, daß ich ihr schlechterdings nicht mehr geben kann; folglich ist darüber nicht weiter zu reden, und wir wollen gar nicht mehr daran denken. Für vier Rubel kaufe ich mir ein Paar Stiefel; ich weiß wirklich nicht, ob ich mit den alten morgen noch werde zum Dienst gehen können. Ein Halstuch wäre ebenfalls notwendig; denn mein jetziges ist schon bald ein Jahr alt; aber da Sie mir versprochen haben, mir aus einer alten Schürze von sich nicht nur ein Halstuch, sondern auch ein Vorhemdchen zu nähen, so will ich auch an ein Halstuch nicht mehr denken. Das wären also die Stiefel und das Halstuch. Nun die Knöpfe, meine liebe Freundin. Sie müssen selbst zugeben, meine Kleine, daß Knöpfe für mich ein Ding der Notwendigkeit sind; aber an meinem Anzuge ist beinahe die Hälfte abgegangen. Ich zittere, wenn ich denke, daß Seine Exzellenz eine solche Unordnung bemerken könnten und sagen würden – ja, was würden Dieselben sagen! Ich würde es nicht mehr hören, liebes Kind, was Seine Exzellenz sagen würden; denn ich würde sterben, sterben, auf dem Fleck sterben, ohne weiteres vor Scham sterben, bei dem bloßen Gedanken! Ach, liebes Kind! – Es bleiben mir also nach all diesen notwendigen Ausgaben noch ungefähr drei Rubel übrig; die sind so zum Leben und zu einem halben Pfündchen Tabak; denn, mein Engelchen, ohne Tabak kann ich nicht leben, und ich habe jetzt schon seit neun Tagen meine Pfeife nicht in den Mund genommen. Offen gestanden, ich könnte mir ja auch welchen kaufen, ohne Ihnen ein Wort davon zu sagen; aber das wäre wider mein Gewissen. Sie sind da in Not und entbehren das Notwendigste, und ich gönne mir hier heimlich allerlei Genüsse? Darum sage ich Ihnen das alles lieber, damit mich mein Gewissen nicht beißt. Ich bekenne

Ihnen offenherzig, liebe Warwara, daß ich mich jetzt in einer höchst kümmerlichen Lage befinde, das heißt, daß es mir in meinem ganzen bisherigen Leben noch nie so schlecht gegangen ist. Die Wirtin verachtet mich; niemand behandelt mich respektvoll; dazu der schrecklichste Geldmangel und die Schulden; und im Dienste, wo meine Kollegen mir auch früher nicht grün waren, – na, wie sie sich jetzt benehmen, darüber möchte ich lieber nicht reden, liebes Kind. Ich verheimliche ihnen meine Lage, verheimliche ihnen alles sorgsam und verberge mich selbst, und wenn ich zum Dienst komme, so schleiche ich mich seitwärts herein und halte mich von allen fern. Mein Mut reicht nur noch dazu aus, Ihnen das zu gestehen ... Aber wenn er mir nun kein Geld gibt? Nein, liebe Warwara, es ist schon besser, daran nicht zu denken und sich nicht im voraus mit solchen Gedanken das Herz schwer zu machen. Ich schreibe es Ihnen auch nur, um Sie zu bitten, daß Sie selbst nicht daran denken und sich nicht mit bösen Gedanken peinigen möchten. Ach mein Gott, was sollte dann aus Ihnen werden? Freilich würden Sie dann aus dieser Wohnung nicht ausziehen, und ich würde in Ihrer Nähe bleiben, – aber nein, dann komme ich überhaupt nicht mehr nach Hause zurück, sondern gehe einfach irgendwo zugrunde und komme um. Sehen Sie, da schreibe und schreibe ich nun an Sie, und ich hätte mich statt dessen rasieren sollen; das sieht immer anständiger aus, und ein anständiges Aussehen ist einem immer behilflich, seine Absicht zu erreichen. Na, Gott gebe, daß es gelingt! Ich werde beten und mich dann auf den Weg machen!

M. Djewuschkin.

Den 5. August.

Liebster Makar Alexejewitsch!

Verzweifeln Sie doch nur nicht gleich! Wir haben so schon Kummer genug. – Ich sende Ihnen dreißig Kopeken Silber; mehr kann ich Ihnen nicht schicken. Kaufen Sie sich dafür, was Sie am nötigsten brauchen, damit Sie wenigstens bis morgen einigermaßen leben können. Wir selbst haben so gut wie nichts mehr übrig, und was morgen werden soll, das weiß ich nicht. Es ist traurig, Makar Alexejewitsch! Aber überlassen Sie sich nun nicht dem Grame: es ist eben nicht gelungen; da ist nun weiter nichts zu machen! Fedora sagt, das sei noch kein großes Unglück; wir könnten einstweilen auch noch in dieser Wohnung bleiben, und wenn wir auch umzögen, so hätten wir davon doch nur wenig Vorteil; denn wenn sie wollten, könnten sie uns überall finden. Angenehm ist es allerdings nicht, jetzt hier zu bleiben. Wenn nicht alles so traurig wäre, würde ich Ihnen noch manches schreiben.

Was haben Sie für einen seltsamen Charakter, Makar Alexejewitsch! Sie nehmen sich alles gar zu sehr zu Herzen; infolgedessen werden Sie immer der unglücklichste Mensch sein. Ich lese alle Ihre Briefe mit großer Aufmerksamkeit und sehe, daß Sie sich in jedem Briefe um mich so quälen und sorgen, wie Sie es niemals um Ihre eigene Person getan haben. Allerdings sagen alle Leute, Sie hätten ein gutes Herz; aber ich sage, daß Ihr Herz allzu gut ist. Ich möchte Ihnen einen freundschaftlichen Rat geben, Makar Alexejewitsch. Ich bin Ihnen dankbar, sehr dankbar für alles, was Sie für mich getan haben; ich empfinde das alles sehr tief; urteilen Sie also selbst, wie mir zumute sein muß, wenn ich sehe, daß Sie auch jetzt in all Ihren Nöten,

deren unfreiwillige Ursache ich gewesen bin, ganz in meinem Leben aufgehen, in meinen Freuden, in meinem Kummer, in meinen Empfindungen! Wenn man sich alles, was anderen widerfährt, so zu Herzen nimmt und alles so stark mitfühlt, dann bringt man es allerdings fertig, der unglücklichste Mensch zu sein. Als Sie heute nach dem Dienste zu mir ins Zimmer traten, bekam ich bei Ihrem Anblick einen ordentlichen Schreck. Sie sahen so blaß und verstört und verzweifelt aus, Ihr Gesicht war ganz entstellt: und alles nur deswegen, weil Sie sich fürchteten, mir von Ihrem Mißerfolge zu erzählen, sich fürchteten, mich zu erschrecken und zu betrüben; und als Sie sahen, daß ich beinah anfing zu lachen, da fiel Ihnen fast die ganze Last vom Herzen. Makar Alexejewitsch! Grämen Sie sich nicht, verzweifeln Sie nicht, seien Sie vernünftig; ich bitte Sie darum, bitte Sie inständig. Nun, Sie werden sehen, daß noch alles gut werden und alles sich zum Besseren wenden wird; aber wenn Sie sich immer um das Leid anderer Menschen grämen und härmen, dann erschweren Sie sich selbst das Leben. Leben Sie wohl, mein Freund; ich bitte Sie herzlich, sich um mich nicht zu sehr zu beunruhigen.

W. D.

Den 5. August.

Mein Täubchen, liebe Warwara!

Nun gut, mein Engelchen, gut! Sie meinen, es sei noch kein Unglück, daß ich das Geld nicht bekommen habe. Nun gut, ich bin beruhigt und glücklich, was Sie betrifft. Ich freue mich sogar, daß Sie mich alten Mann nicht verlassen, sondern in dieser Wohnung bleiben werden. Und wenn ich alles aussprechen soll, so muß ich sagen: mein ganzes Herz

wurde voll Freude, als ich sah, daß Sie in Ihrem Briefe über mich so schön geschrieben und meinen Gefühlen solche Lobsprüche erteilt hatten. Ich sage das nicht aus Stolz, sondern weil ich sehe, daß Sie mich liebhaben müssen, wenn Sie sich über mein Herz so beunruhigen. Na gut; aber wozu sollen wir jetzt noch weiter von meinem Herzen reden! Das Herz ist eine Sache für sich; aber Sie verlangen da, liebes Kind, ich solle nicht kleinmütig sein. Ja, mein Engelchen, mag sein, ich gebe zu, daß er nichts taugt, der Kleinmut; aber trotz alledem, sagen Sie selbst, liebes Kind, in was für Stiefeln werde ich morgen zum Dienst gehen! Da sitzt die Schwierigkeit, liebes Kind; und ein derartiger Gedanke kann einen Menschen allerdings herunterbringen, vollständig herunterbringen. Die Hauptsache aber, meine Beste, ist dies, daß ich nicht um meiner Person willen betrübt bin, nicht persönlich leide; für meine eigene Person ist es mir ganz gleichgültig, ob ich, selbst bei strenger Kälte, ohne Mantel und ohne Stiefel gehe; ich halte das aus, ich ertrage alles, mir macht das nichts; ich bin ein gewöhnlicher, einfacher Mensch. Aber was werden die Leute dazu sagen? Was werden meine Feinde, all diese Schandmäuler dazu sagen, wenn ich ohne Mantel ankomme? Man geht ja doch nur um der Leute willen im Mantel, und auch die Stiefel trägt man eigentlich nur um ihretwillen. Somit, mein liebes Kind, mein Herzchen, bedarf ich der Stiefel zur Aufrechterhaltung meiner Ehre und meines guten Namens; bei zerrissenen Stiefeln geht sowohl jene wie dieser zugrunde; glauben Sie mir das, liebes Kind, glauben Sie das meiner vieljährigen Erfahrung; hören Sie auf mich alten Mann, der ich die Welt und die Menschen kenne, und nicht auf die Tintenkleckser und Büchersudler.

Aber ich habe Ihnen noch nicht ausführlich erzählt, liebes Kind, wie sich das alles in Wirklichkeit heute zugetragen hat. Ich habe an diesem einen Morgen so viel ausgestanden und so viel seelischen Schmerz erlitten, wie manch einer das ganze Jahr hindurch nicht zu erleiden hat. Das begab sich folgendermaßen. Ich machte mich ganz früh auf den Weg, um ihn sicher anzutreffen und dann noch rechtzeitig zum Dienste zu kommen. Es regnete heute stark, und es war ein schauderhafter Schmutz! Ich wickelte mich in den Mantel, mein Sternchen, und ging und ging und dachte immer dabei: „Lieber Gott, vergib mir meine Sünden und laß meine Wünsche in Erfüllung gehen!" Als ich bei der ***skaja-Kirche vorbeikam, bekreuzte ich mich und bereute alle meine Sünden; aber ich besann mich, daß es sich für mich nicht gezieme, so mit dem lieben Gotte zu verhandeln. Ich vertiefte mich in meine Gedanken und mochte nach nichts hinsehen; so ging ich immer weiter, ohne mich um den Weg zu kümmern. Die Straßen waren leer, und die Leute, die mir begegneten, sahen alle so beschäftigt und sorgenvoll aus; und das war ja auch nicht zu verwundern; denn wer geht denn so früh und bei solchem Wetter spazieren? Ein Trupp beschmutzter Arbeiter kam mir entgegen, und die rohen Menschen versetzten mir viele Püffe. Da überkam mich die Zaghaftigkeit; es wurde mir ängstlich zumute; an das Geld mochte ich, die Wahrheit zu sagen, gar nicht denken; handelt man auf gut Glück, dann auch ohne Überlegung vorwärts! Dicht bei der Woskresenski-Brücke ging mir die eine Stiefelsohle ab, so daß ich selbst nicht weiß, worauf ich weiterging. Und da begegnete mir unser Schreiber Jermolajew, blieb stehen, machte vor mir Front und folgte mir mit den Augen, als wollte er um ein Trinkgeld bitten. „Ach, Bruder,"

dachte ich, „ein Trinkgeld; wie kann ich dir ein Trinkgeld geben!“ Ich war furchtbar müde, blieb ein Weilchen stehen, erholte mich ein bißchen und schleppte mich dann weiter. Ich blickte absichtlich um mich herum, woran ich wohl meine Gedanken klammern könnte, um mich zu zerstreuen und zu ermutigen; aber ich vermochte meine Gedanken an nichts anzuheften, und obendrein war ich so schmutzig geworden, daß ich mich vor mir selbst schämte. Endlich erblickte ich in der Ferne ein gelbes Holzhaus mit einem Halbgeschoß nach Art eines Belvederes; „na,“ dachte ich, „das ist es; so hat es mir auch Jemeljan Iwanowitsch beschrieben, das Haus Markows.“ (Dieser Markow, liebes Kind, das ist der Mann, der Geld auf Zinsen verleiht.) Da verlor ich ordentlich die Besinnung; ich wußte, daß es Markows Haus war, fragte aber doch einen Polizisten: „Sage mir doch, Brüderchen,“ sagte ich, „wem gehört das Haus da?“ Der Polizist war ein Grobian und gab mir widerwillig und brummig, als ob er auf jemand ärgerlich sei, zur Antwort, das sei das Markowsche Haus. Diese Polizisten sind alle so gefühllos; indes, was brauchte ich mich um den Polizisten zu kümmern? Aber all das rief doch bei mir eine üble, unangenehme Empfindung hervor; kurz, es kam immer eins zum andern; in allem findet man eine Beziehung zur eigenen Lage, das ist immer so. Vor dem Hause ging ich dreimal auf der Straße auf und ab, und je länger ich ging, um so schlimmer wurde mir zumute. „Nein,“ dachte ich, „er wird mir nichts geben; er wird mir bestimmt nichts geben! Er kennt mich ja gar nicht, und meine Verhältnisse sind mißlich, und mein Äußeres macht auch keinen einnehmenden Eindruck. Na,“ dachte ich, „wie es das Schicksal will; damit ich mir nachher keinen Vorwurf zu machen habe; er wird mich ja für den Versuch

nicht gleich auffressen!" und ich öffnete leise das Pförtchen am Tore. Aber da kam auch gleich ein anderes Malheur: ein gräßlicher, dummer Hofhund machte sich an mich heran und bellte, als ob er aus der Haut fahren wollte! Sehen Sie, liebes Kind, solche gemeinen, unbedeutenden Begebnisse bringen einen Menschen immer aus der Fassung und machen ihn ängstlich und vernichten alle Entschlossenheit, die man sich vorher zurechtgemacht hat. So trat ich denn mehr tot als lebendig ins Haus hinein, und sowie ich hineintrat, passierte wieder ein neues Unglück: ich bemerkte nicht, was da im Dunkeln unten an der Schwelle war, trat zu und stolperte über ein Weib, das da kauerte und aus einem Melkgefäß Milch in Kannen goß; die ganze Milch wurde verschüttet. Das dumme Weib kreischte auf und zeterte los: „Wo rennst du denn hin? Was willst du hier?" und nun schimpfte sie mich gehörig aus. Ich bemerke dazu noch, liebes Kind, daß mir so etwas in solchen Fällen bisher immer begegnet ist; das ist mir wohl so vom Schicksal bestimmt; jedesmal stoße ich an irgend etwas Fremdes an. Auf den Lärm streckte die Wirtin, eine alte Hexe, eine Finnländerin, den Kopf durch die Tür und trat auf den Flur heraus; ich wandte mich direkt an sie: „Wohnt hier Herr Markow?" fragte ich. „Nein," antwortete sie; dann blieb sie ein Weilchen stehen und musterte mich genau. „Was wollen Sie denn von ihm?" Ich setzte ihr die Sache auseinander: „Sound so, Jemeljan Iwanowitsch . . ." na und so weiter; „ich habe eine kleine geschäftliche Angelegenheit." Die Alte rief ihre Tochter; auch die Tochter kam heraus, ein nicht mehr junges Mädchen, barfuß. „Ruf den Vater; er ist oben bei den Mietern. Bitte, treten Sie ein!" Ich trat ins Zimmer. An dem Zimmer war nichts besonders Bemerkenswertes:

an den Wänden hingen Bilder, lauter Porträts irgendwelcher Generäle; es stand ein Sofa da und ein runder Tisch, auch Blumentöpfe mit Reseda und Balsaminen. Ich überlegte: „Soll ich mich nicht lieber wieder davonmachen, solange ich es mit heiler Haut kann? Soll ich weggehen oder nicht?“ Denn wahrhaftig, liebes Kind, ich hatte die größte Lust davonzulaufen! „Ich will lieber morgen wiederkommen,“ dachte ich; „dann wird besseres Wetter sein, und ich werde es günstiger treffen; heute aber habe ich die Milch umgestoßen, und die Generäle sehen mich so grimmig an.“ Ich wandte mich schon zur Tür; da trat er herein. Sein Äußeres war nicht weiter auffallend: ein Mann mit schon ergrautem Haar und schlauen, kleinen Augen, in einem schmutzigen Schlafrock, der mit einem Strick umgürtet war. Er fragte nach meinem Begehren, und ich sagte ihm: „Soundso, Jemeljan Iwanowitsch, vierzig Rubel, die Sache ist die ...“ aber ich sprach nicht zu Ende. Ich sah es ihm an den Augen an, daß ich mein Spiel verloren hatte. „Nein,“ sagte er, „das ist eine schlimme Sache; ich habe kein Geld; aber haben Sie ein Pfand?“ Ich setzte ihm auseinander, daß ich kein Pfand hätte, daß aber Jemeljan Iwanowitsch – kurz, ich trug ihm alles Notwendige vor. Er hörte alles an und sagte dann: „Nein, was soll hier Jemeljan Iwanowitsch! Ich habe kein Geld.“ „Na,“ dachte ich, „richtig, ganz richtig; das habe ich doch gewußt; das habe ich vorausgeahnt.“ Na, wahrhaftig, liebe Warwara, es wäre mir schon am liebsten gewesen, wenn sich die Erde unter mir aufgetan hätte; so kalt wurde mir, und die Beine erstarrten mir, und ein Kribbeln lief mir den Rücken entlang. Ich sah ihn an, und er sah mich an, und seine Miene sagte ordentlich: „Scher dich weg, Freundchen; du hast hier nichts mehr

zu suchen", so daß ich, wenn mir das unter anderen Verhältnissen passiert wäre, mich geschämt hätte, noch einen Augenblick länger zu bleiben. „Wozu brauchen Sie denn das Geld?" fragte er dann (danach hat er wirklich gefragt, liebes Kind!). Ich öffnete schon den Mund, um nicht so schweigend dazustehen; aber er hörte nicht weiter nach mir hin; „nein," sagte er, „ich habe kein Geld; sonst würde ich mit Vergnügen . . ." Ich stellte ihm die Sache noch einmal und noch einmal vor, sagte ihm, daß ich ja nicht viel nötig hätte, und daß ich es ihm wiedergeben würde, pünktlich zum Termin wiedergeben würde, ja noch vor dem Termin, und daß er Zinsen nehmen könne, so viel er wolle, und daß ich es ihm gewiß und wahrhaftig wiedergeben würde. Ich dachte in diesem Augenblicke an Sie, liebes Kind, an all Ihr Unglück und an all Ihre Nöte und an Ihr halbes Rubelchen. Aber er erwiderte: „Nein, um die Zinsen handelt es sich nicht; ja, wenn Sie ein Pfand hätten! Aber ich habe kein Geld; bei Gott, ich habe nichts; sonst würde ich mit Vergnügen..." Er rief noch den Namen Gottes an, der Gauner!

Na, meine Beste, ich habe keine Erinnerung dafür, wie ich dann aus dem Hause kam, und wie ich durch die Wyborgsche Vorstadt ging, und wie ich auf die Woskresenski-Brücke gelangte. Ich war furchtbar müde, fröstelte wie im Fieber und kam erst um zehn Uhr zum Dienste. Ich wollte mich ein bißchen vom Schmutze reinigen; aber der Hauswart Snegirew sagte, das ginge nicht; damit würde die Bürste ruiniert, und die Bürste sei fiskalisches Eigentum. So benehmen sich jetzt diese Leute gegen mich, liebes Kind; in ihren Augen bin ich fast noch geringer als ein alter Lappen, an dem man sich die Füße abwischt. Sehen Sie wohl, liebe Warwara, was mich so niederdrückt? Nicht der Geld-

mangel, sondern all diese täglichen Aufregungen, all dieses Geflüster, dieses Lächeln, diese Scherzreden. Selbst Seine Exzellenz können gelegentlich eine Äußerung über mich fallen lassen, – ach, liebes Kind, meine goldenen Zeiten sind vergangen! Heute habe ich alle Ihre Briefe noch einmal durchgelesen; es ist traurig, liebes Kind! Leben Sie wohl, meine Beste; Gott schütze Sie!

M. Djewuschkin.

P. S. Ich wollte Ihnen meine Leidensgeschichte in halb scherzhaftem Tone erzählen, liebe Warwara; aber er gelingt mir offenbar nicht, der scherzhafte Ton. Ich wollte Ihnen damit etwas Angenehmes erweisen. Ich werde zu Ihnen kommen, liebes Kind, werde bestimmt kommen.

Den 11. August.

Warwara Alexejewna! Mein Täubchen, liebes Kind! Ich bin verloren; wir sind beide verloren; beide zusammen sind wir unrettbar verloren. Mein Ruf, mein guter Name, alles ist dahin! Ich bin zugrunde gerichtet, und Sie sind zugrunde gerichtet, liebes Kind; auch Sie sind mit mir zusammen unwiederbringlich zugrunde gerichtet! Und ich, ich bin es, der Sie ins Verderben gestürzt hat! Man feindet mich an, liebes Kind, man behandelt mich geringschätzig, man macht mich zum Gespött, und die Wirtin hat schon angefangen, einfach auf mich zu schimpfen; heute vollführte sie ein endloses Geschrei und machte mich in einer unerhörten Weise herunter, als ob ich ein tief unter ihr stehendes Wesen wäre. Am Abend aber las einer von ihnen bei Ratasjajew laut das Konzept eines Briefes vor, den ich an Sie geschrieben habe; es muß mir zufällig aus der Tasche gefallen sein. Mein liebes Kind, was schlugen die Menschen für ein

Gelächter auf! Sie legten uns allerlei spöttische Titel bei und lachten ohne Aufhören, die Verräter! Ich ging zu ihnen hinein und beschuldigte Ratassjajew des Treubruchs und sagte ihm, er sei ein Verräter! Aber Ratassjajew antwortete mir, ich sei selbst ein Verräter und ginge darauf aus, Eroberungen zu machen; „Sie haben Heimlichkeiten vor uns gehabt," sagte er; „Sie sind ein Lovelace!"[1] Und jetzt nennen sie mich alle Lovelace; einen anderen Namen habe ich gar nicht mehr! Hören Sie, mein Engelchen, hören Sie, sie wissen jetzt alles; sie sind von allem unterrichtet; sie wissen von Ihnen, meine Beste, und von allem, was bei Ihnen ist, von allem wissen sie! Und noch mehr: auch Faldoni stößt mit ihnen in dasselbe Horn und ist mit ihnen im Bunde; ich wollte ihn heute nach dem Wurstladen schicken, um mir etwas zu holen; aber er ging einfach nicht und sagte: „Ich habe zu tun." „Aber du bist dazu verpflichtet", sagte ich. „Nein," erwiderte er, „dazu bin ich nicht verpflichtet; Sie bezahlen meiner Herrin kein Geld; also habe ich Ihnen gegenüber auch keine Pflichten." Ich konnte mir von ihm, diesem ungebildeten Knechte, eine solche Beleidigung nicht gefallen lassen und nannte ihn „Dummkopf"; aber er erwiderte mir: „Selbst einer." Ich glaubte, er wäre betrunken, daß er sich eine solche Grobheit gegen mich erlaubte, und sagte zu ihm: „Du bist wohl betrunken, du Kerl!" Aber er antwortete mir: „Haben Sie mich etwa traktiert? Sie betteln doch selbst bei einer Gewissen um ein Zwanzigkopekenstück," und dann fügte er noch hinzu: „Und so einer will noch ein Herr sein!" Sehen Sie, liebes Kind, sehen Sie, wie weit es gekommen ist! Man schämt sich zu leben, liebe Warwara! Ich bin in

[1] Ein Weiberfreund in Richardsons Roman Clarissa Harlowe (1748). Anmerkung des Übersetzers.

den Augen der Menschen ein ganz heruntergekommenes Subjekt, schlechter als ein Landstreicher. So ein schreckliches Unglück! Ich bin zugrunde gerichtet, einfach zugrunde gerichtet! Unrettbar zugrunde gerichtet!

M. D.

Den 13. August.

Liebster Makar Alexejewisch! Über uns kommt jetzt ein Unglück nach dem andern, und ich weiß selbst nicht mehr, was wir anfangen sollen! Was wird jetzt aus Ihnen werden? Denn auf mich ist auch wenig Hoffnung zu setzen: ich habe mir heute mit dem Bügeleisen die linke Hand verbrannt; es fiel mir aus Versehen hin, und ich zerschlug mich und verbrannte mich, alles zusammen. Zu arbeiten ist mir unmöglich, und auch Fedora ist seit vorgestern krank. Ich befinde mich in einer qualvollen Unruhe. Ich schicke Ihnen dreißig Kopeken Silber; das ist beinah unser Letztes. Gott weiß, wie gern ich Ihnen jetzt in Ihrer Not helfen möchte. Es ist zum Weinen! Leben Sie wohl, mein Freund! Sie würden mich sehr trösten, wenn Sie heute zu uns kämen.

W. D.

Den 14. August.

Makar Alexejewitsch! Was ist das nur mit Ihnen! Wirklich, Sie fürchten Gott nicht mehr! Sie bringen mich geradezu um meinen Verstand. Schämen Sie sich denn gar nicht? Sie richten sich zugrunde; denken Sie doch nur an Ihren Ruf! Sie sind ein ehrenhafter, anständiger Mensch, der auf sich hält; wenn nun alle Leute erfahren, wie Sie sich jetzt aufführen! Da werden Sie sich doch geradezu tot-

schämen! Oder tut es Ihnen denn nicht leid um Ihre grauen Haare? Sie sollten doch Gott fürchten! Fedora sagt, sie werde Ihnen jetzt nicht mehr helfen, und ich werde Ihnen ebenfalls kein Geld mehr geben. Wohin haben Sie mich gebracht, Makar Alexejewitsch! Sie meinen wohl, es sei mir gleichgültig, daß Sie sich so schlecht aufführen; Sie wissen noch nicht, was ich Ihretwegen auszustehen habe! Ich kann nicht einmal mehr über unsere Treppe gehen: alle sehen sie nach mir hin und weisen mit Fingern auf mich und reden so schreckliche Dinge; sie sagen geradezu, ich hätte ein Verhältnis mit einem Trunkenbolde. Es ist entsetzlich, so etwas anzuhören! Wenn Sie angebracht werden, so weisen alle Mieter verächtlich auf Sie hin: „Da bringen sie den Beamten", sagen sie. Und ich schäme mich für Sie zu Tode. Ich schwöre Ihnen, ich ziehe von hier fort. Ich werde irgendwo Stubenmädchen oder Wäscherin; aber hier bleibe ich nicht. Ich schrieb Ihnen, Sie möchten zu mir kommen, aber Sie sind nicht gekommen. Sie machen sich also nichts aus meinen Tränen und Bitten, Makar Alexejewitsch! Und wo haben Sie nur das Geld herbekommen? Um Gottes willen, nehmen Sie sich in acht! Sie gehen ja zugrunde, gehen unbedingt zugrunde! Welche eine Schmach und Schande! Gestern hat die Wirtin Sie nicht einmal hereinlassen wollen, und da haben Sie die Nacht auf dem Treppenflur zugebracht: ich weiß alles. Wenn Sie wüßten, wie schrecklich mir zumute war, als ich das alles erfuhr! Kommen Sie zu mir; es wird Ihnen bei uns leichter ums Herz werden; wir wollen etwas zusammen lesen und uns an die alten Zeiten erinnern. Fedora wird uns von ihren Pilgerfahrten erzählen. Tun Sie mir die Liebe, mein Täubchen, und richten Sie nicht sich und damit zugleich auch mich zugrunde!

Ich lebe ja doch nur für Sie allein und bleibe um Ihretwillen bei Ihnen. Und jetzt treiben Sie es so! Seien Sie doch ein anständiger Mensch, und beweisen Sie Festigkeit im Unglück; denken Sie daran, daß Armut keine Schande ist! Und zum Verzweifeln ist doch auch kein Grund: das geht ja alles vorüber! So Gott will, wird alles wieder in Ordnung kommen; nehmen Sie sich nur jetzt zusammen! Ich sende Ihnen zwanzig Kopeken; kaufen Sie sich dafür Tabak oder alles, was Sie sonst mögen; aber geben Sie das Geld ja nicht für Schlechtes aus! Kommen Sie zu uns, kommen Sie unter allen Umständen! Sie werden sich vielleicht wieder genieren wie früher; aber tun Sie das nicht; es wäre doch nur eine unwahre Scham. Wenn Sie nur aufrichtige Reue empfänden! Vertrauen Sie auf Gott! Er wird alles zum Besten wenden.

W. D.

Den 19. August.

Liebe Warwara Alexejewna!

Ich schäme mich, Warwara Alexejewna, mein Sternchen; ich schäme mich in Grund und Boden. Aber ich muß doch sagen, liebes Kind: was ist denn dabei so Besonderes? Warum soll man seinem Herzen nicht eine kleine Freude machen? Ich denke dann nicht an meine Stiefelsohlen; denn eine Stiefelsohle ist dummes Zeug und bleibt immer eine gewöhnliche, gemeine, schmutzige Stiefelsohle. Und Stiefel sind ebenfalls dummes Zeug! Die griechischen Weisen sind ohne Stiefel gegangen; also wozu soll sich unsereiner mit so unwürdigen Gegenständen abplagen? Wie darf mich jemand deswegen beleidigen oder verachten? Ach, liebes Kind, liebes Kind, was haben Sie mir da alles geschrieben:

Und Ihrer Fedora sagen Sie nur, sie sei ein zänkisches, unruhiges, händelsüchtiges Frauenzimmer und obendrein dumm, unsagbar dumm! Was meine grauen Haare anlangt, so befinden Sie sich auch darin im Irrtum, meine Beste; denn ich bin noch keineswegs ein so alter Mann, wie Sie glauben. Jemeljan läßt sich Ihnen empfehlen. Sie schreiben mir, Sie hätten sich gegrämt und geweint; ich aber schreibe Ihnen, daß ich mich ebenfalls gegrämt und geweint habe. Zum Schlusse wünsche ich Ihnen Gesundheit und alles Wohlergehen; was mich betrifft, so bin ich ebenfalls gesund, und es geht mir wohl, und ich verbleibe, mein Engelchen, Ihr Freund

Makar Djewuschkin.

Den 21. August.

Geehrtes Fräulein, liebe Freundin Warwara Alexejewna!

Ich fühle, daß ich schuldig bin; ich fühle, daß ich mich gegen Sie vergangen habe; aber meiner Ansicht nach bringt es weiter keinen Nutzen, daß ich das alles fühle, da mögen Sie sagen, was Sie wollen. Auch vor meinem Vergehen habe ich das alles gefühlt; aber ich bin dann doch schwach geworden und bin im vollen Bewußtsein meiner Schuld gefallen. Liebes Kind, ich bin nicht schlecht und nicht hartherzig; und um Ihr Herzchen zu zerfleischen, mein Täubchen, müßte man geradezu ein blutdürstiger Tiger sein; na, aber ich habe ein Lämmerherz und besitze, wie Ihnen bekannt ist, gar keine Anlage zu Blutdurst; folglich, mein Engelchen, trage ich auch nicht die volle Schuld an meinem Vergehen, wie denn auch weder mein Herz noch meine Gedanken daran schuld sind; sondern das ist nun einmal so, und ich wüßte wirklich nicht zu sagen, was eigentlich schuld daran ist. Das

ist so eine dunkle Geschichte, liebes Kind! Dreißig Kopeken Silber haben Sie mir geschickt und dann noch zwanzig Kopeken; das Herz blutete mir beim Anblicke dieses Geldes einer armen Waise. Sie selbst haben sich die Hand verbrannt und werden bald hungern müssen, und dabei schreiben Sie, ich möchte mir Tabak kaufen. Nun, wie sollte ich mich in dieser Lage verhalten? Sollte ich so ohne alle Gewissensbisse wie ein Räuber Sie armes Waisenkind ausplündern? Da wurde ich ganz schwach und kleinmütig; das heißt, zuerst, als ich mir unwillkürlich sagte, daß ich zu nichts brauchbar und nicht viel besser als meine Stiefelsohle sei, da hielt ich es für unziemlich, mich für etwas von irgendwelcher Bedeutung zu erachten, sondern meinte vielmehr selbst etwas Unwürdiges und gewissermaßen etwas Unanständiges zu sein. Na, aber als ich dann die Selbstachtung verloren hatte und mich um meine guten Eigenschaften und um meine Würde nicht mehr kümmerte, da war nun auch alles verloren, und es erfolgte der Fall, der unvermeidliche Fall! Das war nun schon so vom Schicksal vorherbestimmt, und ich trage keine Schuld daran. Ich war eigentlich nur ausgegangen, um mich in der frischen Luft ein bißchen zu erholen. Aber da kam gleich eines zum andern: die Natur war so weinerlich, kaltes Wetter und Regen; na, und dann war zufällig auch Jemeljan da. Er hatte schon alles versetzt, liebe Warwara, was er besaß; all seine Habe war an ihren Bestimmungsort gelangt, und als ich ihn traf, hatte er bereits seit zwei Tagen keinen Tropfen von so etwas im Munde gehabt, so daß er schon Sachen versetzen wollte, die man gar nicht versetzen kann, weil sie nicht als Pfänder angenommen werden. Na, und da, liebe Warwara, gab ich ihm nach, mehr aus Mitleid mit der Menschheit als aus eige-

nem Triebe. So ging es zu, daß diese Sünde zustande kam, liebes Kind! Wie haben wir beide, er und ich, zusammen geweint! Wir sprachen auch von Ihnen. Er ist ein sehr guter, ganz vortrefflicher Mensch und sehr gefühlvoll. Ich, liebes Kind, fühle das alles selbst, und daher begegnet mir denn auch all so etwas, weil ich das alles so tief fühle. Ich weiß, wieviel ich Ihnen, mein Täubchen, zu verdanken habe! Nachdem ich Sie kennen gelernt hatte, fing ich an auch mich selbst besser zu kennen und begann Sie zu lieben; vorher, mein Engelchen, war ich einsam gewesen und hatte sozusagen geschlafen, statt richtig auf der Welt zu leben. Die schlechten Menschen, mit denen ich zusammenkam, hatten mir immer gesagt, daß sogar mein Äußeres unanständig sei, und hatten mich verachtet; na, und da hatte ich auch selbst angefangen mich zu verachten; sie hatten gesagt, ich sei stumpfsinnig, und da hatte ich wirklich gedacht, daß ich stumpfsinnig sei. Aber als Sie mir erschienen, da erleuchteten Sie mein ganzes dunkles Leben, so daß auch mein Herz und meine Seele hell wurden und ich seelische Ruhe gewann und einsah, daß ich nicht schlechter bin als andere, daß ich zwar nur so etwas Mäßiges bin, keine glänzenden Eigenschaften besitze, keine Politur habe und mich nicht auf guten Ton verstehe, aber dabei doch ein Mensch bin, an Herz und Denkungsart ein Mensch. Na, aber jetzt, wo ich fühlte, daß ich vom Schicksal verfolgt und gedemütigt werde, da habe ich meine eigene Würde vergessen und bin, durch meine Nöte niedergedrückt, schwach geworden. Und da Sie nun alles wissen, liebes Kind, so bitte ich Sie unter Tränen, mich über diese Sache nicht weiter zu befragen; denn mein Herz ist zerrissen, und es ist mir bitter und traurig zumute.

Ich drücke Ihnen, liebes Kind, meine Hochachtung aus und verbleibe Ihr treuer

Makar Djewuschkin.

Den 3. September.

Ich habe meinen vorigen Brief nicht zu Ende geschrieben, Makar Alexejewitsch, weil mir das Schreiben gar zu schwer wurde. Es kommen manchmal bei mir Augenblicke vor, wo ich mich freue allein zu sein, allein zu trauern, mich allein zu härmen, ohne einen andern daran teilnehmen zu lassen, und solche Augenblicke stellen sich jetzt bei mir immer häufiger ein. Es liegt in meinen Erinnerungen ein mir unerklärliches Element, das mich unwiderstehlich in seinen Bann schlägt, mit einer solchen Gewalt, daß ich stundenlang gegen meine ganze Umgebung unempfindlich bin und alles, die ganze Wirklichkeit, vergesse. Und es gibt in meinem jetzigen Leben keine, sei es angenehme oder bedrückende und traurige Empfindung, die mich nicht an etwas Ähnliches in meiner Vergangenheit erinnerte und am allerhäufigsten an meine Kindheit, an meine goldene Kindheit! Aber nach solchen Augenblicken fühle ich mich immer sehr bedrückt. Ich werde ordentlich schwach; meine Träumereien erschöpfen meine Kraft; mein Gesundheitszustand aber wird sowieso schon immer schlechter und schlechter.

Aber heute hat der frische, helle, leuchtende Morgen, wie wir sie hier im Herbste nur so selten haben, mich belebt, und ich habe ihn freudig begrüßt. Also haben wir schon Herbst! Wie liebte ich den Herbst auf dem Lande! Ich war noch ein Kind, hatte aber schon damals viel Gefühl. Den Herbstabend liebte ich mehr als den Herbstmorgen. Wenige Schritte von unserem Hause entfernt lag am Fuße eines Berges ein

See. Dieser See (es ist mir, als ob ich ihn jetzt mit meinen Augen sähe), dieser See war so groß und so eben und so hell und so rein wie Kristall! Wenn es ein stiller Abend war, lag der See ruhig da; an den Bäumen, die am Ufer standen, regte sich kein Blättchen; das Wasser war unbeweglich wie ein Spiegel. Frisch! Kalt! Der Tau senkt sich auf das Gras herab; in den Hütten am Ufer leuchten Lichtchen auf; die Herden werden eingetrieben, – da schleiche ich mich leise aus dem Hause, um meinen See zu betrachten, und kann mich oft an ihm gar nicht satt sehen. Ein Reisigbündel brennt bei den Fischern dicht am Ufer, und der Schein ergießt sich weithin über das Wasser. Der Himmel ist so kalt und hellblau, und der Horizont ist ganz mit feuerroten Streifen überzogen, und diese Streifen werden immer blasser und blasser; der Mond geht auf; die Luft trägt den Schall so gut: wenn ein erschrecktes Vögelchen aufflattert, oder das Schilf bei einem leisen Windhauche raschelt, oder ein Fisch im Wasser plätschert, so ist alles zu hören. Über dem bläulichen Wasser erhebt sich ein dünner, durchschimmernder, weißer Nebel. Die Ferne ist schon dunkel; alles versinkt dort im Nebel; aber in der Nähe ist alles so scharf wie mit einem Grabstichel umrissen: ein Kahn, das Ufer, die Inseln; dicht am Ufer schaukelt eine weggeworfene, vergessene Tonne ganz sachte auf dem Wasser; ein Weidenzweig mit gelb gewordenen Blättern hängt in das Schilf hinein; eine verspätete Möwe fliegt umher: bald stößt sie in das kalte Wasser, bald schwingt sie sich wieder auf und taucht in den Nebel, – und ich konnte mich nicht satt sehen und satt hören, – so wundervoll schön war mir zumute! Aber ich war noch ein Kind, ein Kind! . . .

Ich liebte den Herbst so, den Spätherbst, wenn das Ge-

treide schon eingebracht ist und alle Feldarbeiten beendet sind und schon in den Bauernhäusern die abendlichen Versammlungen zu gemeinsamer Arbeit beginnen und alle schon den Winter erwarten. Dann wird alles immer düsterer; der Himmel bedeckt sich mit finsteren Wolken; die gelben Blätter liegen in tiefer Schicht auf dem Boden des kahl gewordenen Waldes; der Wald aber nimmt eine bläuliche, schwärzliche Farbe an, besonders abends, wenn sich ein feuchter Nebel herabsenkt, und die Bäume schimmern aus dem Nebel wie Riesen, wie unförmige, schreckliche Gespenster hervor. Wenn man sich manchmal auf dem Spaziergange verspätet und hinter den anderen zurückbleibt und allein geht, dann eilt man ihnen nach und ängstigt sich! Man zittert wie Espenlaub; „sieh nur," denkt man, „da schaut ein furchtbares Wesen aus der Baumhöhlung heraus!" Und da fährt der Wind durch den Wald und braust und lärmt und heult so kläglich und reißt eine Wolke von Blättern von den mageren Zweigen und wirbelt sie in der Luft umher. Und auf einmal zieht in langem, breitem, lärmendem Schwarme mit wildem, durchdringendem Geschrei eine Schar von Zugvögeln vorüber, so daß der Himmel schwarz wird und alles von ihnen bedeckt ist. Man fürchtet sich, und es ist einem, als hörte man eine Stimme, und als flüstere jemand: „Lauf, lauf, Kind, verspäte dich nicht; hier wird es gleich schrecklich sein; lauf, Kind!" Entsetzen packt das Herz, und man läuft und läuft, so daß einem die Luft ausgeht. Außer Atem kommt man nach Hause; dort geht es geräuschvoll und munter zu; uns Kindern allen werden Arbeiten zugeteilt: Erbsen oder Mohn auszuhülsen. Das feuchte Holz knistert im Ofen; die Mutter beaufsichtigt fröhlich unsere lustige Arbeit; die alte Kinderfrau Uljana erzählt von alten Zeiten oder auch schreckliche

Märchen von Zauberern und Leichen. Wir Kinder schmiegen uns aneinander; aber doch liegt auf den Lippen aller ein Lächeln. Da auf einmal verstummt alles ... horch, ein Geräusch! Als ob jemand klopfte! Es ist nichts gewesen; es summt nur das Spinnrad der alten Frolowna; was gibt das nun für ein Gelächter! Nachher aber in der Nacht kann man lange Zeit nicht schlafen vor Furcht und hat so schreckliche Träume. Wenn man aufwacht, wagt man manchmal nicht sich zu rühren und liegt bis zum Tagwerden zitternd unter seiner Bettdecke. Am Morgen steht man frisch wie ein Blümchen auf. Man sieht durchs Fenster: das ganze Feld ist mit Reif bedeckt; auch an den kahlen Zweigen hängt feiner Herbstreif; der See hat sich mit einer Eisschicht, dünn wie ein Blatt Papier, überzogen; ein weißer Dampf steigt von ihm auf; die munteren Vögel zwitschern. Ringsumher leuchtet die Sonne mit hellen Strahlen, und diese Strahlen zerbrechen das dünne Eis wie Glas. Alles ist so hell und klar und fröhlich! Im Ofen prasselt wieder das Feuer; wir setzen uns alle zum Samowar, und durch das Fenster blickt unser schwarzer Hund Polkan, der in der Nacht tüchtig gefroren hat, herein und wedelt freundlich mit dem Schwanze. Ein Bäuerlein fährt mit einem guten Pferdchen am Fenster vorbei nach dem Walde, um Holz zu holen. Alle sind so zufrieden, so fröhlich! ... Auf den Tennen sind ganze Berge von Garben aufgehäuft; die mit Stroh bedeckten großmächtigen Heuschober glänzen goldig in der Sonne; es ist eine Lust, das alles zu sehen! Und alle sind ruhig, alle sind froh: allen hat Gott mit der Ernte eine Wohltat erwiesen; alle wissen, daß es ihnen im Winter nicht an Brot mangeln wird; der Bauer weiß, daß seine Frau und seine Kinder satt zu essen haben werden. Und so hört man denn abends ununter-

brochen die hellen Lieder der Mädchen und die Reigen, und alle beten am Feiertage im Gotteshause mit dankbaren Tränen!... Ach, was für eine goldene, goldene Kindheit habe ich gehabt!...

Und jetzt habe ich, von meinen Erinnerungen überwältigt, geweint wie ein Kind. Ich habe mich so lebhaft, so lebhaft an alles erinnert; die ganze Vergangenheit erstand in so hellem Lichte vor meinem Blicke; aber die Gegenwart ist so trüb und dunkel!... Wie wird das enden? Wie wird das alles noch enden? Wissen Sie, ich habe eine Art von Überzeugung, eine Art von Gewißheit, daß ich in diesem Herbst sterben werde. Ich bin krank, sehr krank. Ich denke oft daran, daß ich sterben werde; aber ich möchte doch nicht gerne so sterben, ich meine, nicht an diesem Orte in der Erde liegen. Vielleicht werde ich wieder bettlägerig wie damals im Frühjahr; ich habe mich seitdem noch nicht erholt gehabt. Und so ist mir denn jetzt sehr traurig zumute. Fedora ist heute auf den ganzen Tag weggegangen, und ich sitze allein. Seit einiger Zeit fürchte ich mich, wenn ich allein bin; es scheint mir immer, als ob noch ein andrer mit mir im Zimmer wäre und mit mir redete; besonders ist das der Fall, wenn ich in Gedanken versunken gewesen bin und plötzlich aus meiner Versunkenheit auffahre, so daß ich einen Schreck bekomme. Das ist auch der Grund, weshalb ich Ihnen einen so langen Brief geschrieben habe; wenn ich schreibe, geht dieses Gefühl vorüber. Leben Sie wohl; ich schließe den Brief, weil ich kein Papier und keine Zeit mehr habe. Von dem Gelde, das ich für meine Kleider und für meinen Hut eingenommen habe, habe ich nur noch einen Rubel Silber übrig. Sie haben der Wirtin zwei Rubel Silber gegeben; das ist sehr gut; sie wird nun eine Weile still sein.

Lassen Sie doch Ihren Anzug ein wenig ausbessern! Leben Sie wohl; ich bin so müde. Ich verstehe nicht, wovon ich immer so schwach werde; die geringste Beschäftigung greift mich an. Wenn ich Arbeit bekommen sollte, so weiß ich nicht, wie ich arbeiten soll. Das ist's, was mich niederdrückt.

W. D.

Den 5. September.

Mein Täubchen, liebe Warwara!

Heute, mein Engelchen, habe ich viele Eindrücke in mich aufgenommen. Ich hatte den ganzen Tag Kopfschmerzen gehabt. Um mich ein bißchen zu erfrischen, ging ich aus und machte einen Spaziergang an der Fontanka. Der Abend war dunkel und feucht. Vor sechs wird es schon dunkel; das liegt in der Jahreszeit! Es regnete nicht; aber es herrschte ein Nebel, der einen ebenso naß machte wie ein richtiger Regen. Am Himmel zogen schwarze Wolken in langen, breiten Streifen hin. Eine Unmenge von Menschen ging auf der Uferstraße, und es mußten auch gerade Leute mit so schrecklichen Gesichtern sein, die einen traurig machen können: betrunkene Bauern, stumpfnasige Finnländerinnen in Männerstiefeln und mit bloßem Kopfe, Arbeiter, Droschkenkutscher, allerlei geringes Volk, das dies und jenes zu besorgen hatte, Straßenjungen; ein Schlosserlehrling in gestreiftem Arbeitskittel, blutarm und mager, mit vollgerußtem Gesichte, ein Schloß in der Hand; ein ausgedienter Soldat von gewaltiger Statur, der auf Käufer für Federmesser und kupferne Fingerringe wartete: das war das Publikum. Es war offenbar eine Tageszeit, in der anderes Publikum eben nicht da sein konnte. Und ein schiffbarer Kanal ist sie, die Fontanka! Es war eine solche Unmenge von Schiffen darauf, daß man

gar nicht begriff, wie sie alle Platz finden konnten. Auf den Brücken saßen Weiber mit nassen Pfefferkuchen und fauligen Äpfeln, und lauter solche schmutzigen, nassen Weiber. Es ist unerfreulich, an der Fontanka spazierenzugehen! Unter den Füßen hat man den feuchten Granit, an den Seiten hohe, schwarze, verräucherte Häuser; unten Nebel und über dem Kopfe auch Nebel. Es war heute ein so trauriger, dunkler Abend.

Als ich in die Gorochowaja-Straße einbog, war es schon ganz dunkel geworden, und das Gas wurde angezündet. Ich war schon lange nicht in der Gorochowaja-Straße gewesen; es hatte sich nicht so getroffen. Eine geräuschvolle Straße! Was für Läden und prächtige Schaufenster; alles strahlt und leuchtet nur so, Kleiderstoffe, Blumen unter Glas, allerlei Damenhüte mit Bändern. Man könnte denken, das alles sei nur so zum Schmuck ausgelegt; aber nein: es gibt wirklich Leute, die all so etwas kaufen und ihren Frauen schenken. Eine reiche Straße! Auch sehr viele deutsche Bäcker wohnen dort, die gewiß ebenfalls sehr wohlhabend sind. Wie viele Kutschen fahren da fortwährend; wie das Straßenpflaster das nur alles aushält! So luxuriöse Equipagen, die Fenster wie Spiegel, innen Samt und Seide, feine Lakaien mit Epauletten und Degen. Ich blickte in alle Kutschen hinein; es saßen lauter schön geputzte Damen darin, vielleicht Fürstinnen und Gräfinnen. Es war gewiß um die Zeit, wo sie alle zu Bällen und Gesellschaften fahren. Es muß doch interessant sein, so eine Fürstin oder überhaupt eine vornehme Dame aus der Nähe zu sehen; das ist gewiß sehr schön; es ist mir noch nie zuteil geworden, höchstens so wie jetzt, beim Hineinsehen in einen Wagen. Ich mußte dabei an Sie denken. Ach, mein Täubchen, meine Beste! Wenn ich jetzt an Sie denke, blutet mir das Herz! Warum sind Sie, liebe

Warwara, so unglücklich? Mein Engelchen! Worin sind Sie denn schlechter als alle die? Sie sind so gut und so schön und so gebildet; warum ist Ihnen da ein so schlimmes Los zugefallen? Warum kommt es fortwährend vor, daß ein guter Mensch sich in Not befindet, während sich einem andern das Glück von selbst aufdrängt? Ich weiß, ich weiß, liebes Kind, es ist nicht recht, so zu denken; das ist Freidenkerei; aber wenn man offenherzig die Wahrheit sagen soll: warum wird der eine schon im Mutterleibe zu Glück und Wohlleben vorausbestimmt, während ein anderer aus dem Findelhause in die Welt hinaustritt? Und oft genug trifft es sich ja so, daß das Glück irgendeinem Dummkopf zufällt. Der kann dann in den großväterlichen Geldsäcken wühlen und essen und trinken und sich amüsieren, und der andere mag sich bloß die Lippen lecken; zu weiter was taugt er nicht; das kommt ihm zu! Es ist sündhaft, liebes Kind, sündhaft, so zu denken; aber diese Sünde schleicht sich einem unwillkürlich in die Seele. Wenn Sie doch auch in einer solchen Kutsche fahren könnten, meine Beste, mein Sternchen! Dann würden Generäle einen freundlichen Blick von Ihnen zu erhaschen suchen, nicht bloß Menschen von meinem Schlage, und Sie würden nicht in einem alten Gingangkleidchen gehen, sondern in Seide und Gold. Und Sie würden nicht kränklich und mager sein wie jetzt, sondern wie ein Zuckerpüppchen, frisch und rotbackig, voll und rund. Ich aber würde dann schon glücklich sein, wenn ich auch nur von der Straße nach Ihren hell erleuchteten Fenstern sehen, auch nur Ihren Schatten erblicken könnte; der bloße Gedanke, daß Sie da glücklich und froh sind, mein allerliebstes Vögelchen, würde auch mich froh machen. Aber jetzt! Nicht genug daran, daß schlechte Menschen Sie ins Unglück gebracht haben, wagt

nun auch noch so ein gemeiner Wüstling Sie zu beleidigen. Weil er einen eleganten Frack trägt und Sie durch eine goldene Lorgnette ansieht, der Unverschämte, darum kann er sich alles erlauben, darum soll man auch seine schamlosen Reden demütig anhören! Und woher das alles? Weil Sie eine schutzlose Waise sind, weil Sie keinen starken Freund haben, der Ihnen einen zuverlässigen Schutz gewähren könnte. Aber was ist das für ein Mensch, was sind das für Menschen, die sich kein Gewissen daraus machen, eine Waise zu beleidigen? Das ist eine Art Gesindel und keine Menschen, geradezu Gesindel, an dem nichts dran ist; sie werden nur so mitgezählt, sind aber in Wirklichkeit Nullen; das ist meine Überzeugung. So steht es mit ihnen, mit diesen Menschen! Meiner Ansicht nach, meine Beste, verdient der Leiermann, den ich heute in der Gorochowaja-Straße traf, mehr Hochachtung als sie. Er geht wenigstens den ganzen Tag umher und plagt sich ab und wartet auf ein paar kümmerliche Kopeken, von denen er leben will; aber dafür ist er sein eigener Herr und ernährt sich selbst. Er will nicht um Almosen bitten, sondern müht sich wie eine aufgezogene Maschine ab, um den Leuten Vergnügen zu machen; er sagt gewissermaßen: „Ich mache euch Vergnügen, wodurch ich kann." Er ist arm, arm, das ist wahr, und bleibt immer so arm; aber doch ist er ein anständiger Armer; er wird müde und friert, müht sich aber dennoch ab; wenigstens auf seine Weise müht er sich ab. Und so gibt es viele ehrenhafte Leute, liebes Kind, die zwar entsprechend dem Maße und der Nützlichkeit ihrer Arbeit nur wenig verdienen, aber sich vor niemandem beugen und niemanden um Brot bitten. Und mit mir steht es gerade ebenso wie mit diesem Leiermann, das heißt, ich bin etwas anderes, etwas ganz anderes wie er; aber in gewissem

Sinne, in einem edlen, hohen Sinne, bin ich ganz dasselbe wie er; ich bemühe mich nach Kräften, so gut ich kann. Großes leiste ich ja freilich nicht; aber mehr als jemand leisten kann, darf man auch nicht von ihm verlangen.

Ich bin auf diesen Leiermann deswegen zu sprechen gekommen, liebes Kind, weil ich bei dieser Gelegenheit heute meine Armut doppelt stark empfand. Ich war stehen geblieben und sah dem Leiermann zu. Es gingen mir nämlich so traurige Gedanken durch den Kopf, und da war ich stehen geblieben, um mich zu zerstreuen. Ich stand da, und auch ein paar Droschkenkutscher standen da und ein Dienstmädchen und noch ein kleines Mädchen, das über und über mit Schmutz bespritzt war. Der Leiermann hatte sich vor den Fenstern eines Hauses aufgestellt. Da bemerkte ich einen kleinen Knaben von etwa zehn Jahren, der sich zu unserer Gruppe gesellte; er wäre ganz hübsch gewesen, wenn er nicht so kränklich und mager ausgesehen hätte; auch hatte er nicht viel mehr als das Hemde an und war fast barfuß; so stand er da und hörte mit offenem Munde der Musik zu, ganz entzückt, wie eben Kinder sind! Er sah zu, wie bei dem Leiermann, einem Deutschen, die Puppen tanzten; ihm selbst aber waren Arme und Beine ganz starr vor Kälte; er zitterte am ganzen Leibe und nagte an einem Zipfel seines Hemdsärmels. Ich bemerkte, daß er ein Papier in der Hand hielt. Ein Herr ging vorbei und warf dem Leiermann eine kleine Münze hin; die Münze fiel gerade in die kastenartige, vorn abgezäunte Nische, in der mehrere Figürchen, ein Franzose und ein paar Damen, tanzten. Als die Münze klapperte, fuhr mein Knabe zusammen, sah sich schüchtern rings um und vermutete offenbar von mir, daß ich das Geld gegeben hätte. Er kam zu mir gelaufen; die

Händchen zitterten ihm, und die Stimme zitterte ihm auch, als er mir das Blatt Papier hinhielt und sagte: „Ein Briefchen!“ Ich schlug das Papier auseinander – nun, es war der bekannte Inhalt: „Meine Wohltäter ... die Mutter von drei Kindern liegt im Sterben; die Kinder hungern; bitte, helfen Sie uns! Wenn ich sterbe, so werde ich zum Dank dafür, daß Sie meiner Kleinen jetzt gedacht haben, auch Ihrer, meine Wohltäter, in jener Welt gedenken.“ Na, was ist da weiter zu sagen? Es war ja eine einfache, alltägliche Sache; aber was sollte ich ihnen geben? Na, ich gab ihm denn auch nichts. Aber wie leid tat es mir! Ein armer Knabe, ganz blau gefroren, vielleicht auch hungrig; und er log nicht; weiß Gott, er log nicht; ich verstehe mich darauf. Schlimm, daß diese garstigen Mütter die Kinder nicht schonen und sie halbnackt mit derartigen Briefchen bei solcher Kälte hinausschicken. Sie ist vielleicht ein dummes Weib ohne richtigen Charakter; sie hat vielleicht niemanden, der sich ihrer annimmt, und so sitzt sie denn untätig zu Hause, ist vielleicht auch wirklich krank. Na, dann sollte sie sich an die dafür gewiesene Stelle wenden. Aber vielleicht ist sie auch einfach eine Gaunerin und schickt absichtlich, um die Leute zu betrügen, ein hungriges, abgezehrtes Kind aus, das sie dadurch krank macht. Und was lernt so ein armer Junge bei diesen Bittschriften? Sein Herz wird verbittert; er läuft den ganzen Tag umher und bettelt. Es gehen viele Menschen an ihm vorüber; aber sie haben für ihn keine Zeit. Ihr Herz ist wie von Stein, und ihre Worte sind grausam: „Scher dich weg; mach, daß du fortkommst! Solche Dreistigkeit!“ Dergleichen bekommt er von allen zu hören, und das Herz des Kindes wird verbittert, und der arme, verschüchterte Knabe zittert vergebens in der Kälte

wie ein Vögelchen, das aus dem zerstörten Neste hinausgefallen ist. Die Arme und Beine erstarren ihm; er atmet nur mühsam. Es dauert nicht lange, da hustet er schon; und nun kriecht ihm nach kurzer Zeit die Krankheit wie ein ekles Reptil in die Brust, und dann steht, ehe man es sich versieht, der Tod an dem Lager, auf dem er irgendwo in einem übelriechenden Winkel ohne Hilfe und ohne Rettung liegt, – das ist dann sein ganzes Leben gewesen! Sehen Sie, so ist ein Leben oft beschaffen! Ach, liebe Warwara, es ist eine Qual, so ein „Um Christi willen" zu hören und, ohne etwas zu geben, vorbeizugehen und zu dem Bittenden zu sagen: „Gott wird dir geben!" Manches „Um Christi willen" braucht einem allerdings nicht allzu nahezugehen. (Auch von der Bitte „Um Christi willen" gibt es verschiedene Arten, liebes Kind.) Manchmal kommt diese Bitte so langsam, in gedehntem Tone, gewohnheitsmäßig, auswendig gelernt, so recht bettlerhaft heraus; einem solchen nichts zu geben, das ist noch nicht so besonders peinlich; da denkt man: das ist ein langjähriger, berufsmäßiger Bettler; der ist es gewohnt; der kommt auch über eine abschlägige Antwort hinweg und versteht sich schon darauf, darüber hinwegzukommen. Aber manches „Um Christi willen" ist ungeübt, echt, furchtbar; so wie heute eines: als ich von dem Knaben die Bittschrift hinnahm, da stand am Zaune ein Mensch, der nicht alle Passanten um Almosen bat; der sagte zu mir: „Gib mir eine kleine Gabe, Herr, um Christi willen!" und das sagte er mit so stockender, unverstellter Stimme, daß ich vor plötzlichem Schreck zusammenfuhr; aber ich gab ihm nichts, weil ich nichts hatte. Und da gibt es noch reiche Leute, die es nicht leiden mögen, daß die Armen sich über ihr trauriges Los laut beklagen; „sie be-

lästigen einen," sagen sie; „sie sind aufdringlich!" Ja, die Armut ist immer aufdringlich: das Stöhnen der Hungrigen stört die Satten im Schlafe!

Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, meine Beste, ich habe es unternommen, Ihnen dies alles zu schildern, zum Teil, um mir das Herz zu erleichtern, hauptsächlich aber, um Ihnen eine Probe meines guten Stiles zu geben. Denn Sie finden gewiß selbst, liebes Kind, daß sich mein Stil seit einiger Zeit bessert. Aber jetzt hat mich eine solche Traurigkeit überkommen, daß ich selbst in tiefster Seele über meine Gedanken Rührung fühle, und obgleich ich selbst weiß, liebes Kind, daß man durch diese Rührung nicht im Werte steigt, so läßt man sich doch dadurch gewissermaßen Gerechtigkeit widerfahren. Und in der Tat, meine Beste, oft erniedrigt man sich selbst ohne allen Grund und meint, keinen Groschen wert zu sein, und schätzt sich geringer als ein Holzspänchen. Aber wenn ich mich eines Vergleiches bedienen darf, so möchte ich sagen: das kommt vielleicht daher, daß ich selbst verschüchtert und kleinmütig bin wie zum Beispiel jener arme Knabe, der mich um ein Almosen bat. Jetzt aber werde ich gleichnisweise zu Ihnen sprechen, liebes Kind; nun hören Sie mal zu. Wenn ich frühmorgens eilig zum Dienste wandere, dann betrachte ich oft die Stadt, wie sie da erwacht und aufsteht und zu wimmeln und zu rasseln anfängt und der Rauch aus den Schornsteinen quillt, – und da wird man dann manchmal einem solchen Schauspiele gegenüber kleinmütig, als ob man von jemandem auf die neugierige Nase einen Nasenstüber bekommen hätte, und schleicht mit einer entsagenden Handbewegung ganz still und bescheiden auf seinem Wege dahin! Nun aber sehen Sie einmal, was in diesen schwarzen, verräucherten, gro-

ßen Mietskasernen vorgeht; suchen Sie das zu ergründen, und sagen Sie dann selbst, ob es gerechtfertigt war, sich ohne Sinn und Verstand so niedrig einzuschätzen und in eine unwürdige Betrübnis zu geraten. Vergessen Sie nicht, liebe Warwara, daß ich gleichnisweise rede, nicht im geraden Wortsinne. Na, dann wollen wir also mal sehen, was dort in diesen Häusern geschieht. In einer rauchigen, feuchten Höhle, einer Art von Hundeloch, das nur notgedrungen als Wohnung angesehen wird, erwacht ein Handwerker; er hat die ganze Nacht, beispielsweise gesagt, von Stiefeln geträumt, daß er tags zuvor versehentlich das Leder falsch zugeschnitten hat, als ob der Mensch gerade solches Zeug träumen müßte! Na, er ist Handwerker, Schuhmacher! es ist verzeihlich, wenn er immer nur an Dinge seines Berufes denkt. Er hat kleine Kinder, die umherwinseln, und eine hungernde Frau; und nicht nur die Schuster stehen manchmal so auf, meine Beste. Aber das will noch nichts besagen, und es würde sich nicht der Mühe verlohnen, darüber zu schreiben; aber achten Sie nun darauf, liebes Kind, was für ein Umstand sich hierbei ergibt: ebendort, in demselben Hause, ein Stockwerk höher oder tiefer, hat auch einem reichen Manne in seinen vergoldeten Gemächern in der Nacht vielleicht von denselben Stiefeln geträumt, das heißt auf eine andere Weise, von Stiefeln einer anderen Fasson, aber doch von Stiefeln; denn in dem Sinne, den ich in diesen Worten verberge, liebes Kind, kommt es so heraus, meine Beste, daß wir alle ein bißchen Schuster sind. Und das wäre alles noch nicht weiter schlimm; das Üble ist nur, daß diesem Reichen niemand zur Seite steht, der ihm ins Ohr flüstern könnte: „So hör doch auf, an solche Dinge zu denken, immer nur an dich zu denken,

nur für dich allein zu leben; du bist ja doch kein Schuster; du hast gesunde Kinder; deine Frau bittet dich nicht um etwas zu essen; so blicke doch einmal um dich, ob du nicht für deine Sorgen einen edleren Gegenstand finden kannst als deine Stiefel!" Das war's, was ich Ihnen gleichnisweise sagen wollte, liebe Warwara. Das ist vielleicht gar zu freidenkerisch, meine Beste; aber dieser Gedanke ist bei mir manchmal vorhanden; er überkommt mich manchmal und dringt dann unwillkürlich in Form von heißen Worten aus dem Herzen hervor. Und darum hatte ich eigentlich gar keinen Grund gehabt, zu meinen, daß ich keinen Groschen wert sei; ich hatte mich nur durch den Lärm und das Gerassel einschüchtern lassen! Ich schließe, indem ich Sie bitte, liebes Kind, nicht etwa zu denken, daß ich jemanden bei Ihnen habe verleumden wollen, oder daß ich hypochondrisch geworden bin, oder daß ich das aus irgendwelchem Buche abgeschrieben habe. Nein, liebes Kind, glauben Sie das nicht: ich verabscheue die Verleumdung und bin nicht hypochondrisch geworden und habe aus keinem Buche etwas abgeschrieben – hören Sie wohl?

Ich kam in trauriger Gemütsstimmung nach Hause, setzte mich an den Tisch, machte mir die Teekanne warm und schickte mich an, ein oder zwei Gläschen Tee zu trinken. Auf einmal sah ich Gorschkow zu mir hereinkommen, unsern armen Wohnungsgenossen. Ich hatte schon am Morgen bemerkt, daß er immer um die andern Mieter herumschlich und zu mir herantreten wollte. Beiläufig gesagt, liebes Kind: dessen Lage ist noch weit schlechter als die meinige, unvergleichlich viel schlechter! Er hat ja Frau und Kinder! Ja, wenn ich Gorschkow wäre, ich weiß nicht, was ich an seiner Stelle täte! Na, also mein Gorschkow kam herein und verbeugte sich; an den

Wimpern hing ihm wie immer ein Tränchen; er machte einen Scharrfuß; aber er war nicht imstande, ein Wort herauszubringen. Ich ließ ihn auf einem Stuhle Platz nehmen, der allerdings zerbrochen war; aber ich hatte keinen andern. Ich bot ihm Tee an. Er lehnte dankend ab, lehnte lange ab; zuletzt aber nahm er doch ein Glas. Er wollte den Tee ohne Zucker trinken und fing wieder an zu danken, als ich ihm versicherte, Zucker sei dazu nötig; lange Zeit sträubte er sich und lehnte ab; schließlich legte er ein ganz kleines Stückchen in sein Glas und behauptete, der Tee sei außerordentlich süß. Ach, zu welcher Erniedrigung bringt den Menschen die Armut! „Nun, wie geht's, was bringen Sie, lieber Freund?" sagte ich zu ihm. – „Makar Alexejewitsch, mein Wohltäter," erwiderte er, „seien Sie um Gottes willen barmherzig, und helfen Sie einer unglücklichen Familie; meine Kinder und meine Frau haben nichts zu essen; Sie können sich denken, wie mir als Vater dabei zumute ist." Ich wollte ihm antworten, aber er unterbrach mich: „Ich fürchte mich hier vor allen, Makar Alexejewitsch," sagte er; „das heißt, ich fürchte mich eigentlich nicht vor ihnen; aber es ist mir peinlich, mich an sie zu wenden, wissen Sie; sie sind immer so stolz und hochmütig. Ich würde", sagte er, „Sie, verehrter Freund und Wohltäter, nicht belästigen; ich weiß, daß Sie sich selbst in unangenehmer Lage befinden und mir nicht viel geben können; aber borgen Sie mir wenigstens eine kleine Summe; ich habe deswegen gewagt, Sie zu bitten," sagte er, „weil ich Ihr gutes Herz kenne. Ich weiß, daß Sie selbst Not gelitten haben und auch jetzt in Bedrängnis sind, und daß Ihr Herz daher Mitleid empfinden wird." Und zum Schlusse sagte er: „Verzeihen Sie meine Dreistigkeit und mein unpassendes Benehmen, Makar Alexejewitsch!"

Ich antwortete ihm, es würde mir eine Herzensfreude sein, ihm zu helfen; aber ich hätte selbst nichts, so gut wie nichts. „Bester Makar Alexejewitsch," sagte er zu mir, „ich bitte auch nicht um eine große Summe; aber sehen Sie, soundso" (hier wurde er dunkelrot), „meine Frau und meine Kinder hungern; könnten Sie mir nicht wenigstens zehn Kopeken geben?" Na, da fühlte ich eine starke Herzbeklemmung. „Die sind doch noch weit schlimmer daran als ich!" sagte ich zu mir. Ich besaß aber im ganzen nur noch zwanzig Kopeken und hatte vor, sie morgen für meine eigenen dringendsten Bedürfnisse auszugeben. „Nein, mein Bester," sagte ich, „es ist mir nicht möglich; soundso", sagte ich. „Liebster Makar Alexejewitsch," sagte er, „geben Sie mir nur so viel, wie Sie wollen, wenn auch nur zehn Kopeken." Na, ich nahm meine zwanzig Kopeken aus dem Kästchen und gab sie ihm, liebes Kind, ich wollte doch ein gutes Werk tun! Ja, ja, die Armut! Ich kam dann mit ihm ins Gespräch. „Wie sind Sie denn in solche Not geraten, lieber Freund," fragte ich ihn, „und wie kommt es, daß Sie trotzdem ein Zimmer bewohnen, das siebzehn und einen halben Rubel Papier Miete kostet?" Er setzte mir auseinander, daß er das Zimmer vor einem halben Jahre gemietet und die Miete für drei Monate vorausbezahlt habe; dann aber seien allerlei schlimme Umstände zusammengekommen, so daß er nun nicht aus, nicht ein wisse. Er habe erwartet, daß sein Prozeß in dieser Zeit werde entschieden werden. Er hat nämlich einen unangenehmen Prozeß. Sehen Sie, liebe Warwara, er muß sich vor Gericht wegen einer gewissen Sache verantworten. Er prozessiert da mit einem Kaufmann, der bei Lieferungen für den Staat Betrügereien begangen hat; der Betrug wurde entdeckt und der Kaufmann vor Gericht gezogen; dieser aber

verwickelte in seine Betrugsangelegenheit auch Gorschkow, der mit den Lieferungen irgendwie zu tun gehabt hatte. In Wirklichkeit hat Gorschkow sich nur Fahrlässigkeit, Mangel an Aufmerksamkeit und ein allerdings unverzeihliches Außerachtlassen des fiskalischen Interesses zuschulden kommen lassen. Der Prozeß dauert schon mehrere Jahre; Gorschkow hat mit immer neuen Hindernissen zu kämpfen. „Eine Ehrlosigkeit, deren man mich beschuldigt," sagte Gorschkow zu mir, „habe ich nicht begangen, absolut nicht begangen; der Gaunerei und des Diebstahls habe ich mich nicht schuldig gemacht." Diese Sache hat aber doch einen gewissen Makel auf ihn geworfen; er ist vom Dienste suspendiert worden, und obgleich man nicht gefunden hat, daß er sich kriminell strafbar gemacht habe, so kann er doch vor seiner vollständigen Rechtfertigung nicht von dem Kaufmann eine beträchtliche Summe Geldes herausbekommen, die ihm zukommt, und die er vor Gericht von ihm beansprucht. Ich glaube ihm; aber das Gericht glaubt ihm nicht auf sein bloßes Wort; die Sache hat so viele Haken und Knoten, daß sie sich in hundert Jahren nicht alle entwirren lassen. Und kaum hat man einen kleinen Teil derselben entwirrt, so kommt der Kaufmann mit einer neuen Finte und dann wieder mit einer neuen. Ich nehme an Gorschkows Unglück herzlichen Anteil, meine Beste, und bemitleide ihn sehr. Er hat keine Stellung; wegen seiner anscheinenden Unzuverlässigkeit wird er nirgends angenommen; ihre Ersparnisse haben sie aufgezehrt; der Prozeß ist verworren; aber sie müssen doch leben; und nun wurde ihnen noch recht zur Unzeit ein Kind geboren, na, das machte Ausgaben; der Sohn wurde krank, neue Ausgaben; er starb, wieder Ausgaben; die Frau ist krank; er selbst leidet an einer alten, chronischen Krankheit: kurz, es ist ein Elend, ein schreck-

liches Elend! Er sagt übrigens, er erwarte in diesen Tagen eine günstige Entscheidung seines Prozesses, und es sei jetzt daran nicht mehr zu zweifeln. Er tut mir leid, er tut mir leid; sehr leid tut er mir, liebes Kind! Ich war freundlich gegen ihn. Er ist ein verstörter, verschüchterter Mensch und sucht einen Gönner, und da bin ich denn freundlich gegen ihn gewesen. Na, leben Sie wohl, liebes Kind; Christus sei mit Ihnen; ich wünsche Ihnen eine gute Gesundheit. Sie, mein Täubchen! wenn ich an Sie denke, so ist es mir, als legte ich Balsam auf meine kranke Seele, und obgleich ich mich um Sie sorge, so ist mir doch bei diesen Sorgen leicht ums Herz.

Ihr aufrichtiger Freund

Makar Djewuschkin.

Den 9. September.

Liebste Warwara Alexejewna!

Ich schreibe Ihnen ganz außer mir. Ein seltsames Ereignis hat mich in die größte Aufregung versetzt. Der Kopf ist mir ganz schwindlig. Ich habe ein Gefühl, als drehe sich alles um mich herum. Ach, meine Beste, was ich Ihnen jetzt erzählen werde! Daß so etwas kommen würde, haben wir doch nicht geahnt. Oder vielmehr, ich glaube doch, daß ich es geahnt habe; ich habe das alles geahnt. Mein Herz hat das alles vorausgefühlt. Ich habe erst neulich etwas Ähnliches geträumt.

Was sich zugetragen hat, ist folgendes. Ich werde es Ihnen ohne Stil erzählen, so wie Gott es mir in die Seele legt. Ich ging heute zum Dienst. Ich kam hin, setzte mich auf meinen Platz und fing an zu schreiben. Sie müssen aber wissen, liebes Kind, daß ich auch gestern geschrieben habe. Na,

also gestern trat Timofei Iwanowitsch zu mir heran und gab mir persönlich einen Auftrag: „Hier ist ein wichtiges, eiliges Aktenstück", sagte er. „Schreiben Sie es ab, Makar Alexejewitsch, recht sauber, recht schnell und recht sorgfältig; es geht heute zur Unterschrift." Ich muß Ihnen bemerken, mein Engelchen, daß ich gestern den ganzen Tag über nicht wußte, wo mir der Kopf stand, und nichts ansehen mochte; es hatte mich eine solche Traurigkeit, ein solcher Gram überkommen! Im Herzen fühlte ich eine solche Kälte, und in meiner Seele war es dunkel; ich mußte immerzu an Sie denken, mein armes Sternchen. Na also, ich machte mich an die Abschrift. Ich schrieb sauber und schön; nur (ich weiß nicht, wie ich es Ihnen genauer erklären soll, ob mich der Böse selbst konfus machte, oder ob es durch einen geheimen Schicksalsbeschluß so vorherbestimmt war, oder ob es einfach so geschehen mußte), nur ließ ich eine ganze Zeile aus, so daß Gott weiß was für ein Sinn herauskam oder einfach ein Unsinn. Mit dem Aktenstück entstand gestern eine Verzögerung, und es wurde Seiner Exzellenz erst heute zur Unterschrift vorgelegt. Ich erscheine heute, als ob nichts geschehen wäre, zur gewöhnlichen Stunde und setze mich neben Jemeljan Iwanowitsch. Ich muß Ihnen bemerken, meine Beste, daß ich seit einiger Zeit angefangen habe, mich noch viel mehr zu genieren und zu schämen als früher. In der letzten Zeit habe ich überhaupt niemanden mehr angesehen. Sowie unter jemandem der Stuhl knarrt, bin ich mehr tot als lebendig. Ganz ebenso war es auch heute: ich bückte mich über meine Arbeit, verhielt mich ganz still und saß wie ein Igel da, so daß Jefim Akimowitsch, ein solcher Spötter, wie es vor ihm keinen auf der Welt gegeben hat, laut, so daß alle es hörten, sagte: „Na, Makar Alexejewitsch,

warum sitzen Sie denn wie ein betrübter Lohgerber da?" Und dabei schnitt er eine solche Grimasse, daß alle, die um ihn und mich herumsaßen, sich nur so schüttelten vor Lachen, und selbstverständlich auf meine Kosten. Und nun ging's los, nun ging's los! Ich hielt mir die Ohren zu, kniff die Augen zusammen und saß still da, ohne mich zu rühren. Ich pflege das so zu machen; dann hören sie am schnellsten auf. Auf einmal höre ich Lärm, Laufen, unruhige Bewegung; ich höre – täuschen mich auch nicht meine Ohren? man ruft mich, man verlangt nach mir; es wird gerufen: „Djewuschkin!" Das Herz in der Brust fing mir an zu zittern, und ich weiß selbst nicht, warum ich so erschrak; ich weiß nur, daß ich so erschrak, wie es mir in meinem Leben noch nie passiert war. Ich war an meinem Stuhle wie festgewachsen und tat, als wäre nichts geschehen, als wäre ich es gar nicht. Aber da wiederholte sich das Rufen näher und näher. Jetzt wurde schon dicht hinter meinem Ohre gerufen: „Djewuschkin! Djewuschkin! Wo ist Djewuschkin? Ich blicke auf; da steht Jewstafi Iwanowitsch vor mir und sagt: „Makar Alexejewitsch, zu Seiner Exzellenz, schnell! Sie haben mit dem Aktenstück ein schönes Unheil angerichtet!" Weiter sagte er nichts; aber das war auch schon genug gesagt, nicht wahr, liebes Kind, das war genug gesagt? Ich war wie tot, wurde eiskalt, verlor das Gefühl; ich ging – na, ich begab mich hin mehr tot als lebendig. Man führte mich durch ein Zimmer, durch ein zweites Zimmer, durch ein drittes Zimmer, in das Arbeitszimmer – da stand ich nun! Zuverlässige Rechenschaft über das, was ich in diesem Augenblicke dachte, kann ich Ihnen nicht geben. Ich sah, daß Seine Exzellenz da standen und um Dieselben herum all die andern. Ich glaube, ich habe keine Verbeugung gemacht; ich hatte das vergessen. Ich war in

einer solchen Angst, daß mir die Lippen und die Beine zitterten. Und dazu hatte ich auch allen Grund, liebes Kind. Erstens schämte ich mich; ich warf so ganz zufällig einen Blick nach rechts in einen Spiegel, und das, was ich da erblickte, konnte mich sehr wohl um den Verstand bringen. Und zweitens hatte ich mich immer so benommen, als ob ich überhaupt nicht auf der Welt wäre, so daß Seine Exzellenz kaum von meiner Existenz wissen mochten. Vielleicht hatten Dieselben so beiläufig einmal gehört, daß in ihrem Ressort ein gewisser Djewuschkin vorhanden sei; aber in nähere Beziehung waren Dieselben zu mir nicht getreten.

Seine Exzellenz begannen zornig: „Was haben Sie da gemacht, mein Herr? Warum haben Sie nicht aufgepaßt? Da ist ein wichtiges Aktenstück, das Eile verlangt, und Sie verderben es. Was sagen Sie dazu?“ Hier wandten sich Seine Exzellenz zu Jewstafi Iwanowitsch. Ich hörte nur einzelne Worte, die an mein Ohr schlugen: „Nachlässigkeit! Unachtsamkeit! Sie bringen uns in Unannehmlichkeiten!“ Ich wollte den Mund öffnen, um etwas zu sagen. Ich wollte um Verzeihung bitten; aber ich konnte es nicht; ich wollte davonlaufen; aber ich wagte es nicht; und nun, nun, liebes Kind, begab sich etwas Derartiges, daß ich auch jetzt noch vor Beschämung kaum die Feder halten kann. Einer meiner Rockknöpfe (hol ihn der Teufel!), ein Knopf, der nur an einem Faden hing, riß auf einmal ab, fiel herunter (ich hatte offenbar unversehens daran gestreift), machte klappernd ein paar Sprünge, kam ins Rollen und rollte geradeswegs (so ein verfluchtes Ding!) zu den Füßen Seiner Exzellenz hin, und das alles inmitten des allgemeinen Schweigens! Das war meine ganze Rechtfertigung, meine ganze Entschuldigung, meine ganze Antwort, alles, was ich Seiner Ex-

zellenz hatte erwidern wollen! Die Folgen waren schrecklich. Seine Exzellenz wandten sofort ihre Aufmerksamkeit meiner Gestalt und meinem Anzuge zu. Ich dachte an das, was ich im Spiegel gesehen hatte, und stürzte auf den Knopf zu, um ihn zu haschen! Das war ein dummer Einfall von mir! Ich bückte mich und wollte den Knopf greifen; aber er rollte weiter und drehte sich und ließ sich nicht fassen; kurz, auch im Punkte der Geschicklichkeit blamierte ich mich. Da hatte ich das Gefühl, daß auch meine letzten Kräfte mich verließen und jetzt alles, alles verloren war! Mein ganzes Renommee war verloren, der ganze Mensch zugrunde gegangen! Und in beiden Ohren hörte ich merkwürdigerweise die Stimmen Teresas und Faldonis und Glockenläuten. Endlich erwischte ich den Knopf, erhob mich, machte Front und hätte nun wenigstens ruhig dastehen sollen, mit den Händen an der Hosennaht! Aber nein. Ich begann, den Knopf an die zerrissenen Fäden heranzuhalten, als ob er dadurch haften bleiben würde, und lächelte noch dazu; ja ich lächelte noch. Seine Exzellenz hatten sich zuerst abgewandt; dann blickten Dieselben wieder nach mir hin, und ich hörte, wie Seine Exzellenz zu Jewstafi Iwanowitsch sagten: „Was stellt das vor? Sehen Sie nur, in welchem Zustande er sich befindet! Wie sieht er aus? Was hat er nur?" Ach, meine Beste, was war da viel zu fragen: „Wie sieht er aus, und was hat er nur?" Ich hatte mich blamiert! Ich hörte, wie Jewstafi Iwanowitsch sagte: „Nicht zu tadeln gewesen, in keiner Hinsicht zu tadeln gewesen, musterhafte Führung, ausreichendes, etatsmäßiges Gehalt ..." „Na, greifen Sie ihm ein bißchen unter die Arme," sagten Seine Exzellenz; „geben Sie ihm einen Vorschuß ..." „Vorschuß hat er schon genommen," wurde erwidert; „er hat schon für längere Zeit

Vorschuß erhalten. Seine Verhältnisse sind offenbar recht schlecht; aber er hat sich gut geführt und hat sich keinen Tadel zugezogen, niemals." Mir war glühend heiß, mein Engelchen; ich brannte wie im höllischen Feuer! Ich war nahe daran, zu sterben! „Na," sagten Seine Exzellenz laut, „dann müssen wir es so schnell wie möglich noch einmal abschreiben lassen; Djewuschkin, kommen Sie einmal hierher; schreiben Sie es noch einmal ohne Fehler ab; aber hören Sie . . ." hier wandten sich Seine Exzellenz an die übrigen, erteilten ihnen verschiedene Aufträge, und alle verließen das Zimmer. Sowie sie hinausgegangen waren, zogen Seine Exzellenz eilig ihre Brieftasche heraus und entnahmen ihr einen Hundertrubelschein. „Da!" sagten Seine Exzellenz; „soweit es in meinen Kräften steht; halten Sie es, wofür Sie wollen; nehmen Sie ..." und damit schoben Dieselben mir die Banknote in die Hand. Ich fuhr zusammen, mein Engelchen; meine ganze Seele war in ihrer tiefsten Tiefe erschüttert; ich weiß nicht, wie mir wurde; ich wollte die Hand Seiner Exzellenz ergreifen, um sie zu küssen. Aber Seine Exzellenz wurden ganz rot, mein Täubchen, und (ich weiche hier auch nicht um ein Haarbreit von der Wahrheit ab, meine Beste) Dieselben ergriffen meine unwürdige Hand und schüttelten sie, gerade wie wenn ich ihresgleichen, ein ebensolcher General wäre. „Gehen Sie," sagten Seine Exzellenz; „soweit es in meinen Kräften steht . . . Machen Sie keine Fehler; wir wollen uns in den Schaden teilen."

Jetzt, liebes Kind, hören Sie, was ich beschlossen habe: Sie und Fedora bitte ich, und wenn ich Kinder hätte, so würde ich auch denen befehlen, zu Gott zu beten, das heißt folgendermaßen: für ihren Vater sollten sie nicht beten, aber für Seine Exzellenz sollten sie täglich und lebenslänglich

beten! Und dann will ich Ihnen noch etwas sagen, liebes Kind, und ich sage das in feierlicher Weise; hören Sie gut zu, liebes Kind: ich schwöre Ihnen, daß, wie sehr mich auch der seelische Kummer in den traurigen Tagen unserer Bedrängnis niederdrückte, wenn ich Sie und Ihre Nöte und mich und meine Erniedrigung und Unfähigkeit ansah, trotz alledem schwöre ich Ihnen, daß mir die hundert Rubel nicht so wertvoll sind wie der Umstand, daß Seine Exzellenz selbst mir, einem so unbedeutenden Menschen und Trunkenbolde, meine unwürdige Hand zu drücken geruht haben! Dadurch haben Seine Exzellenz mich mir selbst wiedergegeben. Durch diese Handlung haben Dieselben meine Seele vom Tode auferweckt, mir das Leben für alle Zeit versüßt, und ich bin fest überzeugt, daß, wenn ich auch vor dem Allerhöchsten ein noch so großer Sünder bin, mein Gebet für das Glück und Wohlergehen Seiner Exzellenz doch zu seinem Throne gelangen wird! . . .

Liebes Kind! Ich befinde mich jetzt in einer schrecklichen Zerrüttung meiner seelischen Kräfte, in einer furchtbaren Aufregung! Mein Herz schlägt heftig und möchte aus der Brust herausspringen. Und ich selbst bin ganz matt und schwach geworden. – Ich sende Ihnen fünfundvierzig Rubel Papier; zwanzig Rubel werde ich der Wirtin geben; fünfunddreißig werde ich behalten: für zwanzig Rubel werde ich meine Garderobe in Ordnung bringen, und fünfzehn behalte ich zum Leben. Nur haben jetzt alle diese Eindrücke vom Vormittag mein ganzes Wesen schwer erschüttert. Ich werde mich ein bißchen hinlegen. Übrigens bin ich ruhig, sehr ruhig. Nur in der Seele habe ich eine Art von Reißen, und ich höre, wie dort in der Tiefe meine Seele zuckt und zittert und bebt. – Ich werde zu Ihnen kommen; jetzt aber bin ich

wie betäubt von all diesen Empfindungen ... Gott sieht alles, Sie mein liebes Kind, mein teures Täubchen!

Ihr würdiger Freund

Makar Djewuschkin.

Den 10. September.

Mein liebster Makar Alexejewitsch!

Ich freue mich unaussprechlich über Ihr Glück und weiß die Seelengüte Ihres Vorgesetzten zu würdigen, mein Freund. Jetzt können Sie also von Ihrem Leide aufatmen! Aber um des Himmels willen, geben Sie nicht wieder Geld für unnütze Dinge aus! Leben Sie still und möglichst bescheiden, und beginnen Sie gleich von diesem Tage an, immer wenigstens etwas beiseite zu legen, damit Sie nicht plötzlich wieder in Not kommen. Um uns aber machen Sie sich, ich bitte Sie inständigst, keine Sorgen. Fedora und ich werden uns schon durchschlagen. Warum haben Sie uns so viel Geld geschickt, Makar Alexejewitsch! Wir brauchen gar nichts. Wir sind auch mit dem zufrieden, was wir haben. Allerdings werden wir bald zum Umzug aus dieser Wohnung Geld nötig haben; aber Fedora hofft, von jemand eine alte Schuld zurückgezahlt zu bekommen. Ich behalte jedoch zwanzig Rubel für den Fall der Not; das übrige schicke ich Ihnen wieder zurück. Bitte, sparen Sie sich dieses Geld, Makar Alexejewitsch! Leben Sie wohl! Führen Sie jetzt ein ruhiges Leben; ich wünsche Ihnen eine gute Gesundheit und Frohsinn. Ich würde Ihnen mehr schreiben; aber ich fühle eine furchtbare Müdigkeit; gestern bin ich den ganzen Tag nicht aus dem Bett aufgestanden. Sie haben gut daran getan, daß Sie versprochen haben, zu uns zu kommen. Besuchen Sie mich, bitte, Makar Alexejewitsch! W. D.

Den 11. September.

Meine liebe Warwara Alexejewna!

Ich bitte Sie flehentlich, meine Beste, trennen Sie sich jetzt nicht von mir, jetzt, wo ich vollkommen glücklich und zufrieden bin. Mein Täubchen! Hören Sie nicht auf Fedora; ich will auch alles tun, was Sie verlangen; ich werde mich gut führen, schon allein aus Verehrung für Seine Exzellenz; ich werde mich gut und tadellos führen; wir werden einander wieder glückselige Briefe schreiben; wir werden einander unsere Gedanken anvertrauen und unsere Freuden und unsere Sorgen, wenn wir Sorgen haben sollten; wir werden einträchtig und glücklich zusammen leben. Wir werden uns mit der Literatur beschäftigen ... Mein Engelchen! Meine Lage hat sich ja vollständig geändert, und alles hat sich zum Guten gewandt. Die Wirtin ist zugänglicher geworden. Teresa benimmt sich verständiger, und selbst Faldoni zeigt einige Dienstfertigkeit. Mit Ratasjajew habe ich mich ausgesöhnt. Ich bin in der Freude meines Herzens selbst zu ihm gegangen. Er ist wirklich ein gutherziger junger Mensch, liebes Kind, und was über ihn Schlechtes gesagt wurde, das war alles dummes Zeug. Ich habe jetzt eingesehen, daß das alles schändliche Verleumdung war. Er hat überhaupt nicht daran gedacht, uns in einer seiner Schriften abzukonterfeien; das hat er mir selbst gesagt. Er hat mir sein neues Werk vorgelesen. Und was das anlangt, daß er mich damals einen Lovelace genannt hat, so ist das überhaupt kein Schimpfwort und keine unpassende Bezeichnung; er hat mir das auseinandergesetzt. Das ist ein Fremdwort und bedeutet einen forschen Kerl, oder, wenn man es schöner, mehr im literarischen Stil ausdrücken will, so bedeutet es einen Mann, der alle Hochachtung verdient, und nicht irgend

etwas anderes, sehen Sie wohl! Es war ein harmloser Scherz, mein Engelchen! Ich ungebildeter Mensch hatte mich aus Dummheit dadurch gekränkt gefühlt. Ich habe ihn aber auch jetzt deswegen um Entschuldigung gebeten ... Und was ist heute für merkwürdig schönes Wetter, liebe Warwara! Allerdings war es am Morgen etwas kalt, und es fiel ein feiner Regen wie durch ein Sieb. Aber das macht nichts; dafür ist die Luft ein bißchen frischer geworden. Ich ging aus, um mir Stiefel zu kaufen, und erstand ein wunderschönes Paar. Ich ging auf dem Newski-Prospekte spazieren. Ich las die „Biene". Ja! die Hauptsache habe ich Ihnen noch zu erzählen vergessen.

Also hören Sie:

Heute früh kam ich mit Jemeljan Iwanowitsch und mit Axenti Michailowitsch ins Gespräch über Seine Exzellenz. Ja, liebe Warwara, ich bin nicht der einzige, gegen den Seine Exzellenz so gütig gewesen sind. Ich bin nicht der einzige, dem Dieselben Wohltaten erwiesen haben, und die Herzensgüte des hohen Herrn ist der ganzen Welt bekannt. An vielen Stellen wird ihm zu Ehren sein Lob gesungen und fließen Tränen der Dankbarkeit. Ein Waisenmädchen ist bei ihm erzogen worden, und er hat sie versorgt, sie an einen geachteten Mann verheiratet, der bei ihm selbst „zu besonderen Aufträgen" angestellt ist. Den Sohn einer Witwe hat er in einer Kanzlei untergebracht und auch sonst noch vielen viele Wohltaten erwiesen. Ich hielt es für meine Pflicht, liebes Kind, sogleich auch mein Scherflein beizusteuern, und erzählte allen laut die Handlungsweise Seiner Exzellenz; ich erzählte ihnen alles und verheimlichte ihnen nichts. Dabei ließ ich Scham Scham sein. Scham und Ambition sind unter solchen Umständen bedeutungslos. Also

erzählte ich alles laut; mögen die Taten Seiner Exzellenz bekannt und berühmt werden! Ich sprach mit Begeisterung, mit warmem Gefühl, ohne zu erröten; ich war vielmehr stolz darauf, daß ich imstande war, so etwas zu erzählen. Ich habe alles erzählt (nur von Ihnen habe ich verständigerweise geschwiegen, liebes Kind): von meiner Wirtin und von Faldoni und von Ratasjajew und von den Stiefeln und von Markow – alles habe ich erzählt. Einige lächelten dabei einander zu; ja, die Wahrheit zu sagen, das taten sie alle. Aber sie fanden gewiß an meiner Figur etwas komisch oder in bezug auf meine Stiefel – gewiß in bezug auf meine Stiefel. Aber in irgendwelcher schlechten Absicht konnten sie es unmöglich tun. Das taten sie nur so infolge ihrer Jugendlichkeit, oder deswegen, weil sie wohlhabende Leute sind; aber in schlechter, böser Absicht konnten sie über meine Worte bestimmt nicht lächeln. Ich meine, in bezug auf Seine Exzellenz konnten sie das bestimmt nicht tun. Nicht wahr, liebe Warwara?

Ich kann immer noch nicht recht zur Besinnung kommen, liebes Kind. Alle diese Vorgänge haben mich ganz wirr gemacht! Haben Sie auch Holz? Erkälten Sie sich nur nicht, liebe Warwara; man kann sich im Umsehen eine Erkältung zuziehen. Ach, liebes Kind, mit Ihren traurigen Gedanken drücken Sie mich ganz nieder. Ich bete für Sie, liebes Kind, bete für Sie innig! Haben Sie zum Beispiel wollene Strümpfe oder sonstige warme Kleidungsstücke? Nehmen Sie sich ja in acht, mein Täubchen! Wenn Sie irgend so etwas brauchen, dann kränken Sie, bitte, mich alten Mann nicht, sondern wenden Sie sich ohne weiteres an mich! Die schlechten Zeiten sind jetzt vorüber. Über mich brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen. Die ganze Zukunft ist so hell und schön!

Aber es war eine traurige Zeit, liebe Warwara! Na ja, jetzt ist es ja ganz egal; sie ist vergangen! Die Jahre werden vergehen, und wir werden uns auch an diese Zeit mit einem leisen Seufzer erinnern. Ich denke an meine Jugendjahre zurück. War das eine Zeit! Manchmal hatte man nicht eine Kopeke. Man fror und hungerte, war aber doch vergnügt. Am Morgen ging man auf dem Newski-Prospekt spazieren, und wenn man dann einem hübschen Gesichtchen begegnete, so war man für den ganzen Tag glücklich. Es war eine herrliche, herrliche Zeit, liebes Kind! Es ist schön, auf der Welt zu leben, liebe Warwara! Besonders in Petersburg. Mit Tränen in den Augen habe ich gestern vor Gott dem Herrn Buße getan und ihn angefleht, mir alle meine Sünden in dieser traurigen Zeit zu vergeben: mein Murren, meine Freidenkerei, meine Ausschweifung, meine Heftigkeit. Ihrer habe ich in meinem Gebete mit Rührung gedacht. Sie sind die einzige, mein Engelchen, die mich aufrechtgehalten und getröstet und durch heilsame Ratschläge und Belehrungen geleitet hat. Ich kann das nie vergessen, liebes Kind. Ihre Briefe habe ich heute alle einen nach dem andern geküßt, mein Täubchen! Nun leben Sie wohl, liebes Kind! Ich höre, daß hier irgendwo in der Nähe eine Uniform zu verkaufen ist; da werde ich mich mal ein bißchen erkundigen. Leben Sie wohl, mein Engelchen! Leben Sie wohl!

Ihr Ihnen herzlich ergebener

Makar Djewuschkin.

Den 15. September.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Ich bin in schrecklicher Aufregung. Hören Sie, was bei

uns geschehen ist. Ich ahne etwas Verhängnisvolles. Urteilen Sie selbst, mein teuerster Freund: Herr Bykow ist in Petersburg. Fedora ist ihm begegnet. Er fuhr, ließ anhalten, kam selbst auf Fedora zu und erkundigte sich, wo sie wohne. Sie wollte es ihm nicht sagen. Darauf sagte er lächelnd, er wisse, wer bei ihr wohne. (Offenbar hat ihm Anna Fjodorowna alles erzählt.) Da konnte sich Fedora nicht beherrschen und machte ihm gleich dort auf der Straße Vorwürfe, schalt ihn und sagte ihm, er sei ein sittenloser Mensch und die Ursache meines ganzen Unglücks. Er antwortete, wenn jemand kein Geld habe, dann sei er selbstverständlich unglücklich. Fedora sagte ihm, ich würde es verstanden haben, von meiner Hände Arbeit zu leben; auch hätte ich mich verheiraten oder auch eine Stelle annehmen können; aber jetzt sei mein Glück für immer vernichtet; zudem sei ich krank und würde bald sterben. Hierauf bemerkte er, ich sei noch sehr jung, und in meinem Kopfe gäre es noch, und unsere Tugenden seien ein bißchen angelaufen (seine Worte). Fedora und ich dachten, er wisse unsere Wohnung nicht; da trat er plötzlich gestern, als ich gerade nach dem Kaufhofe gegangen war, um Einkäufe zu machen, in unser Zimmer; ich glaube, er hatte mich nicht zu Hause treffen wollen. Er befragte Fedora lange nach unserm Leben und Treiben und musterte bei uns alles, besah auch meine Handarbeit; zuletzt fragte er: „Was ist das für ein Beamter, der mit Ihnen bekannt ist?“ Gerade in dem Augenblicke gingen Sie über den Hof, und Fedora zeigte Sie ihm; er blickte hin und lächelte. Fedora ersuchte ihn wegzugehen und sagte ihm, ich sei so schon von all dem Gram krank, und es würde mir sehr unangenehm sein, ihn bei uns zu sehen. Er schwieg eine Weile; dann sagte er, er

sei nur so zufällig herangekommen, weil er nichts Besseres zu tun gehabt habe, und wollte Fedora fünfundzwanzig Rubel geben; die nahm das Geld natürlich nicht an. – Was mag das alles zu bedeuten haben? Warum ist er zu uns gekommen? Ich verstehe nicht, woher er alles über uns weiß! Ich verliere mich in Mutmaßungen. Fedora sagt, ihre Schwägerin Axinja, die manchmal zu uns kommt, sei mit der Wäscherin Nastasja bekannt, und Nastasjas Vetter sei Hauswart bei der Behörde, bei der ein Bekannter eines Neffen von Anna Fjodorowna angestellt sei. Ob das Gerede auf diesem Wege durchgesickert ist? Sehr möglich übrigens, daß Fedora sich irrt; wir wissen nicht, was wir denken sollen. Ob er wirklich noch einmal zu uns kommen wird? Schon allein der Gedanke daran setzt mich in Schrekken! Als Fedora mir das alles gestern erzählte, war ich so erschrocken, daß ich vor Angst beinah in Ohnmacht fiel. Was wollen sie noch von mir? Ich will jetzt nichts von ihnen wissen! Was habe ich Arme noch mit ihnen zu schaffen? Ach! In welcher Furcht schwebe ich jetzt; jeden Augenblick denke ich, daß Bykow hereintritt. Was soll aus mir werden! Was hat das Schicksal noch für mich in Bereitschaft? Ich bitte Sie inständig, kommen Sie jetzt gleich zu mir, Makar Alexejewitsch! Kommen Sie um Gottes willen, kommen Sie!

Den 18. September.

Meine liebe Warwara Alexejewna!

Am heutigen Tage hat sich in unserer Wohnung ein überaus trauriges, ganz unerklärliches und unerwartetes Ereignis zugetragen. Sie müssen wissen, liebes Kind, daß unser armer Gorschkow vollständig freigesprochen worden

ist. Diese Entscheidung war schon lange gefällt; aber heute ging er hin, um das endgültige Urteil zu hören. Der Prozeß hat für ihn einen sehr glücklichen Ausgang genommen. Alles, was ihm zum Vorwurfe gemacht worden war, Fahrlässigkeit und Mangel an Aufmerksamkeit, von allem ist er vollständig freigesprochen worden. Das Gericht hat entschieden, es solle von dem Kaufmann eine bedeutende Geldsumme zu Gorschkows Gunsten eingezogen werden, so daß sowohl seine materielle Lage sich erheblich gebessert hat, als auch seine Ehre von dem Fleck gereinigt und alles wieder gut geworden ist; kurz, alle seine Wünsche sind vollständig erfüllt. Er kam heute um drei Uhr nach Hause. Sein Gesicht sah ganz entstellt aus; er war blaß wie Leinwand; seine Lippen zitterten; aber er lächelte. Er umarmte seine Frau und seine Kinder. Wir alle gingen in dichtem Schwarm zu ihm, um ihn zu beglückwünschen. Er war sehr gerührt über unsere Handlungsweise, verbeugte sich nach allen Seiten und drückte jedem von uns mehrmals die Hand. Es schien mir sogar, als sei er gewachsen und halte sich gerader und habe keine Tränen mehr in den Augen. Er befand sich in der größten Aufregung, der arme Mensch. Er konnte nicht zwei Minuten lang auf einem Fleck bleiben, nahm alles, was vor ihm lag, in die Hände und legte es dann wieder hin; er lächelte unaufhörlich und verbeugte sich, setzte sich hin, stand auf, setzte sich wieder und redete Gott weiß was; unter anderm kamen die Worte vor: „Meine Ehre, meine Ehre, mein guter Name, meine Kinder", und in welchem Tone er das sagte! Er brach sogar in Tränen aus. Auch wir weinten zum größten Teil. Ratasjajew wollte ihn ohne Zweifel in eine mannhaftere Stimmung versetzen und sagte: „Was hilft einem die Ehre, lieber

Freund, wenn man nichts zu essen hat; das Geld, lieber Freund, das Geld ist die Hauptsache; das ist's, wofür Sie Gott danken müssen!" und dabei klopfte er ihm auf die Schulter. Es schien mir, als ob Gorschkow sich verletzt fühlte, das heißt, nicht daß er geradezu sein Mißfallen geäußert hätte; aber er sah Ratasjajew in einer sonderbaren Weise an und nahm dessen Hand von seiner Schulter herunter. Früher hätte er das nicht getan, liebes Kind! Übrigens sind die Charaktere verschieden. Ich zum Beispiel hätte, wenn mir eine solche Freude widerfahren wäre, nicht gleich den Stolz herausgekehrt; sehen Sie, meine Beste, man macht ja manchmal überflüssigerweise eine Verbeugung und benimmt sich demütig, lediglich in einem Anfall von Seelengüte und übermäßiger Weichheit des Herzens ... indessen von mir ist hier nicht die Rede! „Ja," sagte er, „auch das Geld ist gut; Gott sei Dank, Gott sei Dank! ..." Und dann wiederholte er die ganze Zeit über, während wir bei ihm waren, in einem fort: „Gott sei Dank, Gott sei Dank! ..." Seine Frau bestellte ein besseres und reichlicheres Mittagessen. Unsere Wirtin kochte es selbst für die Familie Gorschkow. Unsere Wirtin ist teilweise eine gutherzige Frau. Aber vor dem Mittagessen war Gorschkow nicht imstande, auf einem Fleck stillzusitzen. Er ging zu allen in die Zimmer, ob er dazu aufgefordert war oder nicht. Er trat ohne weiteres ein, lächelte, setzte sich auf einen Stuhl, sagte etwas oder sagte manchmal auch nichts und ging wieder hinaus. Bei dem Schiffsfähnrich nahm er sogar die Karten in die Hand, und man ließ ihn als vierten Mann mitspielen. Er spielte eine Weile, richtete beim Spiele die größte Verwirrung an, machte drei oder vier Spiele und hörte wieder auf zu spielen. „Nein," sagte er, „ich wollte

ja nur ... ich wollte ja nur so ein bißchen ..." und ging hinaus. Mir begegnete er auf dem Flur, ergriff meine beiden Hände und sah mir gerade in die Augen, aber in einer so wunderlichen Weise; er drückte mir die Hand und entfernte sich; und immerzu lächelte er, aber es war ein so sonderbares, starres Lächeln wie bei einem Toten. Seine Frau weinte vor Freude; alles war bei ihnen so fröhlich wie an einem Festtage. Das Mittagessen dauerte nicht lange. Nach dem Mittagessen sagte er zu seiner Frau: „Hör mal, mein Herzchen, ich werde mich ein bißchen hinlegen", und damit legte er sich auf das Bett. Er rief sein Töchterchen zu sich heran, legte ihr die Hand auf den Kopf und streichelte den Kopf des Kindes lange, lange. Dann wandte er sich plötzlich an seine Frau und sagte: „Was macht denn Peterchen? Unser kleiner Peter, unser kleines Peterchen? ..." Die Frau bekreuzte sich und antwortete ihm, der sei ja gestorben. „Ja, ja, ich weiß," sagte der Mann; „Peterchen ist jetzt im Himmel." Die Frau sah, daß er nicht klar im Kopfe war, daß ihn das Ereignis vollständig erschüttert hatte, und sagte zu ihm: „Du solltest ein bißchen schlafen, mein Herzchen." „Schön," erwiderte er, „ich will sogleich ... ich will ein bißchen ..." mit diesen Worten wandte er sich ab und lag ein Weilchen still; dann drehte er sich wieder herum und wollte etwas sagen. Die Frau verstand ihn nicht und fragte ihn: „Was ist, lieber Mann?" Aber er gab keine Antwort. Sie wartete ein bißchen; „na," dachte sie, „er ist eingeschlafen", und ging auf ein Stündchen zur Wirtin. Nach einer Stunde kehrte sie zurück und sah, daß ihr Mann noch nicht aufgewacht war und still dalag, ohne sich zu rühren. Sie glaubte, er schliefe, setzte sich hin und nahm eine Arbeit vor. Sie erzählt, sie sei etwa eine halbe Stunde lang

so in Gedanken versunken gewesen, daß sie sich nicht einmal mehr erinnern könne, woran sie gedacht habe; sie sagt nur, sie habe sogar ihren Mann vergessen gehabt. Aber auf einmal sei sie infolge einer ängstlichen Empfindung zu sich gekommen, und vor allem sei ihr die Grabesstille im Zimmer aufgefallen. Sie habe nach dem Bette hingeblickt und gesehen, daß ihr Mann immer noch in derselben Haltung dagelegen habe. Sie sei zu ihm getreten, habe die Bettdecke weggezogen und ihn angesehen – aber er sei schon ganz kalt gewesen. Er war gestorben, liebes Kind; Gorschkow war gestorben, plötzlich gestorben wie vom Blitze getroffen. Woran er aber gestorben ist, das weiß Gott. Mich hat das so ergriffen, liebe Warwara, daß ich bis zu diesem Augenblicke nicht zur Besinnung kommen kann. Es kommt einem unglaublich vor, daß ein Mensch so einfach hat sterben können. So ein armer, unglücklicher Kerl, dieser Gorschkow! Ach, was für ein Schicksal, was für ein Schicksal! Die Frau schwimmt in Tränen und ist ganz verstört. Das kleine Mädchen hat sich in einen Winkel verkrochen. Bei ihnen ist jetzt ein unruhiges Treiben; es wird eine ärztliche Untersuchung stattfinden ... Genaueres kann ich Ihnen nicht darüber sagen. Die Leute tun mir leid, so leid! Es ist traurig zu denken, daß wir so tatsächlich weder Tag noch Stunde wissen ... Man stirbt so ohne weiteres ...

Ihr

Makar Djewuschkin.

Den 19. September.

Geehrtes Fräulein Warwara Alexejewna!

Ich beeile mich, Ihnen mitzuteilen, meine Freundin, daß Ratasjajew mir Arbeit für einen Schriftsteller verschafft hat.

Es ist einer zu ihm gekommen und hat ihm ein dickes Manuskript gebracht; da habe ich, Gott sei Dank, viel Arbeit. Nur ist es so unleserlich geschrieben, daß ich nicht weiß, wie ich die Sache angreifen soll; und dabei wird es recht schnell verlangt. Auch handelt es über einen Gegenstand, von dem unsereiner gar nichts versteht. Auf vierzig Kopeken für den Bogen haben wir uns geeinigt. Ich schreibe Ihnen das alles deshalb, meine Beste, weil ich jetzt einen Nebenverdienst habe. – Na, aber jetzt leben Sie wohl, liebes Kind; ich will mich gleich an die Arbeit machen.

Ihr treuer Freund

Makar Djewuschkin.

Den 23. September.

Mein teurer Freund Makar Alexejewitsch!

Ich habe Ihnen seit vorgestern nichts geschrieben, mein Freund; aber ich habe sehr viel Sorge und sehr viel Aufregung gehabt.

Vorgestern war Bykow bei mir. Ich war allein; Fedora war ausgegangen. Ich öffnete ihm und bekam, als ich ihn erblickte, einen solchen Schreck, daß ich mich nicht vom Fleck rühren konnte. Ich fühlte, daß ich blaß wurde. Er trat nach seiner Gewohnheit laut lachend ein, nahm sich einen Stuhl und setzte sich. Ich konnte lange Zeit meine Gedanken nicht sammeln; endlich setzte ich mich in eine Ecke an meine Arbeit. Er hörte bald auf zu lachen. Ich bin in der letzten Zeit so mager geworden; meine Backen und meine Augen sind eingefallen; ich war blaß wie Leinwand ... ich war wirklich schwer zu erkennen für jemand, der mich vor einem Jahre gekannt hat. Er sah mich lange unverwandt an; endlich wurde er wieder heiter. Er sagte etwas; ich erinnere mich

nicht, was ich ihm antwortete, und er lachte wieder. Er saß bei mir eine ganze Stunde, redete mit mir und fragte mich nach allerlei. Endlich, bevor er Abschied nahm, ergriff er mich bei der Hand und sagte (ich schreibe Ihnen seine eigenen Worte her): „Warwara Alexejewna! Unter uns gesagt, Anna Fjodorowna, Ihre Verwandte und meine gute Bekannte und Freundin, ist ein grundgemeines Frauenzimmer." (Hier bezeichnete er sie noch mit einem unanständigen Worte.) „Sie hat sowohl Ihre Kusine vom rechten Wege abgelenkt als auch Sie zugrunde gerichtet. Was mich betrifft, so habe auch ich mich in diesem Falle wie ein rechter Schuft benommen; na, aber – das ist ja eine Geschichte, wie sie alle Tage vorkommt." Hier lachte er aus vollem Halse. Dann machte er die Bemerkung, er verstehe nicht schön zu reden; das Wichtigste, was zu sagen gewesen sei, und wovon zu schweigen ihm die Pflicht des Anstandes verboten habe, das habe er schon ausgesprochen und schreite nun mit kurzen Worten zum übrigen. Darauf erklärte er mir, er halte um meine Hand an; er erachte es für seine Pflicht, mir meine Ehre wiederzugeben; er sei reich und werde mich nach der Hochzeit auf sein Gut in die Steppe bringen; er wolle dort Hasen hetzen; er werde nie wieder nach Petersburg kommen, denn in Petersburg sei es gräßlich; er habe hier in Petersburg, wie er sich selbst ausdrückte, einen Taugenichts von Neffen, den der Erbschaft zu berauben er sich fest vorgenommen habe, und speziell zu diesem Zwecke, das heißt in dem Wunsche, gesetzliche Nachkommen zu haben, halte er um meine Hand an; dies sei der Hauptgrund seiner Bewerbung. Dann bemerkte er noch, ich hätte eine sehr ärmliche Wohnung; es sei kein Wunder, wenn ich in einem solchen elenden Ställchen krank würde, und prophezeite mir den unausbleiblichen Tod, wenn ich

auch nur noch einen Monat dabliebe; er sagte, in Petersburg seien die Wohnungen überhaupt greulich, und fragte zum Schluß, ob ich irgend etwas brauchte.

Ich war von seinem Antrage so überrascht, daß ich (ich weiß selbst nicht warum) in Tränen ausbrach. Er hielt meine Tränen für Dankestränen und sagte mir, er sei immer davon überzeugt gewesen, daß ich ein gutes, gefühlvolles, gebildetes Mädchen sei; indes habe er sich zu diesem Schritte nicht eher entschlossen, ehe er nicht genaue Erkundigungen über meinen jetzigen Lebenswandel eingezogen gehabt habe. Hier fragte er auch nach Ihnen und sagte, er habe alles gehört; Sie seien ein Mann von anständigen Grundsätzen; er seinerseits wolle nicht Ihr Schuldner sein, und ob Ihnen wohl fünfhundert Rubel für alles, was Sie für mich getan hätten, genügen würden. Als ich ihm erwiderte, Sie hätten für mich getan, was sich mit keinem Gelde bezahlen lasse, sagte er zu mir, das sei dummes Zeug; das seien Romangedanken; ich wäre noch jung und läse Gedichte; die Romane verdrehten den jungen Mädchen nur die Köpfe; die Bücher verdürben nur die Moralität, und er könne keine Bücher ausstehen; er rate mir, erst mal so alt zu werden wie er und dann über die Menschen zu reden; „dann", fügte er hinzu, „werden Sie auch Menschenkenntnis besitzen". Dann sagte er, ich möchte mir seinen Antrag ordentlich überlegen; es würde ihm sehr unangenehm sein, wenn ich einen so wichtigen Schritt unbedacht täte, und fügte hinzu, Unbedachtsamkeit und Schwärmerei verdürben die unerfahrene Jugend; er wünsche aber sehr eine günstige Antwort von meiner Seite; im entgegengesetzten Falle werde er sich genötigt sehen, in Moskau eine Kaufmannsfrau zu heiraten; „denn", sagte er, „ich habe mir geschworen, meinen Taugenichts von Neffen

der Erbschaft zu berauben". Er ließ mit Gewalt auf meinem Stickrahmen fünfhundert Rubel zurück, wie er sagte, zu Konfekt; er sagte, auf dem Lande würde ich aufgehen wie ein Pfannkuchen, und ich würde bei ihm ein Leben haben wie die Made im Speck; er habe augenblicklich sehr viel zu tun, sei den ganzen Tagen in Geschäftsangelegenheiten herumgelaufeu und jetzt nur in einer kleinen Zwischenpause zu mir herangekommen. Darauf ging er fort. Ich habe lange nachgedacht, vieles überlegt, mich mit diesen Gedanken herumgequält und bin endlich zu einem Entschlusse gekommen, mein Freund. Ich werde ihn heiraten, mein Freund; ich muß seinen Antrag annehmen. Wenn jemand mich von meiner Schande befreien, mir meinen ehrlichen Namen wiedergeben, Armut und Entbehrungen und Unglück mir in Zukunft fernhalten kann, so ist das einzig und allein er. Was habe ich denn sonst von der Zukunft zu erwarten, was kann ich vom Schicksal verlangen? Fedora sagt, man dürfe sein Glück nicht vorübergehen lassen; freilich fügt sie hinzu, was denn in einem solchen Falle Glück zu nennen sei. Ich wenigstens finde keinen andern Ausweg für mich, mein teurer Freund. Was soll ich machen? Durch die Arbeit habe ich so schon meine ganze Gesundheit untergraben; beständig arbeiten kann ich nicht. Soll ich in eine dienende Stellung zu fremden Menschen gehen? Ich würde vor Gram dahinsiechen und es außerdem niemandem zu Dank machen. Ich bin von Natur kränklich und würde daher fremden Leuten immer nur eine Last sein. Allerdings werde ich auch jetzt nicht in ein Paradies kommen; aber was soll ich machen, mein Freund, was soll ich machen? Ich habe keine Wahl.

Ich habe Sie nicht um Ihren Rat gebeten. Ich wollte allein überlegen. Der Entschluß, den Sie soeben gelesen

haben, ist unabänderlich, und ich werde ihn unverzüglich Bykow mitteilen, der mich sowieso schon zu einer endgültigen Entscheidung drängt. Er hat gesagt, seine Geschäfte zu Hause warteten nicht auf ihn; er müsse heimfahren und könne sie nicht um solcher Lappalien willen aufschieben. Ob ich werde glücklich werden, das weiß nur Gott in Seiner heiligen, unerforschlichen Macht über mein Schicksal; aber ich habe mich entschlossen. Bykow soll ein guter Mensch sein; er wird mich achten, und vielleicht werde auch ich ihn achten. Was kann man von unserer Ehe mehr erwarten?

Ich teile Ihnen alles mit, Makar Alexejewitsch. Ich bin überzeugt, daß Sie meinen Kummer verstehen werden. Suchen Sie mich nicht von meinem Vorhaben abzubringen; Ihre Bemühungen würden vergeblich sein. Wägen Sie in Ihrem eigenen Herzen alles ab, was mich genötigt hat, so zu handeln! Ich war zuerst sehr aufgeregt; aber jetzt bin ich ruhiger. Was mir die Zukunft bringen wird, weiß ich nicht. Geschehe, was geschehen soll; wie Gott will! . . .

Bykow ist gekommen; ich breche den Brief unvollendet ab. Ich wollte Ihnen eigentlich noch vieles sagen. Bykow ist schon hier!

Den 23. September.

Meine liebe Warwara Alexejewna!

Ich beeile mich, liebes Kind, Ihnen zu antworten; ich beeile mich, liebes Kind, Ihnen mitzuteilen, daß ich im höchsten Grade erstaunt bin. Das ist alles so wunderlich . . . Gestern haben wir Gorschkow begraben. Ja, ganz richtig, liebe Warwara, ganz richtig; Bykow hat ehrenhaft gehandelt; nur, sehen Sie, meine Beste . . . also Sie nehmen seinen Antrag an. Gewiß, in allen Dingen geschehe Gottes

Wille; ganz richtig, das muß unbedingt so sein; ich meine, hier muß unbedingt Gottes Wille geschehen; die Vorsehung des himmlischen Schöpfers ist gewiß gütig und unerforschlich und Seine Fügungen ebenfalls, die ebenfalls. – Auch Fedora nimmt an Ihnen herzlichen Anteil. Gewiß, Sie werden jetzt glücklich werden, liebes Kind; Sie werden im Wohlstande leben, mein Täubchen, mein Sternchen, Sie mein Goldkind, mein Engelchen, – nur, sehen Sie, liebe Warwara, wie kann denn das so schnell gehen? . . . Ja, die Geschäfte . . . Herr Bykow hat Geschäfte, – gewiß, wer hätte keine Geschäfte; die können auch bei ihm vorkommen . . . ich habe ihn gesehen, als er von Ihnen wegging. Ein stattlicher, stattlicher Mann, sogar ein sehr stattlicher Mann. Nur ist das alles so eigentümlich . . . es handelt sich eigentlich nicht darum, daß er ein stattlicher Mann ist; aber ich bin jetzt ganz wirr im Kopfe. Nur, sehen Sie, wie werden wir denn einander jetzt Briefe schreiben? Und ich, ich, wie kann ich denn hier ganz allein bleiben? Mein Engelchen, ich wäge alles ab, ich wäge alles ab, wie Sie es mir geschrieben haben; in meinem Herzen wäge ich das alles ab, alle diese Gründe. Ich hatte bei meiner Abschreibearbeit schon den zwanzigsten Bogen fertig, und da trat nun dieses Ereignis ein! Liebes Kind, wenn Sie nun fortziehen, dann müssen Sie doch verschiedene Einkäufe machen, allerlei Schuhzeug und Kleider, und da trifft es sich gut, daß ich einen Laden in der Gorochowaja-Straße kenne; Sie erinnern sich wohl, daß ich ihn Ihnen einmal ausführlich beschrieben habe. – Aber nein doch! Wie können Sie denn, liebes Kind? Was reden Sie nur? Das geht ja gar nicht, daß Sie jetzt fortziehen; das ist vollständig unmöglich, schlechterdings unmöglich. Sie müssen ja große Einkäufe machen und sich auch eine Equipage anschaffen.

Außerdem ist auch jetzt schlechtes Wetter; sehen Sie nur hin: es gießt wie aus Eimern, und es ist ein so nasser Regen, und dann auch noch ... dann werden Sie auch noch frieren, mein Engelchen; das Herzchen wird Ihnen frieren! Sie fürchten sich ja vor fremden Menschen, und da wollen Sie fortziehen! Und ich, bei wem werde ich denn hier so ganz allein zurückbleiben? Ja, da sagt Fedora, es erwarte Sie ein großes Glück; aber die ist ja ein hitziges Weib und will mich zugrunde richten. Gehen Sie heute zur Abendmesse, liebes Kind? Dann würde ich auch hinkommen, um Sie zu sehen. Das ist die Wahrheit, liebes Kind, die volle Wahrheit, daß Sie ein gebildetes, tugendhaftes, gefühlvolles Mädchen sind; aber mag er doch lieber die Kaufmannsfrau heiraten! Wie denken Sie darüber, liebes Kind? Mag er lieber die Kaufmannsfrau heiraten! – Sobald es dunkelt, liebe Warwara, werde ich auf ein Stündchen zu Ihnen kommen. Jetzt wird es ja früh dunkel; da werde ich also kommen. Ich werde heute bestimmt auf ein Stündchen zu Ihnen kommen, liebes Kind. Sie erwarten jetzt Bykow, und wenn der weggeht, dann werde ich ... Also erwarten Sie mich, liebes Kind; ich werde kommen ...

Makar Djewuschkin.

Den 27. September.

Mein Freund Makar Alexejewitsch!

Herr Bykow hat gesagt, ich müsse unter allen Umständen drei Dutzend Hemden von holländischer Leinwand haben. Also müssen wir so schnell wie möglich Weißnäherinnen annehmen; wir haben nur sehr wenig Zeit. Herr Bykow ist ärgerlich; er sagt, diese Lappen machten furchtbar viel Schererei. Unsere Hochzeit ist in fünf Tagen, und am Tage

nach der Hochzeit fahren wir ab. Herr Bykow drängt zur Eile; er sagt, man dürfe nicht mit Dummheiten viel Zeit verlieren. Ich bin von all der Mühe und Arbeit ganz matt und kann mich kaum auf den Beinen halten. Es ist eine furchtbare Menge zu tun, und wirklich, das beste wäre, wenn man das alles nicht anschaffte. Ja, was ich noch sagen wollte: es fehlen uns Blonden und Spitzen; daher müssen wir noch zukaufen; denn Herr Bykow sagt, er wolle nicht, daß seine Frau wie eine Köchin herumlaufe, und ich müsse unter allen Umständen bewirken, daß alle Gutsbesitzerfrauen „vor Neid die Platze kriegten". So hat er sich selbst ausgedrückt. Also, Makar Alexejewitsch, gehen Sie doch, bitte, nach der Gorochowaja-Straße zu Madame Chiffon, und bitten Sie sie, erstens uns Weißnäherinnen zu schicken, und zweitens sich selbst zu mir zu bemühen. Ich bin heute krank. In unserer neuen Wohnung ist es so kalt, und es herrscht hier eine schreckliche Unordnung. Herrn Bykows Tante kann kaum noch atmen vor Altersschwäche. Ich fürchte, daß sie noch vor unserer Abreise stirbt; aber Herr Bykow sagt, das habe nichts zu besagen; sie werde sich schon wieder aufrappeln. Bei uns im Hause ist eine schreckliche Unordnung. Herr Bykow wohnt nicht bei uns, und infolgedessen laufen die Dienstboten auseinander, Gott weiß wohin. Es kommt vor, daß niemand als Fedora zu unserer Bedienung da ist; Herrn Bykows Kammerdiener aber, der alles beaufsichtigen soll, ist schon seit vorgestern verschwunden, kein Mensch weiß wohin. Herr Bykow kommt jeden Morgen zu uns gefahren; er ist immer ärgerlich und hat gestern den Hausverwalter geprügelt, weswegen er dann Unannehmlichkeiten mit der Polizei gehabt hat ... Ich hatte nicht einmal jemand, durch den ich Ihnen einen Brief hätte schicken können. So schreibe

ich Ihnen denn jetzt durch die Stadtpost. Ja! beinah hätte ich das Wichtigste vergessen. Sagen Sie doch zu Madame Chiffon, sie möchte die Blonden unbedingt ändern, nach dem gestrigen Muster, und sie möchte selbst zu mir kommen, um mir eine neue Auswahl vorzulegen. Und sagen Sie ihr noch, daß ich mich in betreff der Borte anders besonnen habe; sie soll gehäkelt werden. Und noch eins: die Buchstaben in den Monogrammen auf den Taschentüchern sollen in Tambourinstich gestickt werden; hören Sie wohl? In Tambourinstich, nicht in Plattstich! Achten Sie wohl darauf, vergessen Sie es nicht: in Tambourinstich! Und da hätte ich noch etwas beinah vergessen! Bestellen Sie ihr doch um Gottes willen, die Blättchen auf der Pelerine sollen erhaben gestickt, die Ranken und Dornen kordonniert und der Kragen mit einer Spitze oder einer breiten Falbel besetzt werden. Bitte, bestellen Sie das, Makar Alexejewitsch!

Ihre

W. D.

P.S. Ich schäme mich, daß ich Sie fortwährend mit meinen Aufträgen belästige. Auch vorgestern sind Sie ja schon den ganzen Vormittag für mich herumgelaufen. Aber was soll ich machen! Bei uns zu Hause ist keine Ordnung, und ich selbst bin krank. Also bitte, ärgern Sie sich nicht über mich, Makar Alexejewitsch! Mir ist so trüb zumute. Ach, was wird das noch werden, mein Freund, mein lieber, guter Makar Alexejewitsch! Ich fürchte mich, auch nur einen Blick auf meine Zukunft zu werfen. Ich habe immer schlimme Ahnungen und lebe in einer steten Benommenheit.

P.S. Um Gottes willen, mein Freund, vergessen Sie nichts von dem, was ich Ihnen jetzt geschrieben habe. Ich fürchte

immer, daß Sie dabei irgendwelche Fehler machen. Denken Sie ja daran: Tambourinstich, nicht Plattstich!

W. D.

Den 27. September.

Geehrtes Fräulein Warwara Alexejewna!

Ihre Aufträge habe ich sämtlich sorgfältig ausgeführt. Madame Chiffon sagt, sie habe schon selbst daran gedacht, es mit Tambourinstich zu besetzen; das sei eleganter, oder dergleichen, ich weiß nicht mehr, ich habe es nicht recht verstanden. Ja, und dann: Sie hatten da etwas von einer Falbel geschrieben; da hat sie denn auch von der Falbel gesprochen. Nur habe ich vergessen, liebes Kind, was sie mir von der Falbel gesagt hat. Ich erinnere mich nur, daß sie sehr viel gesagt hat; so ein gräßliches Frauenzimmer! Was war es doch nur? Aber sie wird Ihnen ja alles selbst auseinandersetzen. Ich bin ganz konfus geworden, liebes Kind. Heute bin ich auch nicht in den Dienst gegangen. Verzweifeln Sie nur nicht ohne Not, meine Beste! Um Ihrer Ruhe willen bin ich gern bereit, in alle Läden zu laufen. Sie schreiben, daß Sie sich fürchten, einen Blick auf Ihre Zukunft zu werfen. Aber heute zwischen sechs und sieben werden Sie ja alles erfahren. Madame Chiffon wird selbst zu Ihnen kommen. Also verzweifeln Sie nur nicht; hoffen Sie, liebes Kind; vielleicht wird sich noch alles zum Besten wenden, sehen Sie wohl! Aber ich muß immer an die verdammte Falbel denken – ach, diese Falbel, diese Falbel! Ich würde zu Ihnen kommen, mein Engelchen, ich würde zu Ihnen kommen, würde sicher zu Ihnen kommen; ich bin sogar schon ein paarmal bis nahe an das Tor Ihres Hauses gekommen. Aber Bykow, das heißt, ich wollte sagen, Herr Bykow ist

immer so zornig, da lasse ich es wohl besser. Ja, was ist zu machen?

Makar Djewuschkin.

Den 28. September.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Um Gottes willen, laufen Sie gleich zum Juwelier und sagen Sie ihm, er solle die Ohrgehänge mit Perlen und Smaragden nicht anfertigen. Herr Bykow sagt, das sei zu teuer, das gehe zu sehr ins Geld. Er ist sehr ärgerlich; er sagt, seine Tasche leide sowieso schon schwer; er werde von uns geradezu ausgeplündert; und gestern äußerte er, wenn er vorher gewußt hätte, daß die Geschichte so viel kosten würde, so würde er sich nicht darauf eingelassen haben. Er sagt, wir würden gleich nach der Trauung abreisen; Gäste würden nicht dabei sein; auch solle ich mich nicht darauf spitzen, zu paradieren und zu tanzen; von Festtagen sei noch lange keine Rede. So redet er jetzt! Und Gott weiß, ob meine Wünsche nach all solchen Dingen gehen! Herr Bykow hat ja alles selbst bestellt. Ich wage nicht, ihm etwas zu antworten: er ist immer gleich so heftig. Was wird aus mir werden?

W. D.

Den 28. September.

Mein Täubchen, liebe Warwara Alexejewna!

Ich – oder vielmehr zuerst: der Juwelier sagt, es sei gut; von mir selbst wollte ich sagen, daß ich krank geworden bin und das Bett nicht verlassen kann. Gerade jetzt, wo soviel Notwendiges zu besorgen ist, mußte ich mich erkälten; hol's dieser und jener! Auch teile ich Ihnen mit, daß, um mein Unglück voll zu machen, auch Seine Exzellenz heute böse ge-

wesen sind, sich über Jemeljan Iwanowitsch sehr geärgert haben, ihn anschrien und schließlich ganz erschöpft waren, der arme Herr! Sie sehen, ich teile Ihnen alles mit. Ich wollte Ihnen auch sonst noch manches schreiben; aber ich fürchte, Ihnen damit lästig zu fallen. Ich bin ja ein dummer, einfältiger Mensch, liebes Kind, und schreibe so hin, was mir in den Sinn kommt; da haben Sie am Ende gar dort Unannehmlichkeiten davon – ja, was ist zu machen?

Ihr Makar Djewuschkin.

Den 29. September.

Beste Warwara Alexejewna!

Heute habe ich Fedora gesprochen, mein Täubchen! Sie sagt, Sie würden schon morgen getraut werden und übermorgen abreisen, und Herr Bykow habe schon Pferde bestellt. Über Seine Exzellenz habe ich Ihnen schon geschrieben, liebes Kind. Was ich noch sagen wollte: die Rechnungen aus dem Laden in der Gorochowaja-Straße habe ich geprüft; es hat alles seine Richtigkeit, nur ist es sehr teuer. Aber warum ist denn Herr Bykow auf Sie ärgerlich? Na, werden Sie glücklich, liebes Kind! Ich freue mich, ja, ich werde mich freuen, wenn Sie glücklich sein werden. Ich würde in die Kirche kommen, liebes Kind; aber ich kann nicht; ich habe Kreuzschmerzen. Ich fange immer wieder von unserer Korrespondenz an: wer wird die nun vermitteln, liebes Kind? Ja! Sie haben Fedora so reich beschenkt, meine Beste! Daran haben Sie ein gutes Werk getan, meine Teure; das war sehr schön von Ihnen. Ein gutes Werk! Und für jedes gute Werk wird Gott Sie segnen. Gute Werke bleiben nicht unbelohnt, und die Tugend wird immer von Gott mit der Krone der Gerechtigkeit gekrönt werden, sei es früher

oder später. Liebes Kind! Ich möchte Ihnen gern noch so vieles schreiben; jede Stunde, jeden Augenblick möchte ich Ihnen schreiben, alles möchte ich Ihnen schreiben! Es ist noch ein Ihnen gehöriges Büchelchen in meinen Händen geblieben, „Bjelkins Erzählungen"; wissen Sie, liebes Kind, nehmen Sie mir das nicht fort; schenken Sie es mir, mein Täubchen! Nicht weil mir soviel daran läge, es nochmals zu lesen. Aber Sie wissen selbst, liebes Kind: der Winter rückt heran; die Abende werden lang; wenn einem dann traurig zumute wird, dann möchte man gern etwas lesen. Ich werde aus meiner Wohnung in Ihre alte Wohnung umziehen, liebes Kind, und mich bei Fedora einmieten. Von dieser braven Person werde ich mich jetzt unter keinen Umständen trennen; zudem ist sie so arbeitsam. Ich habe mir gestern Ihre leere Wohnung genau angesehen. Ihr Stickrahmen und die Stickerei darauf sind dort, so wie sie waren, unberührt geblieben; sie befinden sich noch in ihrer Ecke. Ich betrachtete Ihre Stickerei. Es waren auch noch allerlei Zeugflicken zurückgeblieben. Auf einen Brief von mir hatten Sie angefangen Garn aufzuwickeln. Auf dem Tischchen fand ich ein Blatt Papier, auf dem geschrieben stand: „Geehrter Herr Makar Alexejewitsch! Ich beeile mich" – und weiter nichts. Offenbar hatte Sie jemand an der interessantesten Stelle unterbrochen. In einer Ecke steht hinter einem Bettschirm Ihr Bettchen . . . Sie mein Täubchen!!! Nun leben Sie wohl, leben Sie wohl; ich bitte Sie inständig, mir auf diesen Brief recht bald etwas zu antworten.

Makar Djewuschkin.

Den 30. September.

Mein teuerster Freund Makar Alexejewitsch!

Es ist alles beendet! Mein Schicksal ist entschieden; von welcher Art es sein wird, das weiß ich nicht; aber ich füge mich in den Willen Gottes. Morgen reisen wir weg. Ich sage Ihnen zum letzten Male Lebewohl, mein teuerster Freund, mein Wohltäter! Grämen Sie sich nicht um mich; leben Sie glücklich; vergessen Sie mich nicht, und Gottes Segen komme über Sie! Ich werde oft an Sie denken und für Sie beten. So ist also diese Zeit nun zu Ende. Es ist nicht viel Erfreuliches, was ich aus den Erinnerungen an die Vergangenheit in das neue Leben hinübernehme; um so wertvoller wird die Erinnerung an Sie sein; um so teurer werden Sie meinem Herzen sein. Sie sind mein einziger Freund; Sie sind der einzige, der mich hier geliebt hat. Ich habe es ja doch gesehen und gewußt, wie sehr Sie mich liebten! Schon über mein Lächeln, schon über eine Zeile von meiner Hand waren Sie glücklich. Jetzt müssen Sie mich entbehren lernen! Wie wird es Ihnen gehen, wenn Sie hier allein zurückbleiben? An wen werden Sie sich hier anschließen, Sie mein guter, teurer, einziger Freund? Ich hinterlasse Ihnen das Büchelchen und den Stickrahmen und den angefangenen Brief; lesen Sie, wenn Sie diese angefangenen Zeilen ansehen, in Gedanken als Fortsetzung alles, was Sie gern von mir gehört oder gelesen hätten, alles, was ich Ihnen nur hätte schreiben können, und was hätte ich Ihnen jetzt nicht alles zu schreiben gehabt! Vergessen Sie Ihre arme Warwara nicht, die Sie so herzlich geliebt hat. Alle Ihre Briefe sind in Fedoras Wohnung in der Kommode geblieben, in der obersten Schublade. Sie schreiben, daß Sie krank sind; aber Herr Bykow läßt mich heute nirgend hingehen.

Ich werde Ihnen schreiben, mein Freund; das verspreche ich Ihnen; aber Gott allein weiß, was alles geschehen kann. Lassen Sie uns also jetzt für immer voneinander Abschied nehmen, mein lieber, teurer Freund, für immer! . . . Ach, wie würde ich Sie jetzt umarmen, wenn ich bei Ihnen wäre! Leben Sie wohl, mein Freund; leben Sie wohl, leben Sie wohl! Leben Sie glücklich; werden und bleiben Sie gesund! Ich werde lebenslänglich für Sie beten. O, wie traurig ist mir zumute; welch ein Druck lastet auf meiner ganzen Seele! Herr Bykow ruft mich. Ihre Sie lebenslänglich liebende W.

P. S. Meine Seele ist jetzt so voll von Tränen, so übervoll... Die Tränen ersticken mich, sie sprengen mir die Brust. Leben Sie wohl! O Gott, wie traurig das alles ist!

Vergessen Sie Ihre arme Warwara nicht, vergessen Sie mich nicht!

Meine liebe Warwara, mein Täubchen, meine Teuerste! Man führt Sie fort; Sie fahren weg. Ja, jetzt möchte ich lieber, daß man mir das Herz aus der Brust, als daß man Sie von mir risse! Wie können Sie das nur tun? Sie weinen ja, und dennoch fahren Sie weg?! Da, der Brief, den ich soeben von Ihnen bekommen habe, ist ja ganz von Tränen befleckt. Also möchten Sie nicht wegfahren; also bringt man Sie mit Gewalt fort; also tut Ihnen der Abschied von mir leid; also lieben Sie mich! Aber wie wird es denn nun werden, mit wem werden Sie nun zusammen leben? Dort wird es Ihnen traurig ums Herz sein, öde und kalt. Der Gram wird an Ihrem Herzen zehren; es wird vor Traurigkeit brechen. Sie werden dort sterben; man wird Sie dort in die feuchte Erde legen; es wird nicht einmal jemand da

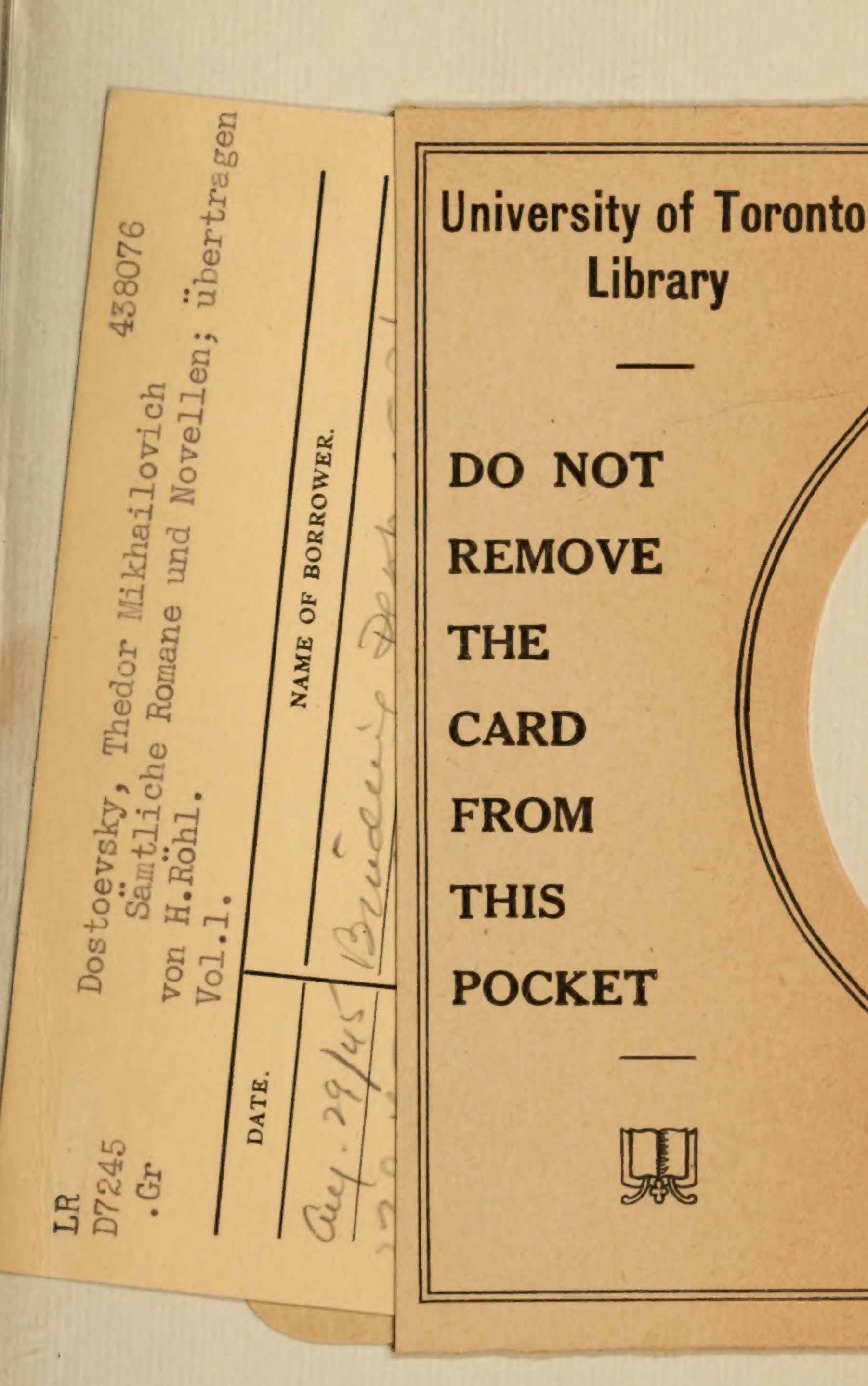
sein, der um Sie weint! Herr Bykow wird immer nur seine Hasen hetzen! ... Ach, liebes Kind, liebes Kind! Wofür haben Sie sich da entschieden? Wie konnten Sie sich nur zu einem solchen Schritte entschließen? Was haben Sie getan, was haben Sie getan, was haben Sie sich da nur angetan? Man wird Sie ja dort ins Grab bringen; man wird Sie dort totquälen, mein Engelchen. Sie sind ja doch so schwach wie ein Federchen! Und wo bin ich denn gewesen? Warum habe ich Dummkopf denn untätig gaffend dabeigestanden? Ich sehe, das Kind hat eine Laune, einfach weil ihm der Kopf weh tut. Statt daß ich nun einfach – aber nein! ich gräßlicher Dummkopf denke nichts und sehe nichts, als wäre das von meiner Seite das Richtige, als ginge die Sache mich gar nichts an; und ich laufe sogar noch nach Falbeln! .. Nein, liebe Warwara, ich werde aufstehen; zu morgen werde ich vielleicht gesund werden, dann werde ich aufstehen! Ich werde mich vor die Räder werfen; ich werde Sie nicht wegfahren lassen! Aber nein, wirklich, was soll das alles heißen? Mit welchem Rechte geschieht das alles? Ich werde mit Ihnen mitfahren; ich werde hinter Ihrem Wagen herlaufen, wenn Sie mich nicht mitnehmen, und werde aus Leibeskräften laufen, bis ich atemlos niedersinke. Wissen Sie denn auch, wie es an dem Orte aussieht, wo Sie hinfahren, liebes Kind? Sie wissen das vielleicht nicht; da sollten Sie mich doch fragen! Da ist die Steppe, meine Beste, da ist die Steppe, die kahle Steppe, so kahl wie meine Handfläche! Da gibt es nur stumpfsinnige Bauernweiber und ungebildete, trunksüchtige Bauern. Da sind jetzt schon die Blätter von den Bäumen gefallen; da regnet es, da ist es kalt – und nach einem solchen Orte wollen Sie hinfahren! Na, Herr Bykow hat da seine Beschäftigung: er hat da seine Hasen; aber wie

steht es mit Ihnen? Sie wollen eine Gutsherrin sein, liebes Kind? Aber mein lieber kleiner Cherub! sehen Sie sich doch einmal selbst an: sehen Sie wohl aus wie eine Gutsherrin? . . . Und wie soll denn das werden, liebe Warwara: an wen werde ich denn dann Briefe schreiben, liebes Kind? Ja! Legen Sie sich doch nur die Frage vor, liebes Kind: „An wen wird er dann Briefe schreiben?“ Wen werde ich „liebes Kind“ nennen, wen werde ich mit diesem freundlichen Namen anreden? Wo werde ich Sie dann zu sehen bekommen, mein Engelchen? Ich werde sterben, liebe Warwara, werde bestimmt sterben; mein Herz wird ein solches Unglück nicht überstehen! Ich habe Sie wie das liebe Tageslicht geliebt, wie ein leibliches Töchterchen habe ich Sie geliebt; alles an Ihnen habe ich geliebt, liebes Kind, Sie meine Teure! Nur für Sie allein habe ich gelebt! Ich habe gearbeitet und Akten abgeschrieben und Spaziergänge gemacht und meine Beobachtungen in Gestalt von freundschaftlichen Briefen zu Papier gebracht, alles nur deshalb, weil Sie, liebes Kind, hier waren und mir gegenüber, in meiner Nähe wohnten. Sie haben das vielleicht nicht gewußt; aber es war genau so! Ja, hören Sie, liebes Kind, überlegen Sie es doch selbst, mein liebes Täubchen, wie ist denn das möglich, daß Sie von uns weggehen? Sie können ja gar nicht von uns weggehn, meine Teure; das ist unmöglich; das ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit! Es regnet ja doch, und Sie sind so schwächlich; Sie werden sich erkälten. In Ihrem Wagen wird es durchregnen; es wird ganz sicher durchregnen. Und kaum werden Sie den Schlagbaum hinter sich haben, da wird der Wagen in Stücke gehen, unbedingt in Stücke gehen. Hier in Petersburg werden ja ganz jämmerlich schlechte Wagen gebaut! Ich kenne diese Wagenbauer sämtlich; die sind

nur darauf bedacht, daß ihr Fabrikat eine moderne Fasson hat; aber es ist gebrechliches Spielzeug, nichts Solides, Haltbares! Ich versichere Ihnen, daß sie nichts Solides fabrizieren! Ich werde mich Herrn Bykow zu Füßen werfen, liebes Kind; ich werde ihm alles darlegen, alles darlegen! Und legen Sie ihm ebenfalls alles dar, liebes Kind; setzen Sie es ihm vernünftig auseinander! Sagen Sie ihm, daß Sie hier bleiben werden, und daß Sie nicht wegfahren können! ... Ach, warum hat er nicht in Moskau die Kaufmannsfrau geheiratet! Hätte er die doch da geheiratet! Eine Kaufmannsfrau hätte für ihn besser gepaßt, weit besser gepaßt; das ist mir klar! Und dann hätte ich Sie hier behalten. Was ist er Ihnen denn, liebes Kind, dieser Bykow? Warum haben Sie ihn denn auf einmal so liebgewonnen? Vielleicht deswegen, weil er Ihnen immer Falbeln kauft; ist das vielleicht der Grund? Aber was ist denn so eine Falbel? Wozu dient so eine Falbel? Die ist ja doch nur Unsinn, liebes Kind! Hier handelt es sich um ein Menschenleben; aber sie, die Falbel, ist ja nur ein Läppchen Zeug, liebes Kind; nur ein elendes Läppchen Zeug, liebes Kind, ist sie, diese Falbel! Aber ich selbst werde Ihnen Falbeln kaufen, sobald ich nur mein Gehalt bekomme; ich werde Ihnen welche kaufen; ich kenne da so einen kleinen Laden; lassen Sie mich nur erst mein Gehalt bekommen, mein kleiner Cherub, liebe Warwara! Ach Gott, ach Gott! Also werden Sie unwiderruflich mit Herrn Bykow in die Steppe fahren, um nie wieder zurückzukehren! Ach, liebes Kind! ... Nein, schreiben Sie mir doch noch einmal; schreiben Sie mir doch noch ein Briefchen über alles, und wenn Sie wegfahren, dann schreiben Sie mir, bitte, doch auch von dort einen Brief! Sonst wäre dies ja der letzte Brief, mein himmlisches Engelchen, und das ist doch ganz unmög-

lich, daß dies der letzte Brief wäre! Sehen Sie, wie sollte denn das so plötzlich wirklich der allerletzte sein! Nein, ich werde Ihnen schreiben, und schreiben Sie mir auch! . . . Auch mein Stil wird doch jetzt besser . . . Ach, meine Beste, was da Stil! Ich weiß ja jetzt nicht einmal, was ich da schreibe; ich weiß es absolut nicht, ich weiß gar nichts und lese es nicht noch einmal durch und korrigiere den Stil nicht, sondern schreibe und schreibe, nur um Ihnen recht viel zu schreiben . . . Mein Täubchen, meine Teure, Sie mein liebes Kind!

6.–10. Tausend
*
Druck von Bernhard
Tauchnitz in Leipzig


University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
LR
D7245
.Gr
Dostoevsky, Thedor Mikhailovich 438076
Sämtliche Romane und Novellen; übertragen
von H.Röhl.
Vol.1.
DATE.
NAME OF BORROWER.

